AUTHOR:

POBIEDONOSTSEV, K. P.

TITLE:

STREITFRAGEN DER GEGENWART

PLACE:

BERLIN

DATE:

1897

Master Negative #

91-80147-8

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

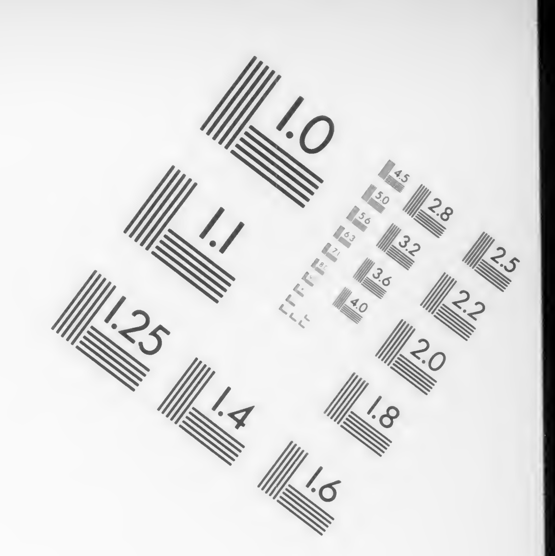
Pobedonostsev, K[onstantin] P[etrovich] 1827-1907
Streitfragen der gegenwart, autorisirte deutsche uebersetzung von R. Borchardt und L. Kelchner. Berlin, Deubner, 1897.
2 p. l., [5], 232 p. port. 21 cm.

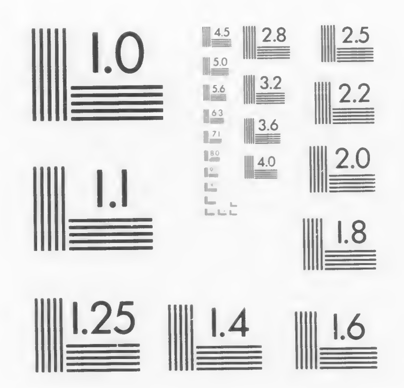
Restrictions on Use:

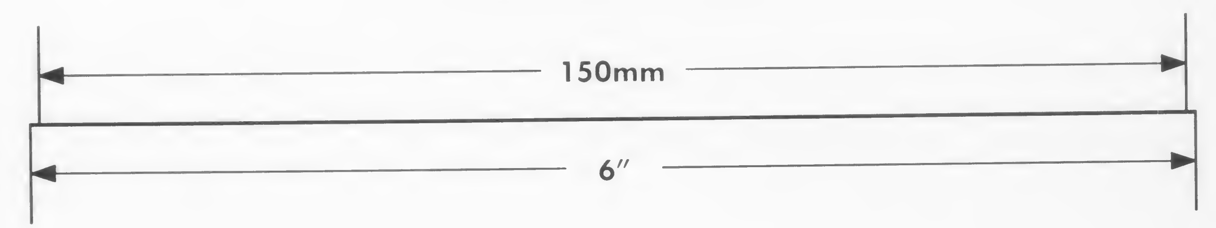
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 10 X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/26/91 INITIALS G.G.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

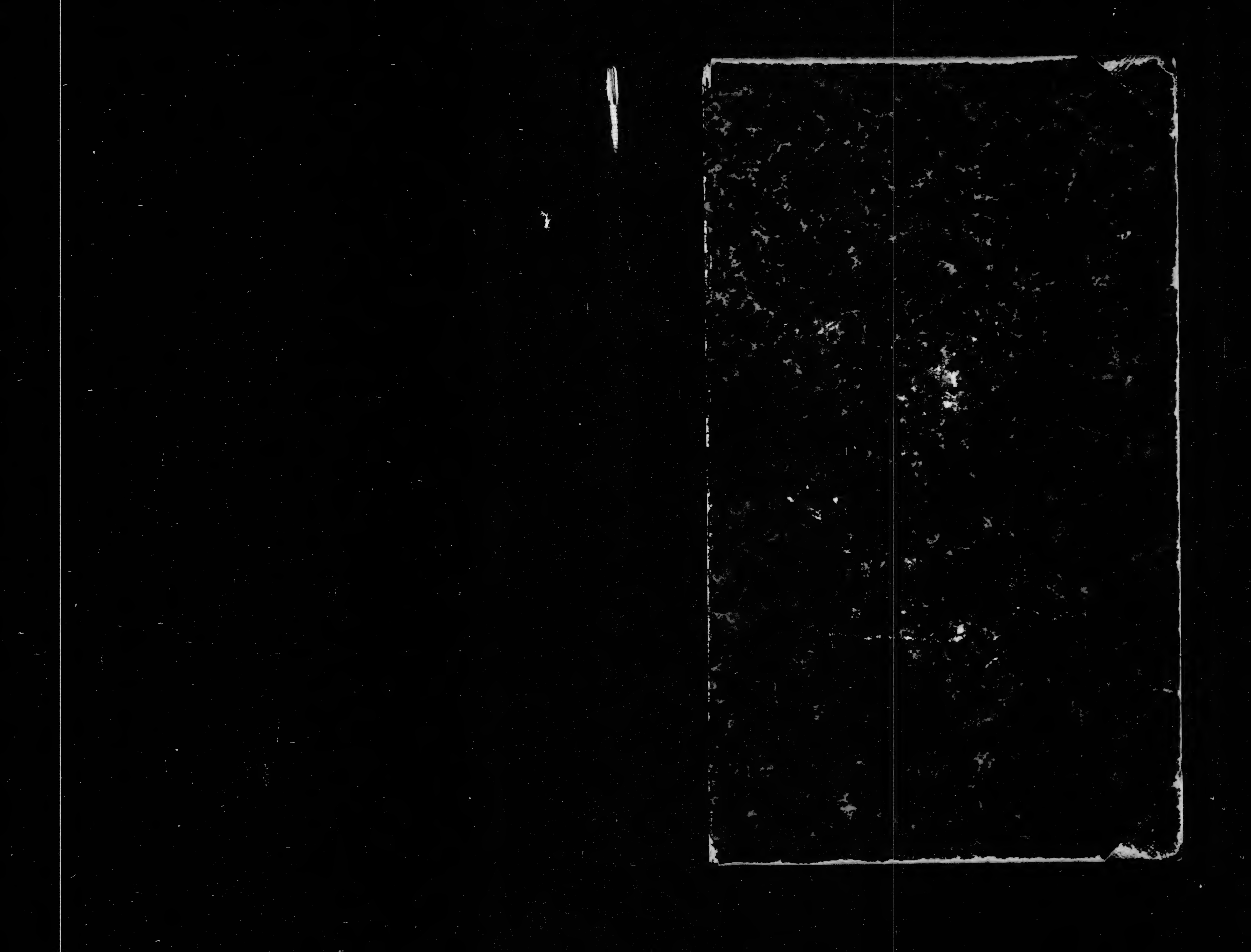
IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







PHOTOGRAPHIC SCIENCES CORPORATION
770 BASKET ROAD
P.O. BOX 338
WEBSTER, NEW YORK 14580
(716) 265-1600





Streitfragen der Gegenwart

von

K. P. Pobedonoszew

Oberprocureur des heil. Synod.







Streitfragen der Gegenwart

von

K. P. Pobedonoszew

Oberprocureur des heil. Synod.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von R. Borchardt und L. Kelchner.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Zweite Auflage.

Berlin 1897.

Verlag von August Deubner
Buchhändlerhof 2a. (Wilhelmstr. 47).

Zum Bilde des Verfassers, das wir dem Buch mitgeben, fügen wir folgende authentische kurze Angaben über seinen Lebenslauf hinzu:

Constantin Petrowitsch Pobedonoszew ist im Jahre 1827 in Moscau, wo sein Vater Professor an der Universität war, geboren. Er empfing seine Erziehung und erste Ausbildung im elterlichen Hause und bezog im Jahre 1841 die Rechtsschule*) zu Petersburg. Dieselbe wurde von ihm im Jahre 1846 absolvirt, worauf er in das Moscauer Departement des Senats, der höchsten Instanz für Appellationen im Civilproceß, eintrat. Diese Laufbahn verfolgte er in den sich aneinander schließenden Aemtern eines Secretairs, Obersecretairs und Oberprocureurs bis zum Jahre 1866. Die Moscauer Universität berief Constantin Petrowitsch im Jahre 1859 auf den Lehrstuhl des bürgerlichen Rechts und Civilprocesses. Hier las er wöchentlich bis zu 8 Stunden Colleg, ohne seine dienstliche Stellung und Function im Senat aufzugeben.

Im Jahre 1861 erging an ihn der Ruf, in Petersburg an den Arbeiten einer Kommission für Organisation des Gerichtswesens theilzunehmen. Außerdem war ihm der Auftrag geworden, den Thronfolger Nicolai Alexandrowitsch in die juristischen Wissenschaften einzuführen. Nach dessen Tode im Jahre 1866 hatte er die gleiche Aufgabe bezüglich des dermaligen Thronfolgers Alexander Alexandrowitsch zu erfüllen.

*) Die Rechtsschule zu Petersburg ist eine Academie zum Studium von Rechts- und Cameralwissenschaften (Internat), die nur von Söhnen der besten Familien des Reichs besucht wird und in dieser Beziehung eine exclusive Stellung einnimmt.

Zu jener Zeit verlegte Pobedonoszew seinen Wohnsitz nach Petersburg und wurde zum Senator ernannt.

Seit dem Jahre 1871 ist er Mitglied des Reichsraths und seit 1881 Oberprocureur des Heiligsten Synod.*)

Bücher von ihm sind erschienen:

Kursus des bürgerlichen Rechts, in 3 Bänden, 5 Auflagen.
Gerichtlicher Leitfaden für den Civilproceß.
Historische Untersuchungen und Essays.
Hohe kirchliche Festtage.
Zum ewigen Gedächtniß — Erinnerungen an Verstorbene.
Moscauer Sammlung, 3 Auflagen.

Uebersetzungen:

Thiersch: Das christliche Familienleben.
Thomas a Kempis: Die Nachfolge Christi.
Aus dem Tschechischen: Erlebnisse des Edelmanns Wratislaw. — Der Sieg, der die Welt überwunden hat. — Augustinus, Confessiones.

Berlin, 31. December 1896.

Die Verlagsbuchhandlung.

---

*) Der heiligste Synod ist die höchste Instanz zur Entscheidung aller in das kirchliche Gebiet einschlägigen Fragen, Anstellung der höchsten Geistlichen u. s. w. Die Mitglieder der Behörde sind die höchsten Geistlichen des Landes, der Oberprocureur ist, als Vertreter des Kaisers, das einzige weltliche Mitglied und hat Ministerrang.

Vorwort.

Der Verfasser des Buches, dessen Uebersetzung auf den nachfolgenden Seiten dem deutschen Publicum dargeboten wird, ist Constantin Petrowitsch Pobedonoszew.

Das Buch enthält eine größere Anzahl von Aufsätzen (es sind nicht alle zur Uebersetzung gelangt) und ist um die Mitte d. J. unter dem Titel „Moskauer Sammlung" (Moskowski Sbornik) in Rußland erschienen, woselbst es in einem halben Jahr drei Auflagen erlebte.

Der Name des Verfassers ist den meisten deutschen Lesern nicht unbekannt; sein Träger, einer der höchsten Beamten im russischen Reich, galt und gilt als Vertrauensperson bez. Rathgeber seiner Monarchen, und vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß er gesetzgeberischen Maßregeln den Stempel seiner Persönlichkeit, seiner Anschauungen aufgedrückt habe. Es kann nicht die Aufgabe des Uebersetzers sein, in eine Würdigung dieser Fragen einzutreten. Um jeden bedeutenden Mann bildet sich ein Kranz von Vorstellungen, die sicherlich nicht alle auf Wahrheit, auf objectivem Urtheil beruhen; diese Vorstellungen verkörpern sich schließlich zu einem festen Bilde in der öffentlichen Meinung, das größtentheils erst von dem später arbeitenden Historiker an wichtigen Stellen verbessert, ja häufig neu gezeichnet wird.

Mag der Leser aus den nachfolgenden Aufsätzen versuchen, das bei ihm bereits vorhandene Bild klarer hervortreten

zu lassen oder zu corrigiren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tendenzen der Aufsätze vielen und heftigen Widerspruch hervorzurufen geeignet sind. Aber schwerlich wird man bestreiten können, daß aus ihnen glühende Liebe zu dem eigenartigen Vaterlande, und Sinn für unbeugsame Gerechtigkeit gegen Hoch und Niedrig spricht; das sind Eigenschaften, die bei allen ehrlichen Leuten, zu welcher Partei sie auch gehören mögen, auf Sympathie und Beifall rechnen können.

Die deutsche Lesewelt wird mit Uebersetzungen von Erzeugnissen russischer Schriftsteller des verschiedenartigsten Kalibers keineswegs kärglich bedacht, und der Schluß ist gerechtfertigt, daß das deutsche Publicum lebhaftes Verlangen zeigt, die Eigenart des Nachbarvolks in seinem gesammten inneren und äußeren Leben kennen zu lernen.

Es kann daher wohl mit Recht vermuthet werden, daß die Anschauungen und Schilderungen einer der maßgebendensten und bedeutendsten Persönlichkeiten inmitten jenes Volks, wie Pobedonoszew, der Aufmerksamkeit des deutschen Lesers sicher sind.

Berlin,
31. December 1896.

R. Borchardt.

Inhalt.



Kirche und Staat.

I.

Die bemerkenswerthe Erscheinung unserer Zeit ist der Kampf der kirchlichen Grundgewalten mit den staatlichen. Wenn ein Kampf aus geistig-religiösen Anfängen entsteht, ist es unmöglich zu berechnen, auf welche Grenzen er sich beschränkt und welche Elemente er in sich hineinzieht; bis wohin er sich ausdehnt, und wo sich das Meer der Leidenschaften, das durch den Kampf für Ueberzeugungen und Glauben aufgewühlt ward, beruhigt. In den Fragen des Volksglaubens muß die Staatsgewalt mit besonderer Vorsicht ihre Anforderungen bekunden und ihre rechtlichen Ansprüche formulieren, um nicht Empfindlichkeiten und geistige Erfordernisse zu verletzen, an denen das Bewußtsein der Volksmasse nicht rühren läßt. So groß auch immer die Staatsgewalt sein mag, sie liegt begründet in nichts anderem als in der Erkenntniß des geistigen Zusammenhangs zwischen Volk und Regierung, auf dem Volksglauben: Die Gewalt wird von der Minute an unterhöhlt, wenn eine Spaltung dieses, auf dem Glauben begründeten Bewußtseins, beginnt. Vereint mit der Regierung kann das Volk viel Schweres ertragen, kann in Vielem

sich beschränken und der Staatsgewalt abgeben. Nur eins ist die staatliche Gewalt nicht im Rechte zu fordern, eins giebt man ihr nicht — das, worin die gläubigen Seelen des Einzelnen, sowie Aller die Grundlagen ihres geistigen Seins wähnen, und das sie für sich mit der Ewigkeit verknüpfen. Es giebt Tiefen, bis zu welchen die staatliche Gewalt nicht dringen kann und nicht dringen soll, um nicht die Urquellen des Glaubens in der Seele jedes und aller in Aufruhr zu bringen.

Die Hauptquelle der entstandenen und noch mit Verschärfung drohenden Mißverständnisse zwischen Volk und Regierung ist die künstlich aufgebaute Theorie der Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Im historischen Gang der Ereignisse im Westen Europas, die unauflöslich verknüpft sind mit der Entfaltung der römisch-katholischen Kirche, bildete sich und ging in ein System des staatlichen Gebäudes über, ein Begriff über die Kirche als über eine geistlich-politische Institution mit einer Gewalt, die, im Gegensatz zum Staat, mit letzterem einen politischen Kampf aufgenommen hat; mit den Ereignissen dieses Kampfes ist das ganze Feld der Geschichte im Westen Europas besetzt. Durch diese politische Bedeutung der Kirche wurde das einfache, eigentliche, natürliche Verständniß der Kirche als einer Gemeinschaft von Christen, die organisch durch die Einheit des Glaubens in einem von Gott gegründeten Bund vereint sind, in den Hintergrund gedrängt und im staatlichen Bewußtsein verdunkelt. Diese Erkenntniß indessen verbirgt sich in der Tiefe des Volksbewußtseins und entspricht damit dem festgewurzeltsten Bedürfniß der Menschenseele — dem Bedürfniß der Gläubigkeit und der Einheit im Glauben. In diesem Sinne macht sich die Kirche als eine Gemeinschaft der Gläubigen nicht los und kann sich nicht los machen, vom Staat als von einer Gemeinschaft, die in einem

bürgerlichen Bund vereinigt ist. Bis zu welcher Vervollkommnung auch immer der Verstand den logischen Aufbau der auf eine Theilung zwischen Staat und Kirche begründeten Beziehungen entwickelt haben mag, das einfache Bewußtsein in der Masse des gläubigen Volks wird dadurch nicht ausgefüllt und befriedigt. Der politische Verstand mag befriedigt werden durch die denkbar beste Form einer Verständigung, durch die vollständigste philosophische Construction von Begriffen; aber in der Tiefe der Seele, die eine lebendige Nothdurft nach Glauben und Einheit des Glaubens mit dem Leben hat, wird dieser künstliche Aufbau nicht als Wahrheit empfunden. Das geistige Leben sucht und fördert vor allem geistige Einheit und sieht in dieser das Ideal des eignen Seins; wenn man aber der Seele dieses Ideal in einer Zweitheilung zeigt, so nimmt sie ein solches Ideal nicht an und kehrt sich ab. Die Gläubigkeit, die in ihrer Eigenart bedingungslos ist, duldet nichts Bedingtes in ihrer idealen Construction. Es ist ja wahr, daß das Leben aller und des Einzelnen in seiner Wirklichkeit eine ununterbrochene Kette des Falls und der Spaltung, der unglücklichen Spaltung zwischen Gedanken und That, zwischen Glauben und Leben bildet; aber in diesem unaufhörlichen Kampf hält sich die Menschenseele im Gleichgewicht durch nichts Anders, als durch den Glauben an eine ideale, endliche Einigkeit und schätzt diesen Glauben als den ersten und innigsten Hort ihres Seins. Bringt einen Menschen zum Bewußtsein dieser Theilung, so läßt er den Kopf hängen und wird grüblerisch.

Zeigt ihm das Ende dieser Theilung, zu dem sein Geist strebt — so hebt er das Haupt, fühlt sich lebendig und strebt mit dem Glauben vorwärts. — Aber wenn ihr ihm sagt, das Leben sei eine Sache für sich und der Glaube ebenfalls und, wenn ihr ihm diesen Begriff in die Theorie des Lebens ein-

führt, so wird die Seele diesen Begriff ablehnen und zwar mit demselben Widerwillen, mit dem sie dem Gedanken an eine endliche und definitive Vernichtung des Seins begegnet.

Man wird vielleicht einwenden, daß es sich hier um eine persönliche Gläubigkeit handelt. Aber die persönliche Gläubigkeit trennt sich nicht von der kirchlichen Gläubigkeit, da ihr wesentliches Bedürfniß ist, die Einigkeit im Glauben, und sie die Befriedigung dieses Bedürfnisses nur findet in der Kirche.

Im westlichen Europa erhält sich seit lange der Kampf der Kirche mit dem Staat und des Staats mit der Kirche. Das letzte Wort dieses Kampfes ist noch nicht gesprochen, und, wie es ausfallen wird, ist noch unbekannt. Die eine wie die andere Seite mißt ihre Kräfte und sammelt ihre Schaaren. Der Staat stützt sich auf die Kräfte der Gebildeten, die Kirche auf die Gläubigkeit der Volksmasse und auf die Anerkennung der geistlichen Autorität. Es kann kein Zweifel sein, daß im Endresultat der Sieg der Seite zufällt, auf welcher sich die wirkliche Vereinigung tiefer, dem Leben gehöriger Gläubigkeit zeigt. Der staatlichen, gebildeten Menge steht in jedem Falle die schwierige Aufgabe bevor — auf ihre Seite herüber zu ziehn und mit sich fest zu vereinen — die Gläubigkeit des Volkes. Aber um die Gläubigkeit herüber zu ziehen und mit ihr zu verfließen, muß man lebendigen Glauben in sich zeigen; die Bildung allein ist dazu nicht genügend:

Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.

Die Gläubigkeit des Volks ist feinfühlig, und schwerlich kann man sie gewinnen mit einem Anschein von Gläubigkeit, oder sie hineinziehen in eine Abmachung über Glaubensdinge: Der lebendige Glaube läßt Abmachungen nicht zu, und erkennt absolute Herrschaft der Verstandeslogik nicht an. Zwar wird gewöhnlich zur Gläubigkeit der Begriff von Ueberzeugungen angewandt, aber man darf die Ueberzeugung des Verstandes nur nicht verwechseln mit der Ueberzeugung des Glaubens, und die Macht des Verstandes, die Macht der Bildung und der Gedankenarbeit irrt sehr, wenn sie in sich selbst alles nothwendige für geistige Kraft vermuthet, unabhängig von der Gläubigkeit, die das Allerwesentlichste für die geistige Kraft giebt. In dieser Verwechslung der Begriffe verbirgt sich für den Staat eine große Gefahr im Kampf mit der Kirche. Als sich zur Zeit der Reformation die Staatsgewalt in Deutschland an die Spitze der Bewegung gegen die alte Kirchengewalt stellte, und eine neue Organisation der Kirche ausarbeitete, verfügte sie in Wirklichkeit über die geistige Kraft der Gläubigkeit. Die Bewegung, der sie sich anschloß, war in der Masse des Volks erwacht und durchdrungen von tiefer, gesammelter Gläubigkeit. Die ersten Führer derselben stellten in sich das höchste Niveau der Bildung damaliger Gesellschaft vor, und gleichzeitig glühte in ihnen das Feuer tiefen Glaubens, das sie mit dem Volke verband. So concentrirte sich in dieser Bewegung eine unendliche, geistige Kraft, der nach langjährigem Kampfe die durch Jahrhunderte begründete Kraft der alten Ordnung weichen mußte.

Heute sind die Verhältnisse ganz andere. Von Seiten des Staats aus ist eine Theilung zwischen der Volksgläubigkeit und der politischen Construction der kirchlichen Ordnung im staatlichen Bewußtsein entstanden. Auf der anderen Seite ist bei der gebildeten Klasse die Theilung zwischen Gläubigkeit und wissenschaftlicher Construction der Gläubigkeit noch auffallender. Die theologische Wissenschaft beschränkt sich nicht auf ihre anfängliche Aufgabe — zum Bewußtsein zu bringen und mit allgemeinen Blick die Einzelheiten der kirchlichen Gläubigkeit zu umfassen, sie droht jede Gläubigkeit in sich zu verschlingen, indem sie dieselbe einer erbarmungslosen, kritischen Analyse des Verstandes unterwirft, wie irgend eine Sache, wie das rein äußer-

liche Object der Untersuchung. Die politische Wissenschaft baute eine genau ausgearbeitete Lehre über endgültige Trennung der Kirche und des Staates auf, eine Lehre, infolge derer nach einem Gesetz, das keine Trennung der Centralgewalten zuläßt, die Kirche unvermeidlich in der That als eine dem Staat unterworfene Einrichtung erscheint. Im Verein hiermit tritt der Staat als eine Einrichtung auf, die in ihrer politischen Idee *von jeder Gläubigkeit* losgelöst erscheint, und überhaupt gleichgültig gegen Gläubigkeit ist. Es ist natürlich, daß von diesem Gesichtspunkt aus die Kirche nichts anderes scheint, als eine Einrichtung, die einem als vom Staat für nothwendig angesehenem Bedürfnisse für die Bevölkerung entspricht — dem religiösen, und der neueste Staat verfährt mit ihr auf Grundlage des Rechts seiner Autorisation, seiner Aufsicht und Controlle, ohne sich um die Gläubigkeit zu bekümmern. Für den Staat, als die oberste politische Einrichtung, ist eine solche Theorie verlockend, da sie ihm völlige Selbstherrschaft, die endgültige Vernichtung jedes, sogar des geistigen Widerstandes, und die Vereinfachung aller Operationen seiner kirchlichen Politik verspricht. Doch diese Versprechungen sind trügerisch. Diese Theorie im Cabinet des Ministers oder des Gelehrten ausgearbeitet, nimmt die Gläubigkeit des Volks nicht an. In allem, was sich auf die Gläubigkeit bezieht, ruht das Volksbewußtsein nur auf der einfachen und ganzen Vorstellung, die seine Seele umfaßt, und wendet sich von künstlich aufgebauten Begriffen ab, — wenn es in ihnen Lüge oder auch nur Abwendung von der Wahrheit spürt. So kann sich z. B. die politische Theorie bequem damit abfinden, daß sich ein Pastor im Kirchenamt, oder ein theologischer Professor auf dem Katheder erhält, der (eine Erscheinung, die unglücklicher Weise in Deutschland schon häufig ist) öffentlich erklärte, daß er nicht an die Gottheit des Heilands glaubt; das Volksbewußtsein aber wird eine derartige

Verbindung der Begriffe bezüglich des kirchlichen Hirten nicht verstehen, und wird sie Lüge nennen. Traurig und hoffnungslos wird die Lage der Staatsgewalt, wenn ihre Verfügungen und Handlungen in Dingen, die auf den Glauben Bezug haben, vom Volksbewußtsein mehr und mehr als Lüge und Glaubenslosigkeit erklärt werden.

II.

Ueber die Trennung der Kirche vom Staat urtheilt vorzüglich der ehemalige Pater Hyacinth, als er über diesen Gegenstand in Genf im Frühling des Jahres 1873 öffentliche Vorträge abhielt. Kampf auf Tod und Leben mit der Kirche, das ist die Schwärmerei der revolutionären Partei; zum wenigsten derjenigen ihrer extremen Führer, welche in der Politik als Jacobiner erscheinen und in den religiösen Dingen Gottlosigkeit und Materialismus verbreiten. Ihnen dient als Wehrzeug Sophismus und Vergewaltigung. Ueberall hat man schon längst das Vertrauen zu ihnen verloren; sie sind blind und nicht im Stande, einen Kampf zu führen, weil sie alles bei ihrem Gegner verkehren, nichts richtig unterscheiden, und maßlos seine Bedeutung überschätzen.

Die französische Revolution stellte es sich zur Aufgabe, die Gesellschaft zu erneuern; doch erneuern konnte man sie nur, indem man die christlichen Ausgangspunkte der bürgerlichen Gesellschaft einimpfte. Es entstand ein Kampf zwischen der Revolution und der römischen Theokratie, wobei die Revolution die römische Theokratie verwechselte mit der katholischen Kirche, mit der Katholicität oder mit derjenigen Allgemeinheit, die alle gläubigen Christen umfaßt — verwechselte mit dem Evangelium und mit der Person des Heilands Jesu Christi. Und so war der Krieg erklärt, nicht sowohl Rom

als dem Reiche Jesu auf der Erden. Im Christenthum begannen diese Leute das religiöse Gefühl selbst zu verfolgen, das sich bereits im Laufe von 2000 Jahren untrennbar mit dem Christenthum verschmolzen hatte. Das war der Gegner, den sie zum Kampf heraus forderten, indem sie sich mit zwiefacher Wehr, mit elender, besudelter Waffe wappneten: mit dem Beil des Henkers und dem Redefluß der Sophisten.

Die katholische Religion in Frankreich stand in keinem guten Ruf, angesichts der freidenkerischen Abbés, die die Hallen der Paläste füllten und der bekanntlich losen Sitten der damaligen Gesellschaft. Da weckt man sie plötzlich, rüttelt sie auf, schleppt sie in die Kerker. In ihrem Namen führt man zum Schaffot Priester, Jungfrauen, Landleute im Gemisch mit Standesherrn, mit Dichtern, mit Staatsmännern — gerade wie zur Zeit der ersten Cäsaren. Auf ihrem Priestergewand war noch sichtbar das Blut der Bartholomäusnacht, waren sichtbar die Spuren der Thränen von Eltern und Waisen nach Aufhebung des Edicts von Nantes. Alle diese Spuren verschwanden mit einem Schlage: nichts war mehr zu schauen vor dem eigenen Blut, vor den Spuren der eigenen Thränen. Das wars, warum sie, da sie später sich erhob, sich eben erhob im Glanz voller Reinheit ohne alle Flecken. Diese Reinheit hatten ihr die Henker geschafft.

Grade so verfuhren die philosophischen Sophisten, sie begannen Fragen auszugraben, die die neueste Wissenschaft als einer Lösung unzugänglich erklärt; man suchte das Mysterium des Todes zu finden und sah in ihm nur eine Chimäre und etwas Erdachtes. Man vertiefte sich in die Entstehung der Menschheit und sah an ihrer Wiege anstatt des biblischen, aus Staub geschaffenen Adam, irgend ein unbekanntes Geschöpf, das sich allmählich aus dem thierischen Leben herausbildete: zuerst Affe und dann Mensch wurde. Und dann, als man

diesen Menschen bei seinem Beginne und Ausgang recht in die Mitte des thierischen Lebens stellte und ihn bis zu den Grenzen der Fäulniß hinabzerrte, begann man seine Größe zu preisen: Ach wie groß bist du Mensch im Atheismus und im Materialismus und in der selbsterkannten Freiheit, die sich nirgends der Moral unterordnet! Aber inmitten dieser fremdartigen Größe zeigte sich der Mensch, von Trauer erdrückt. Er hatte Gott verloren, aber das Bedürfniß nach Religion bewahrt. Dies Bedürfniß ist so empfindlich, daß, wie wir sehen, eine Religion möglich ist sogar ohne Gott, wie der Buddhismus, der Millionen Anhänger begeistert. Und in Wirklichkeit, selbst wenn es wahr wäre, daß der erste Mensch aus dem Thierreich entstanden sei, — was geht das mich an? Im Buch der Schöpfung steht eine noch gröbere Materie verzeichnet, aus der der Mensch geschaffen ward — ein Erdenkloß. Welches auch immer der Stoff gewesen ist, bedeutet er etwa, bedeutet diese Hülle den ganzen Menschen? Er empfing von seinem Schöpfer — die lebendige Seele, jenen Athem des religiösen und moralischen Lebens, von dem er sich, wenn er auch wollte, nicht loslösen kann. Das ist, was ihm niemals gestattet, sich von der christlichen Religion loszusagen.

Es wird die Trennung der Kirche vom Staat gepredigt, das sind nur Worte, aber nicht eine einzige Idee, denn unter dem einen Wort der Trennung kann man vieles verstehen. Mag man doch zuerst erläutern, worin das besteht. Wenn die Sache in einer deutlicheren Abgrenzung der bürgerlichen Gemeinschaft mit der religiösen Gesellschaft, der kirchlichen, geistlichen mit der weltlichen, in einer wahren und aufrichtigen Vermessung ohne Hintergedanken und Vergewaltigung besteht — so werden alle mit einer solchen Trennung einverstanden sein. Wenn man — sich auf practischen Boden stellend, will, daß der Staat sich des

Rechtes, die Diener der Kirche anzustellen, und der Pflicht, sie zu unterhalten, begebe — so wird das ein idealer Zustand sein, zu dem überzugehen wünschenswerth ist, den man unter günstigen Umständen der gesetzlichen Form entgegenführen müßte. Wenn diese Frage reif wird, muß der Staat, wenn er sie endgültig lösen will, das Recht zur Wahl der Priester und Bischöfe zurückgeben, wohin es gehört; in diesem Fall wird man dem Papst nicht das geben können, was der Geistlichkeit und dem Volk nach historischem und apostolischem Recht gehört. Der Staat hält zwar im Wesentlichen dies Recht in seiner Hand, aber es gehört ihm nicht.

Man sagt nun aber, daß die Teilung in einem anderen weiteren Sinne verstanden werden solle. Die klugen gelehrten Leute bestimmen sie folgendermaßen: den Staat geht die Kirche nichts an, und die Kirche — nichts den Staat. So soll sich die Menschheit in zwei weiten Sphären bewegen und zwar so, daß in der einen Sphäre der Körper weilen wird und in der andern — die Seele der Menschheit, und zwischen den beiden Sphären wird ein Raum sein, so weit wie zwischen Himmel und Erde. Ist denn das möglich? Den Körper kann man nicht von der Seele trennen, Geist wie Körper leben ein Leben.

Ist es wohl zu erwarten, daß die Kirche, ich spreche noch nicht einmal von der katholischen, sondern daß irgend eine beliebige Kirche einwilligen würde, aus ihrem Bewußtsein die bürgerliche Gemeinschaft, die Familiengemeinschaft, die menschliche Gemeinschaft, alles das, was unter dem Worte Staat verstanden wird — zu streichen. Wo ist es jemals festgesetzt, daß die Kirche dazu existiert, um Asceten auszubilden, Klöster zu bevölkern und in den Tempeln die Poesie ihrer Kulten und Prozessionen auszustellen? Nein, alles dies ist nur ein kleiner Theil der Thätigkeit, die die Kirche sich als Ziel

steckt. Ihr ist als erster Beruf verkündet: Lehret alle Völker. Das ist ihr Thun. Ihr steht bevor, die Menschen zu bilden, daß sie inmitten der irdischen Heimat und der irdischen Gemeinschaft nicht gänzlich unwürdig seien, in die himmlische Heimat und in die himmlische Gemeinschaft zu gelangen. Bei der Geburt, bei der Heirat, beim Tode — in diesen wichtigsten Stunden des Menschenseins erscheint die Kirche mit drei feierlichen Mysterien — und da sagt man, daß sie die Familie nichts angeht! Ihr ist es übertragen, dem Volk Ehrfurcht vor dem Gesetz und der Obrigkeit einzuprägen, der Obrigkeit Ehrfurcht vor der menschlichen Freiheit — und da sagt man, die Gesellschaft geht sie nichts an.

Nein, der sittliche Ausgangspunkt ist ein einheitlicher. Derselbe kann sich nicht spalten, derart daß es nun eine private sittliche Lehre giebt und eine andere gemeinschaftliche; eine weltliche, eine andere geistliche. Der einheitliche sittliche Ausgangspunkt schließt in sich alle Verhältnisse — private, häusliche, politische, und die Kirche, die das Bewußtsein ihres Werths bewahrt hat, wird niemals sich ihres gesetzlichen Einflusses bei Fragen, die sich auf die Familie und die Gesellschaft beziehen, entäußern. Und so geschieht's, daß wenn man von der Kirche fordert, sie solle sich nicht mehr um die bürgerliche Gesellschaft bekümmern, man ihr nur neue Kraft einflößt. Man sagt: den Staat geht die Kirche nichts an. Bei dem ersten Aufbau der Familien bildete sich sogleich eine bürgerliche Gemeinschaft, und jedes Haupt einer Familie ward ein Bürger; zu jener Zeit unterschied sich die Gemeinschaft der Gläubigen nicht von der Familie, vom ganzen Volke. Im Laufe der Zeiten vervollkommnete sich die Struktur der bürgerlichen Gemeinschaft, und es bildete sich das weltumfassende Christenthum, das in sich die Familien und Völker umschlang. Wie will man nun dem Vater, dem Bürger sagen: Bist Du für Dich und ist die

Kirche für sich? Leider haben Vater und Bürger sich dies schon längst selbst gesagt. Der Vater ward gleichgültig gegen religiöses Gefühl und Verständniß in seiner Familie. Er hat keine Antwort, wenn sich die Gattin mit ihren Zweifeln an ihn wendet, und wenn ihn das Kind in seiner jungen Einfalt fragt: Was ist denn Gott? Und weshalb betest Du nicht zu ihm? Und was ist eigentlich der Tod, der zu allen kommt und die Kinder fortträgt? Wenn der Vater nichts auf diese Fragen zu antworten vermag, wie antwortet auf sie wohl das Kind mit dem eigenen Verstande? Wenn sich aber beim Vater eine Antwort findet, so hört das Kind irgend eine Fabel — aber es hört nicht die Stimme lebendigen Glaubens, des Glaubens, für den der Mensch zu sterben bereit ist. Und so geschieht's, daß aus einem Kinde ein ebensolcher Zweifler wird, wie's der Vater war, oder ein Abergläubiger, ähnlich der Mutter und ihrem Beichtvater; so drückt sich in der Familie die Trennung zwischen Staat und Kirche aus, und an die Stelle des Vaters gelangt im Hause der Priester, der schon zuvor da war in der Eigenschaft des geistlichen Führers als Beherrscher der Gewissen unter dem Titel des Lehrers. Schuldig sind auch die Priester ohne Zweifel, doch noch schuldiger die Väter selbst, weil sie den Priester zuließen, ihren eigenen Platz am heimischen Herde einzunehmen. Da sollen sich denn die Bürger und die bürgerlichen Gewalten nicht wundern, wenn irgend einmal das von ihnen aufgeführte Gebäude einstürzt und sie unter seinen Trümmern begräbt. Das ist's, wohin die Abwendung des Staats von der Erkenntniß der Kirche führt.

III.

Als im Anfange der vierziger Jahre dem preußischen Könige gemeldet wurde, daß einige Berliner aus der christ-

lichen Kirche ausgetreten seien, erstaunte er und fragte lächelnd: Zu welcher Kirche wollen sie sich denn nun zählen? Diese Frage hat heute schon im Westen Europas jede Bedeutung verloren. Damals schien es, daß, wer aus der christlichen Kirche austritt, sicherlich wohl den festen Boden verläßt und irgendwo in der Luft hängt. Heute ist es keine Luft mehr, sondern fester Boden — ohne jede Religion zu sein.

Wenn im Mittelalter irgend jemand erklärt hätte, daß er sich von jedem Glauben lossagt, so hätte man ihn für einen Wahnsinnigen gehalten und zwar für einen so schlimmen und gefährlichen, daß man ihn verbrannt hätte.

Zu jener Zeit gabs keinen Raum für einen glaubenslosen Bürger, wohl aber gab es Gläubige die ihre bürgerlichen Rechte verloren hatten — Landstreicher, rechtlose Leute, die der Staat mit seinen Gesetzen nicht schützen mochte, so daß ihnen nichts übrig blieb, als sich unter den Schutz eines feudalen Herrn zu stellen, eines jener mächtigen Ritter, die, sich selbst der staatlichen Gewalt nicht unterordnend, zum Kampf mit dem eigenen Lehnsherrn schreiten konnten.

Wer würde wohl in unserer Zeit es unternehmen sich frei von der Staatsgewalt zu bekennen, keine Abgaben zu zahlen, der Militairpflicht nicht zu genügen, keinem zu gehorchen und sich zu unterwerfen, für sich sein eigener Staat zu sein, — einen solchen Menschen würde man für wahnsinnig erklären, gerade so wie im Mittelalter den Glaubenslosen, nur würde man ihn nicht zum Scheiterhaufen führen, sondern ihn zwingen, sich entweder dem Staat zu unterwerfen, oder zu machen, daß er aus dem Staat herauskommt. So würde er wohl in einen anderen Staat wandern, wo man ihn ebenfalls entweder zum Gehorsam bringt, oder fortjagt.

So stehts also: Heutzutage können wir uns frei von Religion und der Kirche lossagen, aber vom Staat können

wir uns nicht lossagen. Der Staat garantiert uns die Fülle des Gemeindelebens, aber die Kirche herrscht nun nicht mehr über das Gemeindeleben so, wie sie früher herrschte. Unsere Zeit ist bemerkenswerth durch den Zug, alle Beziehungen an die staatliche Gewalt anzuknüpfen; aber wenn die Kirche nur die Hälfte davon an sich heranzuziehen suchen würde, so begegnete sie wohl von allen Seiten Hindernissen und Widerstand.

Ungeachtet aller Freiheiten, wie sie überall verkündet werden, streben wir in Allem unter die Macht des Staates; wir verlangen Gesetze, Regierungsmaßregeln bei jeder bemerkenswerthen Erscheinung unseres gesellschaftlichen Lebens; viele fordern geradezu Centralisirung und einförmigen Aufbau des individuellen Lebens mittelst des Staates; sobald einen irgendwo der Stiefel drückt — hörst Du einen Schrei — Staat menge dich ein; dort beschweren sich zwei oder drei, über irgend eine Last, man schickt eine Klage, eine Bittschrift an die Regierung.

In früherer Zeit hätte man sich vielleicht an die Kirche gewandt. Der Gedanke, daß das ganze private Leben aufgehen müsse in der Gemeinde, und daß das Gemeindeleben sich concentriren müsse im Staat, und geleitet werden vom Staat, das ist die hauptsächlich bewegende Idee des Sozialismus, und da dieser Gedanke in klarer oder unklarer Vorstellung sich sogar in den stärksten Köpfen festgesetzt hat, so schließt sich der einfachste Durchschnittsmensch verständnislos auf irgend eine Art den Socialisten an.

Man kann nicht läugnen, daß sich auch das Verhältniß der Kirche zu der Gemeinschaft der Gläubigen, die den kirchlichen Bund bildet, geändert hat. Auch sie könnten sich heut nicht befreunden mit der Herstellung der alten Beziehungen der Kirche zu ihren Kindern, mit der Einmischung derselben in das persönliche und Familienleben,

in die Gemeinde, in die Politik und in die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft. Der Staat erläßt heute Gesetz auf Gesetz, die Kirche verkündet nicht nur keine neuen Dogmen, sondern sie vermag nicht einmal so formell und streng wie früher auf die Auslegung ihrer Lehren zu bestehn.

Und so ward anscheinend die Kirche machtlos im Vergleich zu der ins Riesenhafte wachsenden Macht des Staats. In Wirklichkeit aber nimmt es einen andern Ausgang, denn die Kirche stützt sich auf die geistigen Kräfte im Volke. (Riehl.)

IV.

Das älteste und bekannteste System zwischen Kirche und Staat ist das System der anerkannten oder Staatskirche. Der Staat erkennt ein Glaubensbekenntniß aus der Zahl aller als das wahre Glaubensbekenntniß an, und stützt und beschützt ausschließlich eine Kirche zum Nachtheil aller übrigen Kirchen und Glaubensbekenntnisse. Dieses Praejudiz bedeutet im Allgemeinen, daß alle übrigen Kirchen nicht als wahre oder völlig wahre, anerkannt werden; in der Praxis aber drückt sich das nicht in einer und derselben Form aus, mit vielen verschiedenartigen Nüancen, und von der Nichtanerkennung und Zurückhaltung geht es oft zur Verfolgung über. In jedem Falle unterliegen die fremden Bekenntnisse bei Geltung dieses Systems einer mehr oder weniger erheblichen Minderung an Ehren, Rechten und Vorzügen im Vergleich mit dem eigenen herrschenden Glaubensbekenntniß. Der Staat kann nicht der Repräsentant der ausschließlich materiellen Interessen der Gesellschaft sein; in diesem Falle würde er sich selbst der geistigen Kraft berauben und sich loslösen von der geistigen Einheit mit dem Volke. Der Staat ist um desto stärker und bedeutungsvoller, je klarer er als Vertreter des Geistigen hervortritt. Nur unter dieser

Bedingung erhält und kräftigt sich inmitten des nationalen und bürgerlichen Lebens das Gefühl für die Gesetze, Ehrfurcht vor staatlicher Ordnung und Vertrauen zur staatlichen Obrigkeit. Weder der Begriff der Staatsgesammtheit oder des Staatswohls, des Staatsinteresses, noch selbst der Begriff der Sittlichkeit sind an sich genügend zur Befestigung eines dauerhaften Bandes zwischen Volk und Staatsgewalt; auch der Begriff der Sittlichkeit ist unbeständig, unsicher, einer tiefgehenden Wurzel entbehrend, wenn er ohne religiöse Sanktion bleibt. Dieser zentralen, sammelnden Kraft wird zweifellos dasjenige Staatswesen beraubt sein, das im Namen unparteiischen Verhaltens zu allen Glaubensbekenntnissen sich selbst loslöst von jedem Glaubensbekenntniß, welches es auch immer sei. Das Vertrauen der Masse des Volkes zu den Regierenden ist gegründet auf dem Glauben, d. i. nicht nur auf der Einheit im Glauben bei Volk und Regierung, sondern einfach auf der Sicherheit, daß die Regierung einen Glauben hat und nach Glauben handelt. Deshalb haben sogar die Heiden und Mohamedaner mehr Vertrauen und Ehrfurcht vor einer Regierung, die auf festen Glaubenssätzen dasteht, welcher Art diese auch seien, als vor einer Regierung, die einen eigenen Glauben nicht bekennt und sich zu allen Bekenntnissen gleichmäßig verhält.

Das ist der unbestreitbare Vorzug dieses Systems. Aber im Verlauf der Jahrhunderte veränderten sich die Verhältnisse, unter denen dies System seinen Ausgang nahm, und es entstanden neue Verhältnisse, unter denen dasselbe schwieriger als früher funktionierte. Zu jener Zeit, als die ersten Grundlagen der europäischen Zivilisation und Politik gelegt wurden, war der christliche Staat stark durch seinen einheitlichen, unzerreißbaren Bund mit der einigen christlichen Kirche. Dann entstand zuerst inmitten der christlichen Kirche selbst eine Spaltung über verschiedenartige Auslegungen und Glaubensarten, von denen

jede sich die Bedeutung der einzig wahren Lehre und der einzig wahren Kirche beilegte. Auf solche Weise befand sich der Staat vor einigen glaubensverschiedenen Lehren, unter die sich mit der Zeit die Volksmasse vertheilte. Mit der Auflösung der Einheit im Glauben kann wohl eine Zeit kommen, wo die herrschende Kirche, unterstützt vom Staat, sich als Kirche einer unbedeutenden Minderheit erweist, wo das Gefühl der Volksmasse für dieselbe sich abschwächt, oder sich sogar ganz verliert. Dann können ernsthafte Schwierigkeiten in der Bestimmung der Beziehungen zwischen dem Staat zu seiner Kirche und den Kirchen, zu denen die Volksmehrheit gehört, entstehen.

V.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts an beginnt im Westen Europas eine Umkehr vom alten System zu demjenigen der Gleichstellung der christlichen Bekenntnisse im Staat, allerdings unter Ausschließung der Sektierer und Juden von dieser Gleichheit. Der Staat bestimmt das Christenthum zur wesentlichen Grundlage seiner Existenz und der Volkswohlfahrt, sowie die Zugehörigkeit zu einer oder der anderen Kirche, zu einem oder dem anderen Glaubensbekenntniß, als obligatorisch für jeden Bürger.

Mit dem Jahre 1848 verändert sich diese Stellungnahme des Staats zur Kirche wesentlich; die anstürmenden Wogen des Liberalismus durchreißen den alten Damm und drohen die ehrwürdigen Grundlagen des christlichen Staatswesens fortzuschwemmen. Die Befreiung des Staats von der Kirche wird verkündet — derselbe habe mit der Kirche nichts zu thun. Es wird auch die Trennung der Kirche vom Staat verkündet: Jeder ist frei zu glauben, was ihm beliebt — überhaupt auch an nichts zu glauben. Als Symbol dieser Doktrin dienen die

sogenannten Grundrechte, die das Frankfurter Parlament der Jahre 1848—49 verkündet. Wenn sie auch bald ihre gesetzgeberische Kraft einbüßten, so dienten sie doch und dienen bis heute als Ideal für die Einführung liberaler Gesichtspunkte in die neueste Gesetzgebung des westlichen Europas. In Anlehnung an sie bildet sich eine solche jetzt überall. Politische und bürgerliche Rechte lösen sich los von der Glaubensart und von der Zugehörigkeit zu einer oder der anderen Kirche und Sekte. Der Staat fragt niemand mehr nach seinem Glauben. Von der Kirche ist abgetrennt, sowohl die Eheschließung, als auch die Führung der Urkunden der bürgerlichen Vorkommnisse. Es wird die völlige Freiheit gemischter Ehen verkündet, und die kirchliche Grundlehre von der Untrennbarkeit der Ehe wird durchbrochen von der Erleichterung der Scheidung, die den kirchlichen Gerichten entzogen ist.

Angesichts aller dieser Veränderungen — die im heutigen offiziellen Frankreich bis zur Verneinung des Glaubens und bis zur Vergewaltigung am kirchlichen Glaubensbekenntniß gehen, ist es wohl erlaubt zu fragen: Kann sich denn der neueste Staat noch als christlichen Staat bekennen? Hier aber zeigt sich dieselbe Inkonsequenz, die wir beim einzelnen Individium sehen, wenn es losgelöst vom Christenthum zur selben Zeit ein Leben führt, in dem sich doch noch alle christlichen Grundsätze wiederspiegeln. Aehnlich dem sehen wir, daß auch der neueste Staat — wenn auch abtrünnig von dem organischen Zusammenhang mit der christlichen Kirche, doch nicht ohne die Formen und Riten, die ein christliches Glaubensbekenntniß voraussetzen, auskommen kann. Die Kirchen mit ihren Dienern empfangen Bezüge aus der Staatskasse, die Gemeindeinstitutionen, die Regimenter werden mit Geistlichen versehen, die christlichen Festtage behalten die Bedeutung bürgerlicher Feiertage; im Staatsdienst wie in den Gerichten

bewahrt der Eid seinen bindende Kraft. In Deutschland giebt es keine Staatskirche mehr, aber dem staatlichen Haupt ist die Kirchenhoheit in der evangelischen Kirche eigen, und der Staat muß im Parlament sich in allen Fragen mit den Parteien des einen oder des andern Glaubensbekenntnisses auseinandersetzen. In England müssen, bei Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse auf liberaler Grundlage nicht nur der König, sondern auch die höchsten Staatsbeamten unbedingt zur anglikanischen Kirche gehören. Der nordamerikanische Staatenbund ist ein Land religiöser Gleichstellung. Zu jeder einzelnen Kirche, zu jeder einzelnen Religionsgesellschaft verhält sich der Staat nicht anders als zu einer privaten Korporation. In den vom Staat abhängigen Schulen läßt man weder Religionsunterricht zu, noch ist das Lesen der Bibel obligatorisch. Und bei alledem eröffnet der Kongreß seine Sitzungen mit Gebet und der Theilnahme eines geistlichen Funktionärs. Geistliche unterhält der Staat bei Armee und Flotte, der Präsident bestimmt von Zeit zu Zeit Tage für Dankgebet und Buße. Die Heiligkeit des Sonntags ist durch ein strenges Gesetz geschützt. In einigen Staaten sind strenge Strafen für Gottesleugner und Gotteslästerer festgesetzt.

Folgt nun nicht hieraus, daß ein glaubensloser Staat nichts anderes ist als eine zur Verwirklichung unmögliche Utopie, denn Glaubenslosigkeit ist reine Verneinung der Staats. Religion, und namentlich Christenthum ist die geistige Grundlage jedes Rechts, im staatlichen und bürgerlichen Sein und jeder wahren Kultur. Das ist es eben, weshalb wir sehen, daß gerade die der bürgerlichen Ordnung feindlichsten politischen Parteien, Parteien, die radikal den Staat verneinen, vor allen Dingen verkünden, daß Religion nur eine persönliche private Sache sei, nur ein persönliches und privates Interesse.

VI.

Das System „der freien Kirche im freien Staat“ ist bislang auf abstrakter Grundlage theoretisch gegründet; als Fundament dient ihm nicht der Ausgangspunkt des Glaubens, sondern des religiösen Indifferentismus oder Gleichgültigkeit zum Glauben, und so ist es in eine unumgängliche Verbindung mit Lehren gebracht, die häufig nicht Duldung und Ehrfurcht zum Glauben verkünden, sondern offne oder versteckte Vernachlässigung des Glaubens, wie etwa zur durchschrittnen Episode einer seelischen Entwickelung im Leben des Menschen oder des Volkes. Im abstrakten Aufbau dieses Systems, das sich als Frucht dieses neuesten Rationalismus vorstellt, wird die Kirche auch abstrakt als eine errichtete politische Institution oder als eine private Gesellschaft vorgeführt, mit dem bestimmten Zweck im Staate, ähnlich andern Korporationen, ihre Dienste zu thun. Das Bewußtsein dieses Zweckes selbst stellt sich ebenfalls als etwas abstraktes dar, denn in ihm spiegeln sich die verschiedenartigen Schattierungen, die mit der oder jener Lehre der Vorstellungen vom Glauben verknüpft sind, begonnen mit der abstrakten Achtung vor dem Glauben, als dem höchsten Punkte des seelischen Lebens, bis zur fanatischen Verachtung der Gläubigkeit als dem niedrigsten Punkt und dem Beginn des Bösen und der Fäulniß. Auf diese Weise zeigt sich im Aufbau selbst dieses Systems vom ersten Blicke an Zwiespältigkeit und Unklarheit über die Grundlage und über die Vorstellungen. Was aus diesem System in der Praxis sich ergeben kann — das wird durch die Erfahrung der Jahrhunderte und Generationen klar. Bis jetzt haben wir vor uns eine eigentlich nur sehr geringfügige Erfahrung, wenn man sie mit derjenigen vieler Jahrhunderte vergleicht, in deren Verlauf das erste System herrschte und herrscht. Aber es ist nicht schwierig vorherzusehen, daß die Herrschaft des neuen Systems nicht langwährend

sein kann, da es sich nicht mit den ersten Erfordernissen und Bedingnissen der menschlichen Natur verträgt, wie kategorisch auch immer die abstrakte Lehre folgern mag: „Alle Kirchen und alle Glaubensarten sind gleich; ob ein Glaube oder der andere, es ist alles gleich“ — mit dieser Situation kann sich in Wirklichkeit keine Seele, die in ihrer Tiefe das Bedürfniß des Glaubens bewahrt und danach begehrt, für sich selbst auf irgend welche Weise abfinden. Eine solche Seele antwortet hier nothwendig: „Ja, jeder Glaube bleibt sich gleich, aber mein Glaube ist für mich besser als jeder andere.“ Nehmen wir an, daß heute in einem Staat die strengste und genaueste Gleichstellung aller Kirchen und Glaubensarten vor dem Gesetz verkündet wird. Morgen schon werden sich Anzeichen einstellen, aus denen man schließen kann, daß die relative Kraft der Glaubensarten durchaus nicht gleich ist; nach dreißig bis fünfzig Jahren, vom Zeitpunkt der gesetzlichen Gleichstellung der Kirchen, wird sich's dann wohl in der That erweisen und zwar recht unerwartet für die abstrakte Vorstellung, daß unter der Zahl der Kirchen eine ist, welche im Wesentlichen einen überwiegenden Einfluß hat und über die Geister und die Entschlüsse herrscht. — Entweder weil sie sich der kirchlichen Wahrheit mehr nähert, oder weil sie sich mit ihrer Lehre oder ihrem Ritus dem Volkscharakter besser anpaßt, oder weil ihre Organisation und Disziplin vollkommener ist und ihr mehr Spielraum für systematische Thätigkeit bietet, oder weil in ihrer Mitte mehr lebendige und feste Glaubensmänner auftraten. Beispiele dafür giebt es nicht wenig. Die Gesetzgebung in Groß-Britannien hat die Gleichstellung der Kirchen in Irland verfügt. Folgt nun etwa hieraus, daß die Kirchen gleich sind? Im Wesentlichen erhielt die römisch-katholische Kirche grade vom Augenblick der gesetzlichen Gleichstellung an, die volle Möglichkeit ihren überwiegenden Einfluß

nicht nur auf die einzelnen Geister, sondern auch auf alle politischen Institutionen im Lande, auf die Gerichte, auf die Verwaltung, auf die Schulen auszuüben.

Der nordamerikanische Staatenbund beschloß als Grundgesetz bei seiner Errichtung — sich mit keinem Glaubensbekenntniß irgendwie zu befassen. Als Folge dieses juristischen Zustandes ergiebt sich in der Praxis, daß der römische Katholizismus in den Vereinigten Staaten nach und nach die herrschende Kirche wird. Im nördlichen Amerika genießt er eine so freie Vorherrschaft wie in keinem europäischen Reich. Durch keine Beziehungen zum Staat gehindert, keiner Kontrole unterworfen, bestimmt der Papst im nördlichen Amerika die Eparchien, ernennt Bischöfe, gründet in Menge geistliche Orden und Klöster, bedeckt das ganze Territorium nach und nach mit einem dichten Netz von Institutionen und kirchlichen Agenten. So nennt das Papstthum, indem es die Massen der Katholiken, die jährlich mit der Ankunft neuer Emigranten sich verstärken, unter seinem Einfluß zusammenhält, schon gegenwärtig den vierten Theil der ganzen Bevölkerung, angesichts der andern drei Viertel, die in einer Menge Sekten und Bekenntnisse vertheilt sind, sein eigen. Die katholische Kirche, der ja alle Mittel recht sind, die Gesetze zu umgehen, hat ihren unbeweglichen Besitz bis in's Riesenhafte vermehrt. In ihren Händen und unter ihrem Einfluß stehen schon in vielen Staaten die gesammten Verwaltungen politischer Art. In manchen großen Städten hängt die gesammte städtische Administration ausschließlich von den Katholiken ab. Die katholische Kirche verfügt in solchem Staat über Millionen Stimmen, wo doch von der Zahl der Stimmen die ganze Richtung der äußeren und inneren Politik abhängt. Zu allen diesen Erscheinungen verhält sich die Regierung bis jetzt gleichgültig, von der Höhe ihres Prinzips der Gleichstellung der

Kirchen und der religiösen Gleichgültigkeit. Doch kommende Ereignisse werden zeigen, ob die so hoch geschätzte Theorie noch lange in den nord-amerikanischen Staaten währen kann.

Ihre Verteidiger sagen vorläufig noch: Was gehn den Staat diese Ungleichheiten an, die nicht durch irgendwelche Privilegien oder gesetzlichen Beschränkungen entstanden sind, sondern infolge der inneren Macht oder der inneren Ohnmacht jeder einzelnen Korporation? Das Gesetz kann derartigen Verschiedenheiten nicht vorbeugen.

Das heißt aber die Schwierigkeit umgehen, indem man sie nur in der Theorie löst. Auf dem Papier kann man alles in Einklang, alles in ein festes System bringen. Auf dem Papier kann man mit festem Strich trennen und abgrenzen das Gebiet politischer Thätigkeit von geistig sittlicher. In der Wirklichkeit ist es nicht so. Es ist unmöglich, die Menschen nur für Verstandesmaschinen zu halten, indem man über sie verfügt, wie der Feldherr über Soldatenmassen, wenn er den Schlachtplan entwirft. Jeder Mensch enthält in sich eine Welt geistig-seelischen Lebens; aus dieser Welt gehen Impulse hervor, die seine Thätigkeit in allen Sphären des Lebens bestimmen, und hauptsächlich geht der Mittelpunkt dieser Impulse aus vom Glauben, vom Ueberzeugtsein, von der Wahrheit. Nur die Theorie, die vom Leben losgelöst ist, oder es nicht kennen will, vermag sich zu begnügen mit der ironischen Frage: „*Was ist Wahrheit?*" Bei allen und jedem steht diese Frage auf dem Seelengrund als die ernsteste Frage des ganzen Lebens, die da fordert eine *nicht negative*, sondern *positive* Antwort.

Und so kann wohl der *freie Staat* festsetzen, daß er nichts zu thun habe mit der *freien Kirche*, die freie Kirche aber, wenn sie wirklich auf Gläubigkeit gegründet ist, nimmt diese Festsetzung nicht an, und tritt in keine gleichgültige Beziehung zum *freien Staat*. Die Kirche kann nicht verzichten

auf ihren Einfluß, auf das bürgerliche und Gemeindeleben; und je thätiger sie ist, desto mehr empfindet sie in sich innere Schaffenskraft, desto weniger ist ihr das gleichgültige Verhältniß zum Staat möglich. Ein solches Verhältniß nimmt die Kirche nicht an, wenn sie sich nicht zu gleicher Zeit, von ihrer göttlichen Sendung lossagt, wenn sie den Glauben an dieselbe und das Bewußtsein der damit verknüpften Pflicht bewahrt. Der Kirche liegt ob, die Pflicht des Unterrichts und der Lehre, der Kirche ist zu eigen die Vollziehung der Mysterien und Kulten, von denen einige sich mit den wichtigsten Akten auch des bürgerlichen Lebens verknüpfen. In dieser Thätigkeit selbst tritt die Kirche nothwendigerweise ununterbrochen in Berührung mit dem Gemeinde- und bürgerlichen Leben (von andern Fällen zu schweigen, genügt es auf die Fragen der Eheschließung und Erziehung hinzuweisen). Und so, wie nun der Staat, losgelöst von der Kirche, seiner Herrschaft ausschließlich den bürgerlichen Theil aller Dinge zuweist, und die geistig-sittlichen Theile derselben davon abtrennt, tritt die Kirche mit Nothwendigkeit für diese in die Herrschaft, die vom Staat verschmäht wurde, ein, und gewinnt nach und nach völlig und ausschließlich jenen geistig-sittlichen Einfluß, der auch für den Staat eine unumgängliche, wirkliche Macht darstellt. Dem Staat verbleibt nur die materielle Macht, und vielleicht noch diejenige des Verstandes, aber die eine, wie die andere sind unzureichend, wenn sich mit ihnen nicht die Macht des Glaubens vereint. Und so wird sich nach und nach anstatt der eingebildeten Ausgleichung der Dienste des Staats und der Kirche in einem politischen Bund bald Ungleichheit und Gegensatz zeigen. Dieser Zustand, in jedem Falle ein nicht normaler, muß bald zu einem wirklichen Ueberwiegen der Kirche, über den scheinbar überwiegenden Staat führen, oder zur Revolution. So sind die wirklichen Gefahren, die das

von den liberalen Theoretikern gepriesene System der endgültigen Trennung der Kirche vom Staat in sich birgt. Das System der herrschenden oder anerkannten Kirche hat viele Mängel, ist verknüpft mit einer Menge Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, schließt auch nicht die Möglichkeit von Zusammenstößen und Kampf aus. Aber zu unrecht vermuthet man, daß es schon sich überlebt habe, und daß die Formel Cavours allein den Schlüssel giebt, zur Lösung aller Schwierigkeiten dieser schwierigsten der Fragen. Die Formel Cavours ist eine Frucht politisch-doktrinärer Arbeit, in der die Fragen des Glaubens nur als politische Fragen über Gleichstellung von Rechten erscheinen. In ihr ist keine Tiefe geistiger Anschauung, wie deren auch nicht war in der anderen berühmten politischen Formel: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die heut noch auf leichtgläubigen Gemüthern als fürchterliche Last liegt. Hier sowohl wie dort irren die leidenschaftlichen Verkünder der Freiheit, indem sie die Freiheit in der Gleichheit wähnen. Oder gab es noch zu wenig traurige Beispiele, daß Freiheit nicht abhängt von Gleichheit, und daß Gleichheit durchaus nicht Freiheit ist? Ein ebensolcher Irrthum wäre es zu vermuthen, daß in der Gleichstellung der Kirchen und Glaubensbekenntnisse vor dem Staat und von der Gleichstellung die eigentliche Freiheit des Glaubens abhängt. Die ganze Geschichte der letzten Zeit beweist, daß Freiheit und Gleichheit nicht dasselbe sind, und daß Freiheit durchaus nicht von Gleichheit abhängt.



Der neue Glaube und die neue Ehe.

Man versichert uns, daß das Ende unseres alten Glaubens gekommen sei, daß ein neuer, dessen Morgenröte schon zu erstrahlen beginnt, an seine Stelle treten werde. Gebe Gott, daß, wenn es überhaupt geschieht, so nicht zu bald und nur auf kurze Zeit. Natürlich wird das keine Zeit der Erleuchtung, sondern der Verdunklung sein.

In unserm alten Glauben — ist Aufrichtigkeit der menschlichen Natur, Aufrichtigkeit der unmittelbaren Empfindung, wie des Bewußtseins, jene Aufrichtigkeit, welche auf das Wort der göttlichen Offenbarung aus der Tiefe der Seele zur Wahrheit wird. Diese Aufrichtigkeit lebt — ihr Keim liegt in jeder Seele. Von ihr ist gesagt:

„Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme."

Unser alter Glaube ist darauf gegründet, daß jeder Mensch eine lebendige, unsterbliche, einige Seele in sich fühlt, daß er diese lebendige Seele weder mit der Natur, noch mit der Menschheit vermengt, in ihr sich selbst vor Gott und den Menschen bewußt wird, und in ihr ewiglich leben will. Durch seine lebendige Seele schließt er ein freies Bündnis der Liebe

mit anderen Menschen und, wie er in ihr lebt, so verantwortet er auch für sie selbst. In ihr ahnt er seinen Schöpfer ebenso gewiß, als daß er lebt, und durch dieses einfache Gefühl, das vom Verstande unabhängig ist, erwirbt er seinen Glauben.

Nun treten die Verkünder eines neuen Glaubens auf. — Die Einen verspotten den alten Glauben und wollen alles zerstören, ohne etwas Neues zu schaffen. Die Andern sind augenscheinlich die Ernsthafteren; sie suchen die Allweisheit und wollen uns ihre erdachte Allweisheit aufzwingen. Jeder von ihnen bietet uns sein Werk, seine Theorie des Glaubens an, weil er, da er die Notwendigkeit des Glaubens anerkennt, etwas Eigenes ersinnen will. Wie kläglich sind aber diese Schöpfungen alle! Alle sind sie unfähig, die lebendigen Menschenseelen um sich zu sammeln und sie mit einer lebendigen Idee zu beseelen, weil keine von ihnen den lebendigen Geist Gottes in den Mittelpunkt der Gläubigkeit stellt.

In letzter Zeit sind viele, einzelne Systeme entstanden, in denen sich die Philosophen, jeder nach seiner Art, bemühen, für die Menschheit einen Glauben ohne Gott zu begründen. Alle bilden sich ein, daß sie einen solchen Glauben mittels des Verstandes aufrichten können; doch das ist Unwahrheit. Der menschliche Verstand, wenn er auf gradem Wege urteilt, indem er nicht die Thatsachen, die in der Natur und der menschlichen Seele existiren, vor sich verbirgt oder verneint, kann sich nirgendhin vor der Gottesidee retten. Die echte Quelle der Gottlosigkeit liegt nicht im Verstande, sondern im Herzen, wie schon der Prophet gesagt hat: „der Thörichte sprach in seinem Herzen: es giebt keinen Gott." Das Herz, d. h. der Wunsch ist die Quelle alles Uebels, wie auch der Verstand jeden Fehltritt sich selbst zuzuschreiben strebt. Der Beginn ist immer, daß das Herz nach vollkommener Freiheit trachtet, sich gegen die Gesetze und Denjenigen empört, in

dessen Hand der Anfang und das Ende jeglichen Gesetzes ruht. Um sich vom Gesetz zu befreien, giebt es keinen anderen Weg, als die oberste Autorität desselben zu verleugnen und an seine Stelle die eigene Autorität, das eigene Wissen zu setzen. In alle Ewigkeit wiederholt sich diese älteste der menschlichen Erfahrungen: „und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist."

Daher stammt seit undenklichen Zeiten die Gottlosigkeit.

Es ist in der That wunderbar zu beobachten, wie der Verstand sich selbst betrügt. Was wäre das für eine Religion ohne Gott, und gerade eine solche predigen die Gottlosen. Sie sagen: „statt der alten Fabeln von Gott nehmt die thatsächliche Wirklichkeit. Gott ist nirgends zu sehen; wirklich ist die Natur, wirklich ist die Menschheit. Sie ist nicht nur eine Thatsache, sie ist eine Kraft, fähig, im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, durch Erfahrungen und Vernunft, eine grenzenlose Entwickelung und eine ungeahnte Vollkommenheit zu erreichen. In diesem Gedanken liegt so viel Tiefe und Kraft, daß er durchaus genügt dem Menschen das religiöse Gefühl zu ersetzen und die ganze Welt in der einen, allgemeinen Religion der Menschheit zu vereinen." (Ist das nicht dasselbe wie das biblische: ihr werdet sein wie Gott?) Das ist die Lehre der neuesten positiven Wissenschaft und des sogenannten Utilitarismus.

Nun erscheint von der anderen Seite der berühmte Apostel der Tübinger Schule der Gottesgelahrtheit, die Säule der wissenschaftlichen biblischen Kritik, der in der gelehrten Ableugnung der historischen Basis des Christentums alt geworden war. Es ist Dr. Strauß, der Verfasser des „Leben Jesu" und des Buches „der alte und der neue Glaube", in welchem er, wie er selbst sagt, seine Bekenntnisse niederlegt, das Resultat aller seiner gelehrten Untersuchungen und philosophischen Grübeleien

über Gott, die Natur und die Menschen. In jener Zeit, da er noch jung war und sein „Leben Jesu" schrieb, trat er vorsichtig und mit einer gewissen Ehrfurcht an die Analyse der Thatsachen heran, die durch Jahrhunderte langen Glauben der Menschheit geheiligt waren, berührte noch gedankenvoll die Grundideen, die in der Tiefe des Glaubens liegen; noch waren bei ihm Reste der Gottesfurcht zu spüren. Wenn er aber jetzt von Gott spricht, klingt in seinen Worten eine scheinbar erbitterte Wut gegen Gott, wie gegen eine schädliche Lügenfabel, die den menschlichen Geist verwirrt hat. Man hört, daß „Jupiter grollt."

Aber mit der Gottesleugnung will Strauß, in merkwürdigem Widerspruch der Gedanken, sich dennoch nicht von dem religiösen Gefühl trennen. Er erkennt das Bedürfnis dieses Gefühls in sich an, und leugnet nicht das Vorhandensein der religiösen Empfindung. Welches ist aber ihr Gegenstand, was ist erhaben genug, um sich der Seele zu bemächtigen und sie ganz zu erfüllen? Keine persönliche Gottheit, die nicht vorhanden ist, — antwortet Strauß — sondern das Universum, das die Quelle alles Heils und aller Kraft bildet und nach dem Gesetz der reinsten Vernunft besteht. Wir fordern, sagt er, für dieses Universum dieselbe Ehrfurcht, mit der der gute Mensch des alten Glaubens sich zu seinem Gott bekannte.

Was ist nun dieses Universum und lebt in ihm etwas Geistiges? Indem Strauß diese Frage beantwortet, bekennt er sich zur positiven Philosophie und dem modernsten Materialismus. Die Lehre Kant's und Laplace's von der ausschließlichen Wirkung mechanischer Kräfte im Planetensystem, überträgt er bedingungslos auf alle Erscheinungen des thierischen und psychischen Lebens, hält den menschlichen Geist für nichts anderes, als das Resultat einer verwickelten Thätigkeit materieller und mechanischer Kräfte allein. Eine

Seele im geistigen Sinne erkennt Strauß nicht an. Natürlich folgt er begeistert der Theorie Darwin's von der Entstehung der Arten, ohne sich damit zu begnügen diese Theorie auf die Erscheinungen der äußeren Welt anzuwenden, sondern er überträgt sie willkürlich und phantastisch auf jede Art von Lebenserscheinungen. Widersprüche und Sprünge in der Beweisführung beunruhigen ihn nicht im Mindesten. Alle Zweifel werden durch den „neuen Glauben" beseitigt, durch den Glauben an die von ihm gepriesene Hypothese, die seiner Meinung nach, mit dem Dasein Gottes unvereinbar ist. Es schadet nichts, das diese oder jene These (so z. B. die von der Entstehung der Arten) noch garnicht bewiesen ist. Ich weiß nicht, wann und auf welche Weise — sagt Strauß — aber sie wird gewiß bewiesen werden. Bei dem Problem von der Abstammung des Menschen, vertieft er sich nicht in die schwierigen Fragen darüber, wie man die Entstehung der Verstandskräfte, der sittlichen Ideen und des aesthetischen Gefühl's im Menschen sich erklären und mit dem System in Einklang bringen soll. Alles dies erklärt das magische Wörtlein: „die natürliche Zuchtwahl". In der That, wenn in der schwärmerischen Hingebung an die geprieſe Theorie der neue Glaube besteht, so ist er nichts anderes als ein neuer Aberglaube. Die Lehre Darwin's kam den Verkündern des neuen Glaubens sehr gelegen. Es war, als hätte sich ein neues Licht über sie ergossen, als wäre ihnen in ihr der Schlußstein gegeben, den ganzen Bau ihres Systems zu vollenden. Viele sind bereit, indem sie sich auf diese Lehre stützen, den alten Glauben für endgültig vernichtet und abgethan zu erklären. Ueberall beeilt man sich, die von Darwin dargelegten Prinzipien auf alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens anzuwenden und zieht aus ihnen Folgerungen, an die Darwin selbst vielleicht garnicht gedacht hat. Die Schule eilt, wie es nicht selten vorkommt, dem

Lehrer voraus, und wird ihn selbst möglicher Weise demnächst für einen Nachzügler erklären. Indessen rechtfertigt die Lehre Darwin's an sich, in der Sphäre jener Thatsachen, aus denen sie gewonnen wurde, kaum jene Befürchtungen für die Sicherheit des Glaubens, die sie in vielen ihrer Verfechter geweckt hat. Das System Galilei's, die Theorie Newton's, neue Entdeckungen in der Geologie haben seinerzeit viel größere Erregungen und Befürchtungen wach gerufen, doch der Glaube der Gläubigen hat durch sie keine Einbuße erlitten. Auch Darwin's Lehre wird es natürlich nicht anders ergehen. Zudem kann man sie in der Gegenwart noch garnicht als wissenschaftlich feststehend betrachten, und der erste von ihm entfachte Enthusiasmus beginnt abzukühlen. Bedingungslos glauben an sie nur die dii minorum gentium. Männer, die an der Spitze der Wissenschaft stehen, beginnen einzusehen, daß seine Lehre eine mehr oder weniger annehmbare Hypothese darstellt, die indeß noch keineswegs durch eine genügende Anzahl von Thatsachen erwiesen ist, und daß die Schlüsse, die der geniale Gelehrte aus seinen zahlreichen Beobachtungen zog, sich als kühne und scharfsinnige Verallgemeinerungen von Erscheinungen erweisen, die den Bedenken und Zweifeln noch sehr viel Raum lassen.

Doch seine Behauptungen, als unantastbare Wahrheit hingestellt, werden schon von der Masse wie das verbum magistri wiederholt und werden von einer Seite Schlagwörter im Munde hohler Schwätzer des Liberalismus, von der anderen Seite geben sie in vielen ernsten Köpfen Veranlassung zu einer Unzahl neuer Combinationen. Wer spricht heut zu Tage nicht von Darwin? Wer spielt nicht mit den Worten natürliche Zuchtwahl, geschlechtliche Auswahl, Kampf ums Dasein 2c. Die Entdeckung Darwin's zwingt indeß nicht nur leichtsinnige, sondern auch gelehrte und ernste Leute in

ihren Erwägungen und wissenschaftlichen Beweisführungen merkwürdige Sprünge zu machen, sie veranlaßt so seltsame Aussprüche zu thun, daß sie sich dem gesunden, nicht voreingenommenen Verstande als Phantasien oder Unsinn darstellen. Dieses geschieht hauptsächlich dann, wenn mit Hülfe der Darwin'schen Lehre eine Weltanschauung begründet werden soll, in der für die Gottheit kein Raum ist. Die Lehre Darwin's ist in der That für die Beweisführung des neuen Materialismus sehr vortheilhaft. Der Mensch hat, Darwin's Meinung zu Folge, sich und seinem Geist ganz unnützer Weise eine besondere, privilegirte Stellung im Weltall angeeignet. Auf dieser Grundlage bildet er sich ein, allein unter der Zahl der Tiere, unter der unmittelbaren und persönlichen Führung der Gottheit zu stehen. Dieses ist ein Irrthum und ein schädlicher Irrthum. The pernicions idea. Der Mensch, wie jedes tierische Wesen ist nichts, als das Produkt der folgerechten, endlosen Entwickelung der natürlichen Formen des tierischen Lebens. Es ist nicht schwer hieraus die Folgerung zu ziehen, daß es also weder Gott, noch eine unsterbliche Seele gebe. Ferner folgt aus Darwin's Lehre, daß alle existirenden Formen des tierischen Lebens sich aus der ewigen, unaufhörlichen Bewegung der Materie gebildet haben und immer wieder neu bilden werden, daß eine Form in die andere übergeht, sich neu entwickelt und den Lebensbedürfnissen gemäß ausgerüstet wird. Für den, der darnach sucht, ist es nicht schwer den Schluß zu ziehen, daß der Materie selbst eine schöpferische Kraft inne wohnt — die ewig währende Bewegung, daß in ihr die ganze Zukunft der Natur und der Menschheit, welche eines grenzenlosen Fortschritts und der Vervollkommnung fähig ist, ruht, und daß daher keine Notwendigkeit vorliegt, außerhalb der Materie eine schöpferische Kraft anzunehmen, wie die Vorsehung des Schöpfers, welche im Universum und in der Menschheit

waltet. Es ist klar, daß eine solche Schlußfolgerung sich mit dem Gedankengang jener vereinigt, die Gott leugnen und an die Menschheit glauben. Unbegreiflich ist es nur, wie der gesunde Verstand an die Ewigkeit der Materie glauben kann, während er ihre Anfangsursache leugnet, wie er glauben kann, daß die Bewegung an sich, allein durch ihren Fluß, wenn auch in undenklichen Zeiten, im Stande ist, alles hervorzubringen, was man sich nur vorstellen mag.

Es wird eine traurige Zeit sein — wenn sie überhaupt je erscheinen sollte — wo der in der Gegenwart verkündete neue Cultus der Menschheit herrschen wird. Die menschliche Persönlichkeit wird wenig in ihr gelten, es werden die jetzt vorhandenen sittlichen Schranken, welche der Eigenmacht und Gewalt gesetzt sind, weichen. Im Namen der Doctrin zur Erreichung imaginärer Ziele der Vervollkommnung der Art werden die heiligsten Interessen der persönlichen Freiheit, ohne die geringsten Gewissensbisse geopfert werden. Das Gewissen wird übrigens garnicht in Frage kommen bei diesen Anschauungen, welche die Idee des Gewissens selbst verneinen. Unsere Weltverbesserer, die selbst im Kreise jener geleugneten Vorstellungen, Begriffe und Empfindungen aufgewachsen sind, sind außer Stande sich die entsetzliche Leere in der sittlichen Welt vorzustellen, wenn jene Begriffe aus derselben getilgt sein werden. Wie sehr sich auch heutzutage ein Gesetzgeber, ein Regent, ein Machthaber hinreißen lassen mag, so lebt doch in ihm, wenn auch ihm nicht immer bewußt, die Vorstellung von der menschlichen Persönlichkeit, von einer Persönlichkeit die nicht zertreten werden darf wie ein Insekt. Diese Vorstellung hat ihre Wurzel in der uralten Anerkennung dessen, daß jeder Mensch eine Seele habe, die einzig in ihrer Art und unsterblich ist, folglich ein absolutes Dasein besitzt und von keiner menschlichen Kraft vernichtet werden

kann. Darum giebt es unter uns keinen solchen entmenschten Bösewicht, der inmitten aller seiner Gewaltthaten nicht mit einer gewissen Furcht und Achtung auf die von ihm gequälte lebendige Seele blicken würde. Nehmt dieses Bewußtsein fort: was wird aus unserer Gesetzgebung, unserer Regierung und unserm gesellschaftlichen Leben werden? Die Vertheidiger der persönlichen Freiheit des Menschen betrügen sich selbst, wenn sie im Namen dieser Freiheit sich dem beginnenden Cultus der Menschheit anschließen.

Zum Glück kann man hoffen, daß diese neuen Horizonte, welche uns die Lehren der Humanität für die Zukunft verkünden, sich der Menschheit nie eröffnen werden, oder wenigstens nicht für Alle und nur auf kurze Zeit. Was uns aber diese Horizonte des neuen Glaubens und des neuen Lebens offenbaren könnten — das können wir uns nach einzelnen Ausführungen und politischen Zugaben, auf welche wir von Zeit zu Zeit hingewiesen werden, beurtheilen. Es folge eine Probe solcher Uebertragung des Darwinismus in die Sphäre der praktischen Gesetzgebung. Es giebt eine besondere Abhandlung Darwin's „über die für die Menschheit wohlthätigen Beschränkungen in der Eheschließung". Am Anfang seiner Abhandlung erklärt Darwin, daß eine der Grundideen des Christenthum's die Idee von der persönlichen Verantwortlichkeit jedes Menschen für seine Seele, und von der Unabhängigkeit des Menschen anderen Menschen gegenüber auf geistigem Gebiet, sei. Infolge dessen nimmt man an, daß der Mensch ein Recht habe, auch über seinen Leib, auf seine eigene Verantwortung hin, zu verfügen. Diese Idee und dieses Recht müssen, nach Darwin's Meinung, dem neuen von ihm entdeckten Gesetze der sogenannten Evolutionstheorie weichen. Der Mensch hat das Recht über seinen Leib zu verfügen und sich die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse nur soweit zu erlauben, als

es mit der normalen Entwickelung der ganzen Gattung in Einklang steht. Im selben Maße als der Darwinismus aus den Beobachtungen der Thatsachen des materiellen Lebens neue Schlüsse zieht und das Gesetz der Evolution verallgemeinert, kann und muß die Gesetzgebung die persönliche Freiheit der Menschen einengen, selbst in der Befriedigung seiner organischen Bedürfnisse.

Indem Darwin sich auf statistische Thatsachen beruft, die in zwei oder drei gelehrten Abhandlungen über den physiologischen Einfluß der Vererbung auf den menschlichen Organismus gesammelt worden sind, behauptet er, daß in England auf je 500 Menschen ein Idiot kommt, daß die Geisteskrankheit in der Mehrzahl der Fälle durch vererbte Anlage, übertragen durch Heirath und Geburt, entstanden ist, und daß die Zahl der einzelnen Fälle von Geisteskrankheit mit der Zeit in geometrischer Progression wächst. Dem Menschengeschlechte droht eine grenzenlose Verbreitung des Uebels, gegen welche nothwendiger Weise Maaßregeln ergriffen werden müssen. Mit dieser Ausführung kann man übereinstimmen. Es handelt sich nur darum, welche Maaßregeln ergriffen werden sollen. Darwin schlägt von seinem Gesichtspunkt aus vor, die Freiheit der Eheschließung für die Menschheit bis zur äußersten Möglichkeit zu beschränken. „Es ist nothwendig", sagt er, „den physischen Organismus des menschlichen Geschlechts zu verbessern und zu stärken; zu diesem Zweck müssen wir ein künstliches Mittel als Ersatz für die erlahmende Kraft der natürlichen Auswahl (natural selection) ersinnen. Nur unter dieser Bedingung kann ein Fortschritt im Menschengeschlecht stattfinden. Mens sana in corpore sano. Die Fortschritte der ärztlichen Kunst dienen in diesem Fall nicht dem allgemeinen Nutzen, sondern bewirken nur Unheil. Es ist kein Zweifel, daß in der Masse einer civili-

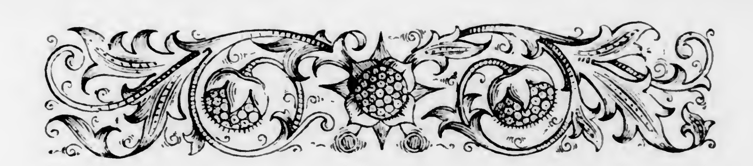
sirten Gesellschaft, das Gesundheitsniveau in beunruhigender Weise gesunken ist, und daß die ärztliche Kunst das Uebel für die kommenden Geschlechter nur vermehren wird, indem sie die schwachen Organismen zu erhalten sucht. Darwin's Meinung zu Folge, ist es nothwendig, die Zahl der Schwachen, die gegen die Starken in den Kampf um's Dasein treten, zu verringern.

Folgende Mittel schlägt Darwin der Gesetzgebung zu diesem Zweck vor. Alle gegenwärtig im Gesetz bestehenden Hindernisse zur Eheschließung, sollen in Kraft bleiben. Außerdem muß das Gesetz erstens, das Auftreten gewisser Krankheiten bei einem der Ehegatten als durchschlagenden Beweggrund zur Scheidung anerkennen. Darwin führt ein ganzes Namensregister derjenigen Krankheiten auf, die durch Vererbung übertragen werden können. Wir finden hier Erkrankungen der Lungen, des Magens, der Leber, Podagra, Scropheln, Rheumatismus ꝛc., so daß eigentlich jeder Ehegatte, der sich keiner herkulischen Gesundheit erfreut, täglich für das Bestehen seines Ehebündnisses zittern müßte, um so mehr, da seine Scheidung in Folge von Krankheit im staatlichen oder richtiger im Interesse der ganzen Menschheit geboten sei. Daß Darwin mit diesen Vorschlägen den Vererbungsproceß im Auge hat, erkennt man schon daraus, daß er zweitens die Einführung eines allgemeinen Systems der ärztlichen Untersuchung zur Vergewisserung gegen die genannten Krankheiten empfiehlt, nach dem Muster des in Deutschland angenommenen Untersuchungssystems zur Feststellung der Tauglichkeit zum Militärdienst. Drittens räth Darwin folgende Regel aufzustellen. Niemand soll in die Ehe treten dürfen, ohne ein Zeugniß vorzulegen, daß er nie in seinem Leben an Anfällen von Geisteskrankheit gelitten habe. Doch das genügt noch nicht. Er muß außerdem seinen unbefleckten Stammbaum vorlegen (untainted pedigree) d. h. beweisen, daß weder seine Eltern noch seine directen und seitlichen Verwandten jemals derartige Anfälle gehabt haben. Alles dieses ist nothwendig dazu, — erklärt Darwin, — daß durch die Vernichtung des hauptsächlichsten Hindernisses zum Glück d. h. der Krankheit, die Fähigkeit zum Glück in der Menschheit (capacity of happiness) beträchtlich gehoben werden könne.

Kann man solche Beschränkungen einführen? fragt Darwin selbst und antwortet: „Ganz leicht." Derartige Beschränkungen existiren bereits in verschiedenen Ehegesetzen. Zum Beweis führt er auf drei Seiten Beispiele, aus verschiedenen Gesetzgebungen an, meistentheils aus barbarischen, doch beruft er sich zugleich auf Preußen, Siam, China, Madagascar und auf die Ostjacken und Tungusen. Ihm gefällt augenscheinlich jedes Verbot, eine Ehe zu schließen, und jede Veranlassung zur Scheidung. Am Ende seiner Rede macht er nicht einmal vor der einfachsten Frage, die man ihm vorlegen könnte, Halt: wozu werden die Verbote der gesetzlichen Ehe nützen, da die Verhinderung des natürlichen Zusammenlebens und der Zeugung von Kindern unmöglich ist? Vielleicht ist diese Frage dem Verfasser zum Bewußtsein gekommen, doch als Antwort schien ihm der Hinweis auf das Beispiel Japan's zu genügen, wo die Prostitution nicht nur geduldet, sondern unter der Hand sogar vom Staate begünstigt wird, da sie die übermäßige Bevölkerungszunahme verhindert. . . .

So urtheilt der größte Apostel des Darwinismus! Es ist klar, daß ihm die Erhaltung der Starken und die Austilgung der Schwachen als Grundgesetz des Daseins erscheint, und daß er dieselbe Regel als positives Gesetz in die bürgerliche Gesellschaft einführen will. Es ist ein Beispiel der äußersten Hingabe an eine einseitige Idee eigener Erfindung. Außer ihr sieht der zukünftige Gesetzgeber der Menschheit nichts

und erkennt anscheinend im Leben und in der Entwickelung keine anderen Motive an, als physiologische. Die sittlichen Motive erwähnt er garnicht. Die starken und schwachen Organismen erscheinen ihm wie Zahlen, wie abstrakte Größen, mit denen er in mathematischer Weise seine Berechnungen anstellt. Er legt sich nicht einmal die Frage vor, ob die Starken in der That an Kraft gewinnen werden, dadurch, daß die Schwachen untergehen? Er will nichts von der Thatsache wissen, daß jede Kraft durch Anstrengung und Uebung wächst, und daß die Starken keine Gelegenheit haben werden, ihre Kräfte zu versuchen und zu stählen, wenn es keine Schwachen mehr giebt, die der Hülfe und des Schutzes bedürfen; daß selbst die Schwachen, wenn sie unter günstigen Bedingungen aufwachsen, erstarken und die Fähigkeit erlangen können, ihre Kräfte der nächsten Generation zu übermitteln. Werden denn schließlich auch die Starken, die den Naturkampf bestanden haben, fähig sein, der Vervollkommnung der Gattung zu dienen, wenn ihre Kraft nur durch den mechanischen Prozeß, auf Kosten der Schwachen, gestützt worden ist?



Die Presse.

Seit jener Zeit, da der Mensch fiel, trat die Lüge in die Welt, in den Mund der Leute, in die Geschäfte, in alle Verhältnisse und in alle Einrichtungen. Doch noch niemals zuvor scheint es, erfand der Vater der Lüge ein solches Geflecht von Lügen jeder Art, wie in unserer bewegten Zeit, wo man so viel lügnerische Reden über die Wahrheit hört. So wie sich die Formen unseres gesellschaftlichen Daseins verschiedenartiger gestalten, treten neue lügnerische Beziehungen, ja sogar ganze Institutionen auf, die ganz und gar von Lüge durchtränkt sind. Auf jedem Schritte triffst du einen wunderbaren Bau, auf dessen Front geschrieben steht: „Hier ist **Wahrheit**", trittst du ein, so siehst du nichts außer der Lüge. Du gehst hinaus und, wenn du versuchst, von der Lüge zu erzählen, die dein Innerstes erregte, — so schelten dich die Leute und wollen, du sollst glauben und verkünden, daß das Wahrheit sei, ohne jeden Zweifel.

So will man uns glauben machen, daß die Stimme der Journale und Zeitungen — oder die sogenannte Presse, der Ausdruck unserer öffentlichen Meinung ist . . . O weh! das

ist eine große Lüge und die Presse ist eine der lügnerischsten Institutionen unserer Zeit.

Wer wird gegen die Macht der Meinung streiten, die die Welt über einen Menschen oder über eine Einrichtung hat? Die menschliche Natur ist nun einmal so, daß jeder von uns — was er auch spreche oder thue, sich umschaut, wie das wohl klingt, und was die Leute dazu denken. Noch ward der Mensch nicht geboren, der sich für frei hielte vom Einfluß dieser Macht.

Diese Macht nimmt in unserer Zeit eine organisirte Gestalt an und nennt sich die öffentliche Meinung. Als ihr Organ und Repräsentant wird die Presse angesehen, und in der That, die Bedeutung der Presse ist riesenhaft und erscheint als das charakteristischste Zeichen unserer Zeit, und zwar charakteristischer als alle überraschenden Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Technik. Keine Regierung, kein Gesetz, keine Gepflogenheit giebts, die da standhalten könnte, gegenüber der Aktion der Presse im Staat, wenn alle Zeitungsblätter von Tag zu Tag im Laufe der Jahre in der Masse einen und denselben Gedanken, der sich gegen eine oder die andere Einrichtung richtet, wiederholen und verbreiten.

Was giebt denn der Presse eine solche Macht? Durchaus nicht das Interesse an Neuigkeiten, Mittheilungen und Nachrichten, womit die Blätter angefüllt sind, — sondern die anerkannte Tendenz des Journals. Die politische oder philosophische Grundidee, welche sich in seinen Artikeln, in der Auswahl und Gruppirung der Nachrichten und Gerüchte, und in der Beleuchtung der mitgetheilten Thatsachen und Gerüchte ausdrückt. Die Presse nimmt die Position eines urtheilenden Beobachters der alltäglichen Erscheinungen ein; sie beurtheilt nicht nur die Handlungen und Reden der Menschen, sondern sie forscht auch nach unausgesprochenen

Gedanken, Absichten und Vermuthungen; eigenmächtig verdammt sie sie, oder preist sie, feuert die einen an, droht den andern, stellt die einen an den Pranger, erhebt die anderen zum Himmel und empfiehlt sie der Nachahmung. Im Namen der öffentlichen Meinung theilt sie den einen Belohnungen aus und belegt die anderen mit Strafe, ähnlich der mittelalterlichen Aechtung . . .

Von selbst erwacht die Frage: Wer sind denn die Repräsentanten dieser fürchterlichen Macht, die sich öffentliche Meinung nennt? Wer gab ihnen das Recht und die Vollmacht — im Namen der ganzen Gesellschaft — zu herrschen, bestehende Einrichtungen niederzureißen, neue Ideale der moralischen und faktischen Begriffe aufzurichten?

Niemand will sich in diese vollkommen berechtigte Frage hineindenken und dieselbe bis zu ihrem Ausgangspunkt erforschen. Aber alle schreien bezüglich der sogenannten Freiheit der Presse als über die erste und hauptsächlichste Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Wer zetert darüber nicht auch bei uns, in unserem unglücklichen, von einer verlogenen ausländischen Presse verketzerten Rußland? Mit wunderbarer Inkonsequenz zetern darüber sogar die sogenannten Slavophilen, die da meinen, die historische Wahrheit in das russische Land wiedereinzuführen und aufzurichten. Auch sie schließen sich dem Chor der Liberalen an und sprechen im Einklang mit den Anhängern der Revolution ganz nach westlicher Art: „Die öffentliche Meinung, das heißt die mit dem Gefühl und juristischen Bewußtsein vereinte Idee eines und aller stellt die endgültige Entscheidung in den Dingen des gesellschaftlichen Lebens dar; so darf denn keine Beschränkung der Freiheit des Worts zugelassen werden, denn in derartiger Beschränkung vergewaltigt die Minderheit den allgemeinen Willen“.

Das ist die marktgängige Erscheinung des neuesten Liberalismus. Sie wird von Vielen auf guten Glauben angenommen und selten nur bemerkt wohl einer, der sich da hinein denkt, wie viel Lüge und leichtsinnige Selbsttäuschung darin enthalten ist.

Diese Erscheinung widerspricht den ersten Grundsätzen der Logik, denn sie ist auf der vollkommen unwahren Voraussetzung aufgebaut, daß die öffentliche Meinung identisch ist mit der Presse.

Um sich von dieser Unwahrheit zu überzeugen, genügt es sich zu vergegenwärtigen, was so eine Zeitung ist, wie sie entsteht, und wer sie macht. Irgend ein Straßenbummler, irgend ein Schwätzer aus der Zahl der gestolperten Genies, irgend ein Profithascher kann, wenn er eigenes oder fremdes nach Gewinn und Spekulation lüsternes Geld herbeischafft, eine Zeitung gründen, vielleicht eine große, sich auf den ersten Anruf mit einer Schaar Lohnschreiber und Feuilletonisten umgeben, bereit, über alles Mögliche zu schwadroniren, mit Reportern, die unortographisches Geklätsch und Geträtsch herbeischleppen -— so hat er seinen Stab fertig, und von morgen an vermag er die Pose einzunehmen, Alle und Jeden zu richten, Minister und Regierende, Kunst und Litteratur, Börse und Industrie zu beeinflussen. Das ist eine besondere Art des Unternehmer- oder Gründerthums und zwar die allerbilligste. Versteht sich, die neue Zeitung wird nur dann eine Macht, wenn sie auf dem Markt in Schwung kommt, d. i. im Publikum Verbreitung gewinnt. Dazu braucht man Talente, braucht man einen anziehenden Inhalt, der den Lesern sympathisch ist. Es könnte scheinen, daß hierin eine gewisse Garantie für die sittliche Festigkeit des Unternehmens liegt: Stellen sich wohl talentvolle Leute in den Dienst eines erbärmlichen oder verächtlichen Herausgebers und Redakteurs? Werden die Leser eine Zeitung zur Hand nehmen, die nicht ein getreues Echo der öffentlichen Meinung sein wird? Aber diese Garantie ist nur eine vermeintliche und abstrakte. Die tägliche Erfahrung beweist, daß der öffentliche Markt für Geld, Talente, die man eben braucht, wenn sie überhaupt am Markt sind, heranzieht, — und die Talente schreiben, was dem Redakteur beliebt. Die Erfahrung beweist, daß die erbärmlichsten Leute — irgend ein ehemaliger Geldverleiher, irgend ein Geschäftsjude, ein Zeitungsausträger, ein Hochstapler, ein ruinirter Spieler — eine Zeitung gründen können, talentvolle Mitarbeiter heranziehen und ihr Blatt auf den Markt als Organ der öffentlichen Meinung loslassen. Auch auf den klaren Verstand des Publikums kann man sich nicht verlassen. In der Masse der Leser — zum größten Theil müßiger Leute — finden sich neben einigen guten, traurige und niedrige Instinkte hohler Zerstreuung, und jedweder Herausgeber vermag diese Masse anzulocken, mit schlauer Berechnung gerade dieser Instinkte, der Lust an Skandälen und Schmutz jeder Art. Dafür sehen wir tägliche Beispiele, auch in unserer Residenz, man braucht nicht weit zu suchen: Es genügt bei den Zeitungsverkäufern an volkreichen Punkten und auf den Bahnstationen ein wenig auf Angebot und Nachfrage aufzupassen. Allen bekannt ist der Mangel der Ernsthaftigkeit in unserer gesellschaftlichen Unterhaltung. Es ist bekannt, womit man sich in der Kreisstadt, in der Provinz, wie in der Hauptstadt abgiebt: mit Kartenspiel, mit Geklätsch in allen nur möglichen Formen. Selbst die Gespräche über die sogenannten öffentlichen und politischen Fragen erscheinen meistentheils nur in der Form von Bekrittelung mit irgend einer abgerissenen Phrase, die von Geklätsch und Verläumdung erfüllt ist. Da liegt der ungewöhnlich reiche und dankbare Boden für den litterarischen Geschäftsmann, und auf ihm

wachsen, ähnlich giftigen Pilzen, die theils vergänglichen, theils beständigen Organe des gesellschaftlichen Klatsches, die sich frech als Organe der öffentlichen Meinung hinstellen. Dieselbe unheimliche Rolle, die inmitten des unthätigen Lebens einer Provinzstadt die bei uns leider nicht seltenen anonymen Briefe und Pasquille spielen, diese selbe Rolle nehmen in einer solchen Zeitung Korrespondenzen ein, wie sie aus den verschiedenen Enden des Landes der Redaktion eingesandt und dort verarbeitet werden. Wir sprechen gar nicht einmal von der Menge der Gerüchte und Mittheilungen, die von ungebildeten Reportern fabrizirt werden, wir gedenken nicht des füchterlichen Handwerks der Erpressung, zu deren Waffe häufig eine solche Zeitung wird. Denn auch eine solche vermag zu prosperiren, vermag sich Organ der öffentlichen Meinung zu nennen und ihrem Herausgeber großen Gewinn abzuwerfen . . . Nun ist aber kein Blatt, das selbst auf der festesten moralischen Basis gegründet und auf die richtigen Instinkte des Volkes berechnet ist, im Stande, mit einer der vorerwähnten Zeitungen den Kampf aufzunehmen.

Es ist wohl werth, sich in diese Erscheinung zu vertiefen; wir erkennen in ihr einen der ungeheuerlichsten logischen Widersprüche der neuesten Kultur, und am häßlichsten erscheint er da, wo die Grundlagen des neuesten Liberalismus sich befestigt haben — da, wo für jede Institution die Sanktion einer öffentlichen Wahl nothwendig ist, als Autorität des Volkswillens, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sich konzentrirt in den Händen von Personen, die sich auf die Meinung der Mehrheit in den Versammlungen, der Vertreter des Volkes, stützen. Vom Journalisten allein, dessen Macht, praktisch gesprochen, sich auf Alles erstreckt, wird keine Sanktion gefordert. Niemand wählt ihn, und Niemand bestätigt ihn. Die Zeitung wird eine Autorität im Staat, und nur für diese

Autorität fragt man nach keiner besonderen Anerkennung. Jeder, der da will, der Erste Beste, kann ein Organ dieser Macht werden, ein Repräsentant ihrer Autorität, und dabei völlig verantwortungslos, wie keine andere Macht hienieden. Das ist wahrlich so, ohne jede Uebertreibung: Redende Beispiele sind dafür vorhanden. Wie viele leichtsinnige und gewissenlose Journalisten gab es, dank derer sich Revolutionen vorbereiteten, und Wuth und Haß zwischen Klassen und Völkern entstand, an denen die Kriegsfackel sich entzündete. Ein Monarch könnte für ähnliche Handlungen seinen Thron verlieren, ein Minister in Anklagezustand versetzt und mit Schmach verurtheilt werden: Aber der Journalist, dem schadet weder Feuer, noch Wasser; aus dem Aufruhr, den er angestifte aus öffentlichem Elend und aus allen Niederlagen, wozu er selbst den Anlaß gegeben, kehrt er wie ein Triumphator zurück; lächelnd und mit frischer Kraft macht er sich von Neuem an seine Zerstörungsarbeit.

Vertiefen wir uns mehr in die Frage. Der Richter, der die Macht hat, uns der Ehre zu berauben, uns Vermögen und Freiheit zu entziehen, empfängt die Berechtigung dazu vom Staat und muß durch fortgesetztes Arbeiten und durch Examina sich zu seinem Beruf ausbilden. Er ist durch strenges Gesetz gebunden; seine Fehler und Verirrungen unterliegen der Kontrolle einer höheren Gewalt, und sein Spruch kann korrigirt oder abgeändert werden. Der Journalist aber hat es völlig in seinen Händen mich zu schmähen, meine Ehre zu besudeln, an meinen materiellen Verhältnissen zu rühren; ja, er kann meine persönliche Freiheit beschränken, wenn er scharfe Angriffe auf mich richtet, indem er mir das Verbleiben an meinem Wohnort unmöglich macht. Diese richterliche Gewalt hat er sich selbst genommen. Von keiner höheren Autorität erlangte er seinen Beruf, durch kein Examen hat er sich als geeignet

bewiesen, daß er dafür vorbereitet sei, er bewies noch keine persönlichen Eigenschaften der Wohlanständigkeit und der Parteilosigkeit, er war durch keine Formen richterlichen Vorgehens in der Aburtheilung über mich gebunden, und sein Spruch unterliegt keiner Appellation. Es ist ja wahr, die Vertheidiger der Presse behaupten, daß diese selbst die von ihr geschlagenen Wunden heile; aber jedem Verständigen ist es klar, daß das nur müßige Worte sind. Die Angriffe der Presse auf eine Privatperson können derselben unheilbaren Schaden zufügen. Alle nur denkbaren Entgegnungen und Aufklärungen vermögen dem Angegriffenen keine völlige Genugthuung zu gewähren. Nicht jeder Leser, dem der Angriffsartikel unter die Augen gekommen ist, liest die abwehrende Erklärung, und bei dem Leichtsinn der Mehrheit der Leser läßt der schmähende oder beleidigende Eindruck sein Gift in der Neigung und in der Meinung der Masse. Die gerichtliche Verfolgung für Verleumdung gewährt, wie bekannt, nur schlechten Schutz, und der Prozeß aus Anlaß der Verleumdung dient fast niemals zur Entlarvung des Verleumders, sondern zu neuen Beleidigungen des Gekränkten; und dabei hat der Journalist immer tausend Mittel bereit, eine Privatperson zu schädigen und zu kränken, ohne daß er bereits wirklichen Anlaß zur Möglichkeit der gerichtlichen Verfolgung giebt.

Kann man sich also wohl einen gewaltsameren Despotismus, einen verantwortungsloseren vorstellen, als denjenigen des gedruckten Wortes? Und ist es nicht merkwürdig, sinnlos und abgeschmackt, daß gerade für die Aufrechterhaltung und Bewahrung dieses Despotismus die leidenschaftlichen Verfechter der Freiheit streiten, die sonst wüthend gegen jede Verwaltigung toben, gegen alle gesetzlichen Einschränkungen, gegen alle beengenden Anordnungen der regulär eingesetzten Obrigkeit? Unwillkürlich kommt einem da das alte Wort von jenen klugen Leuten in den Sinn, die zu Thoren wurden, weil sie sich allein für die Weisen hielten.

II.

In unserem Jahrhundert des Fortschritts der Erfindungen, ist namentlich die schnelle Verbreitung der Zeitungslitteratur, die in außerordentlich kurzer Zeit eine wahre öffentliche Macht geworden ist, bemerkenswerth. Die Bedeutung der Zeitungen nahm zum ersten Male zu nach der Julirevolution des Jahres 1830, verstärkte sich dann nach derjenigen des Jahres 1848 und wuchs alsdann von Tag zu Tage. Heutzutage rechnen mit dieser Macht die Regierungen, und es wäre unmöglich, sich das gesellschaftliche und nicht einmal das private Leben ohne Zeitungen vorzustellen; das Eingehen der Zeitungen, wenn man überhaupt daran denken könnte, wäre etwa gleichbedeutend damit, als ob plötzlich die Eisenbahnen ihre Dienste versagten.

Eine Zeitung dient unzweifelhaft der Menschheit als äußerst wichtiges Werkzeug der Cultur. Aber wenn man auch alle Bequemlichkeit und allen Nutzen der Verbreitung vieles Wissenswerten und des Austausches der Gedanken und der Meinungen gerade durch die Zeitungen anerkennt, muß man den Schaden nicht übersehen, der für die Gesellschaft durch die schrankenlose Verbreitung einer Zeitung entsteht, muß man dennoch mit dem Bewußtsein einer gewissen Furcht es erkennen, daß in der Tagespresse eine mysteriöse verhängnisvolle, zersetzende Macht liegt, die auf der Menschheit lastet.

Jeden Tag am Morgen bringt uns die Zeitung einen Haufen verschiedenartigster Neuigkeiten. Wieviel ist nun in dieser Menge für unser eigentliches Leben, für die richtige

Entwickelung unserer Bildung geeignet? Wieviel ist davon passend, in unserer Seele die Gluth der Begeisterung für das Gute anzufachen? Und auf der anderen Seite: Wieviel ist dabei, das unsern niederen Neigungen und Instinkten schmeichelt! Man mag ja sagen, daß uns das gereicht wird, was der Geschmack der Leser fordert, was der Nachfrage entspricht. Aber diesen Einwand kann man umkehren: Die Nachfrage wäre garnicht so stark, wenn nicht das Angebot so stürmisch wäre.

Und wenn nur Neuigkeiten an und für sich geboten würden: nein, sie werden in einer besonderen Form serviert, ausgeschmückt, mit Randbemerkungen verziert und verknüpft mit anonymem aber sehr entschiedenem Urtheil. Es giebt natürlich auch ernste Köpfe, die eine Zeitung leiten, indes sind das nur wenige; Zeitungen giebt es aber eine ungeheuere Masse, und jeden Morgen drängt mir ein völlig Unbekannter und vielleicht ein Jemand, den ich überhaupt garnicht kennen möchte, sein Urtheil auf, indem er es mit Salbung als die Stimme der öffentlichen Meinung ausgiebt. Bedeutungsvoller aber ist noch, daß diese Zeitung sich täglich nicht nur an einen bestimmten Kreis von Leuten wendet, sondern eigentlich an Alle, die überhaupt Gedrucktes lesen können, und daß sie diesen Allen ihre fertigen Urtheile über Alles auftischt und auf diese Weise nach und nach durch die Macht der Gewohnheit ihre Leser des Wunsches und der Mühewaltung, sich eine eigene Meinung zu bilden, entwöhnt. Mancher bildet sich überhaupt keine eigene Meinung und nimmt mechanisch die seiner Zeitung an; Mancher möchte wohl gerne gründlich nachdenken, aber inmitten des Tages Last und Sorge findet er keine Zeit, und so ist es ihm ganz bequem, daß für ihn die Zeitung denkt. Es ist wohl sonnenklar, welcher Schaden gerade in unserer Zeit entsteht in der überall starke tendenziöse Strömungen vor-

herrschen, und darnach streben, die Ecken und Kanten des individuellen Denkens abzuschleifen und Alles zum einförmigen Niveau der sogenannten öffentlichen Meinung hinunter zu bringen. Diesen Verhältnissen dient die Zeitung als stärkste Waffe der Nivellirung, die jede selbstständige Entwickelung des Gedankens, des Willens und des Charakters schwächt. Man bedenke noch dabei, für welche Menge von Menschen die Zeitung fast die einzige Quelle der Bildung ist, allerdings einer traurigen, vermeintlichen Bildung, wenn die Masse der verschiedenen Mittheilungen und Nachrichten von der Zeitung gebracht, vom Leser als wirkliches Wissen, womit er selbstbewußt einherstolziert, angenommen wird. Da haben wir einen der Gründe, weshalb unsere Zeit so arm an ganzen Menschen, an charaktervollen Männern ist. Die neueste Presse ähnelt wohl jenem Helden aus dem Märchen, der auf seinem Visir geheimnisvolle Hieroglyphen, angeblich ein Symbol der göttlichen Wahrheit, trug und damit seine Gegner schreckte, bis ein unerschrockener Kämpfer erschien, der ihm das Visir mit den Hieroglyphen herunterriß. — Auf dem Visir unserer Presse stehen bis heute noch die Zeichen der öffentlichen Meinung, und sie wirken unwiederstehlich.



Die Krankheiten unserer Zeit.

I.

Heut zu Tage sind Alle unzufrieden, und bei vielen geht die beständige, chronische Unzufriedenheit in den Zustand chronischer Gereiztheit über. Wogegen ist man aufgebracht? — Gegen das eigene Schicksal, gegen die Regierung, die öffentlichen Einrichtungen, gegen Andere, kurz gegen Alle und Alles, außer gegen sich selbst.

Wir pflegen alle dann unzufrieden zu sein, wenn wir in unsern Erwartungen getäuscht worden sind. Diesen Unmuth der Enttäuschung, die das Leben an Wendepunkten mit sich brachte, gleicht dasselbe Leben an andern Wendepunkten gewöhnlich wieder aus. Dies, eine zeitweilige, vorübergehende Krankheit, ist etwas ganz anderes als die moderne Unzufriedenheit, welche man als eine allgemeine, epidemische Krankheit bezeichnen muß, von der die ganze neue Generation befallen ist. Die Menschheit wächst in übermäßigen Erwartungen auf, die durch übermäßige Eigenliebe und übermäßige, künstlich erzeugte Bedürfnisse entstehen. Früher gab es mehr zufriedene, ruhige Leute, weil die Menschen weniger vom Leben erwarteten,

sich mit einem geringeren, mittleren Maaß begnügten, und sich nicht beeilten, ihr Geschick und dessen Gesichtskreise zu erweitern. Sie waren durch das Bewußtsein der Pflicht an Ort und Beruf gefesselt. Wenn der kleine Mann auf diejenigen blickte, die in großem Maaßstabe nur ihrem Vergnügen lebten, dachte er: Wie käme ich dazu? — und hierbei beruhigte er sich. In der Gegenwart aber ist das ehemals Unmögliche zur Möglichkeit geworden, die der Einbildungskraft eines Jeden offen steht. Jeder Gemeine träumt davon, General in Fortunas Heer zu werden, und zwar nicht durch Mühe, Arbeit, Pflichterfüllung und thatsächliche Auszeichnung, sondern durch Zufall und unerwarteten Gewinn. Jeder Erfolg im Leben erscheint als die That des Zufalls und des Glücks. Alle sind durch diesen Gedanken mehr oder weniger wie bei einem Hazardspiel mit der Hoffnung auf Gewinn lebhaft erregt.

Auf wirthschaftlichem Gebiet hat das Kreditwesen die Vorherrschaft. Der Kredit ist in unsrer Zeit ein mächtiges Werkzeug zur Schaffung neuer Werthe geworden. Doch dieses Werkzeug ist Allen zugänglich, und bei der relativen Leichtigkeit der Anwendung erhalten bei weitem nicht alle geschaffenen Werthe eine thatsächliche Bedeutung, und dienen auch nicht productiven Zwecken; größtentheils werden scheinbare oder fictive Werthe zur Befriedigung vorübergehender und zufälliger Interessen geschaffen, natürlich mit der Hoffnung auf schnelle Bereicherung. Infolgedessen hängt der Erfolg eines jeden Unternehmens nicht mehr in demselben Maaße wie ehemals von der persönlichen Thätigkeit, den Fähigkeiten, der Energie und den Kenntnissen des Unternehmers ab, sondern bei jeder Angelegenheit des wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens hat sich eine große Anzahl unsichtbarer Strömungen, Zufälligkeiten, die man nicht vorhersehen und umgehen kann, gebildet. Jeder Unternehmer hat nicht nur mit diesem oder jenem be-

stimmten Hinderniß, sondern gegen ein ganzes Netz von Hindernissen, welches das Ziel von allen Seiten umgiebt, zu kämpfen. Die Berechnungen verwirren sich, weil die Factoren, die man unbedingt in Betracht ziehen muß, sich der Berechnung entziehen. Hieraus geht die Ungewißheit, die Aufregung und die Erschöpfung hervor, unter denen mehr oder weniger Alle leiden. Jede Thatkraft wird durch einen solchen seelischen Zustand gelähmt, wenn der Unternehmer fühlt, daß es ihm unmöglich wird, die Umstände zu besiegen, und sein Wille und Verstand den ihn umgehenden Hindernissen gegenüber machtlos sind. Die Energie erlahmt, der Mann der That wird zum Fatalisten und gewöhnt sich daran, bei seinem Ringen nach Erfolg, nicht auf die Trefflichkeit der Anordnung und seine Umsicht, sondern auf den blinden Zufall, auf sein Glück zu bauen. Das ist eine der Ursachen jenes Pessimismus, von dem so viele gegenwärtig ergriffen sind, und zum Theil auch der Grund einer anderen allgemeinen Krankheit — des practischen Materialismus — des Bedürfnisses nach sinnlichen Genüssen. Sinnliche Triebe erwachen mit besonderer Gewalt, bei aufregender, fieberhafter Thätigkeit, in einem Leben, das auf Ungewißheit und Zufall gegründet ist.

Dieselben Erscheinungen sind auch auf anderen Gebieten der öffentlichen Thätigkeit bemerkbar. Ueberall ist der Kredit das Werkzeug, überall werden mit staunenswerther Schnelligkeit und Leichtigkeit Scheinwerthe geschaffen, die Einigen bei günstigem Zufall Glück bringen, bei Anderen aber in der Berührung mit dem wirklichen Leben zu Staub zerfallen. Es ist bemerkenswerth, mit welcher Leichtigkeit heut zu Tage ein Ruf begründet, die erzieherische Disciplin der Schule durchgemacht, oder besser umgangen wird, wie leicht man wichtige, einflußreiche Aemter und ansehnliche Erfolge erlangt. Ein unwissender, schlechter Zeitungsschreiber wird plötzlich ein be-

rühmter Litterat und Publicist, ein mittelmäßiger Advocat bekommt die Bedeutung eines weltberühmten Redners, ein Charlatan der Wissenschaft erscheint als gelehrter Professor, ein unerfahrener Jüngling mit unvollendeter Bildung wird Procureur, Richter, Beamter, der Verfasser von gesetzgeberischen Projecten; — ein Pflänzchen, das gestern erst der Erde entsprossen, wird an Stelle eines starken Baumes gesetzt. . . Das sind alles scheinbare, nichtige Werthe, sie tauchen bei uns aber täglich in großer Zahl auf dem Markte des Lebens auf, und man geht da mit ihnen gerade so um, wie die Börsenleute mit ihren in die Höhe getriebenen Actien. Viele bleiben so ihr Leben lang gewichtige Persönlichkeiten und sind doch in Wirklichkeit leere, unbedeutende, kraftlose, thatenlose Menschen. Bei vielen aber zerfällt bald all' der Glanz in Staub, und die Eigenthümer erweisen sich als bankerott. Der Egoismus hat unterdessen enorme Dimensionen angenommen, die Ansprüche und Bedürfnisse sind in's Ungeheuere gewachsen, die Wünsche sind in Aufruhr — aber im entscheidenden Moment, wenn gehandelt werden soll, sind weder Kräfte, noch Verstand, noch Character, noch Kenntnisse vorhanden. Hieraus stammt die Unzahl der sittlichen Bankerotte, die in ihrer Art aus denselben Ursachen entstehen, wie der Bankerott auf wirthschaftlichem Gebiet. Es ist schwierig auszurechnen, wieviel Kraft in unserer Zeit durch unrichtige, schlechte, zufällige Anordnung, durch falsche Operationen mit dem verschiedenartigsten Kapital, auf unserem Markt verloren gegangen sein mag. Als Resultat erscheinen dann junge Männer, die aber schon durch das Leben geknickt, verkrüppelt und zerbrochen sind. Einige von ihnen können ihre eigne Last nicht ertragen und platzen wie ein übermäßig erhitztes Gefäß: ungeduldig, machen sie ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende —, eine Handlung, die einem Menschen nicht schwer

zu fallen scheint, wenn er gewohnt ist, sich allein als Centrum seines Daseins zu betrachten und letzteres mit materiellem Maaß zu messen. Dann fühlt er, daß dieses Maaß ihm entgleitet, und seine Berechnungen sich verwirren. Andere irren in der Welt umher und vergrößern die Zahl der Unzufriedenen, Gereizten, gegen das Leben und die Gesellschaft Erbitterten. Wehe, wenn ihrer zu viele werden und sie Gelegenheit finden, ihrer Bosheit freien Lauf zu lassen und ihre Lust zu kühlen.

II.

Man sagt, daß die Alten bei ihren üppigen Gastmählern ein Scelett oder einen Todtenkopf aufstellten, um die Zechenden an den Tod zu mahnen. Wir haben diese Gewohnheit nicht: wenn wir fröhlich sind und schmausen, suchen wir den Gedanken an den Tod uns möglichst aus dem Sinn zu schlagen. Nichtsdestoweniger steht aber der Tod selber hinter dem Rücken eines Jeglichen, und sein schreckliches Bild ist jeden Augenblick bereit, uns vor die Augen zu treten.

Jeder Tag bringt uns Nachricht von unerklärlichen, räthselhaften Selbstmorden, die sich hier und dort ereignet haben, und zu gewöhnlichen, alltäglichen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens zu werden drohen. . . . Der Gedanke ist schrecklich — sind wir wirklich an diese Erscheinung schon gewöhnt? Hat man je eine Menschenseele so gering geschätzt, und war je eine so allgemeine Gleichgültigkeit gegen das Schicksal einer lebendigen Seele verbreitet, welche nach Gottes Ebenbild geschaffen und durch Christi Blut erlöset ward. Der Reiche wie der Arme, der Gelehrte wie der Ungebildete, der Greis wie der Jüngling, der eben erst in's Leben tritt, ja selbst das Kind, das kaum auf seinen Füßen steht — sie alle werfen mit unbegreiflichem, thörichten Leichtsinn das Leben von

sich — der eine ohne Weiteres, der andere, indem er noch in seiner letzten Stunde sich selbst und seine That mit Nimbus zu umgeben versucht.

Woher kommt das alles? — Es kommt daher, weil unser Leben über alle Maaßen mißgestaltet, sinnlos und verlogen geworden, daher, weil jegliche Ordnung verschwunden, jegliche Folgerichtigkeit in unserer Entwickelung abhanden gekommen ist; daher, weil in unserer Mitte die Disciplin der Gedanken, der Gefühle und der Sittlichkeit schwach ward. Im öffentlichen und Familienleben sind die einfachen, organischen Beziehungen verdorben und zerrüttet worden, an ihre Stelle sind Einrichtungen getreten, die größten Theils lügenhaft oder dem Leben und der Wirklichkeit fälschlich angepaßt sind. Die einfachen Bedürfnisse der körperlichen und geistigen Natur haben einer großen Zahl künstlicher Bedürfnisse Platz gemacht, und an Stelle der einfachen Empfindungen sind complicirte, künstliche getreten, die die Seele verführen und aufregen. Die Eigenliebe, welche früher übereinstimmend mit den Umständen und Lebensbedingungen gleichmäßig wuchs, entfaltet sich plötzlich zu einer sinnlosen Erhöhung des menschlichen „Ichs", das von keinerlei Disciplin eingeengt, auf einmal sich zu maßlosen Ansprüchen auf Leben, Freiheit, Glück, Herrschaft über Schicksal und Verhältnisse erhebt. Die starken und schwachen, die hohen und niedrigen, die großen und kleinen Geister — sie Alle haben sich, nachdem sie die Fähigkeit eingebüßt hatten, ihre eigne Unwissenheit zu erkennen und gründlich zu studiren, d. h. sich den Gesetzen des Lebens zu unterwerfen, — zu jener imaginären Höhe erhoben, wo sich jeder, ob hoch, ob niedrig, Richter des Lebens und des Universums dünkt.

So hat sich in unserer Gesellschaft eine unermeßliche Anzahl von Lügen angehäuft, die in alle Beziehungen dringen, in das Milieu, in dem wir leben und handeln, in den Ge-

danken, mit denen wir unsern Willen regieren, und in das Wort, durch das wir unsern Gedanken Ausdruck verleihen, kurz die Atmosphäre vergiften, in der wir athmen. Kann man inmitten dieser Lügen anderes erwarten, als schwächliches Wachsthum, schwächliche Existenzen und schwache Thaten? Die Vorstellungen über das Leben und seine Ziele sind falsch, die Beziehungen verwirrt, und das Leben verliert jene *Gleichmäßigkeit*, die für die ruhige Entwickelung und normale Thätigkeit unumgänglich nothwendig ist. Ist es unter diesen Umständen so sonderbar, daß viele ein solches Leben nicht ertragen können und das Gleichgewicht ihrer sittlichen und Verstandeskräfte schließlich verlieren, die doch zum Leben nöthig sind? Ein Krystallgefäß, das gleichmäßig erwärmt wird, kann einen hohen Wärmegrad ertragen, wird es aber ungleichmäßig und plötzlich erwärmt, so zerspringt es. Geht nicht dasselbe mit uns und jenen unglücklichen Selbstmördern vor, von denen wir täglich hören? Einige gehen an der inneren Verlogenheit ihrer Vorstellungen vom Leben zu Grunde, wenn diese Vorstellungen und ihre Träume bei der Berührung mit der Wirklichkeit in nichts zerfallen; der unglückliche Mensch, dem sein „Ich" der einzige Stützpunkt seines Lebens ist, der außerhalb seines „Ich's" keine sittliche Grundlage für den Kampf mit dem Leben kennt, ergreift die Flucht vor dem Kampfe und zerstört sich selbst. Andere gehen daran zu Grunde, daß sie nicht im Stande sind, ihr vielleicht hohes Ideal vom Leben und von der Wirklichkeit mit dem Scheinwesen ihrer Umgebung, mit der Verlogenheit der Menschen und der Einrichtungen zu versöhnen; zerfallen mit dem, woran sie fälschlich geglaubt und allen wahren Glaubens bar, verlieren sie das Gleichgewicht und fliehen kleinmüthig aus dem Leben . . . Und wie viele giebt es, die an plötzlich erreichten, unverhältnißmäßigen Erfolgen untergehen, welche gerade *von der Macht* vernichtet werden,

nach der sie so leichtsinnig gestrebt, und die sie auf sich genommen hatten, ohne ihr gewachsen zu sein? Die Gegenwart ist die Zeit der scheinbaren, illusorischen, künstlich erzeugten Größen und Werthe, mit denen sich die Menschen gegenseitig verblenden; es ist so weit gekommen, daß es dem wahren Verdienste schwer fällt, sich zu offenbaren und zu behaupten, weil auf dem Markte der menschlichen Hoffart nur die falsch blinkende Münze Absatz findet. In solcher Zeit greifen die Menschen leicht nach allem, weil sie sich für fähig halten, mit allem fertig zu werden, und es ihnen mit einigem Geschick gelingt, ohne große Anstrengung zu bedeutenden Stellungen emporzusteigen. Der Ruf, mächtig zu sein, ist für die menschliche Hoffart verführerisch, mit ihm vereinigt sich die Vorstellung von Ehre, von Vergünstigungen, vom Rechte Ehre zu spenden und Andern wieder Macht zu verleihen. Doch wie auch die menschliche Vorstellung sein mag, das sittliche Princip aller Gewalt ist einzig und unabänderlich: „wer der Erste sein will, muß der Diener aller andern werden." Wenn alle dieses bedenken würden — wer wünschte dann noch, die ungeheuere Last auf sich zu nehmen? Allein alle sind mit Vergnügen bereit, die Macht zu ergreifen, und die *Bürde dieser Macht* hat viele erdrückt und Manchem den Untergang bereitet, da in unserer Zeit die Aufgabe der Macht sich besonders verwickelt gestaltet. Und so giebt es viele Menschen, für welche die so leichtfertig ergriffene Macht zur verhängnißvollen Sphinx wird, die ihr Räthsel stellt. Wer es nicht räth — ist verloren.

III.

Wenn wir etwas begreifen wollen, ist es nothwendig, den Gegenstand unserer Betrachtung näher in's Auge zu fassen

und den richtigen Gesichtspunkt einzunehmen: alles hängt hiervon ab, und alle menschlichen Verirrungen entstehen dadurch, daß der Gesichtspunkt nicht richtig gewählt wird. Wir sind gewohnt, unseren Eindrücken zu vertrauen, wir erhalten aber diese Eindrücke, indem wir nur an der Oberfläche des Gegenstandes mit Gewandtheit und Schnelligkeit hingleiten. Indem wir uns mit diesem Eindruck begnügen, beeilen wir uns mit der uns eigenen Ungeduld, ihn vor Allen zu offenbaren; an diese erste Bekennung fesselt uns dann unsere Eigenliebe. Darauf verhindert uns unsere Trägheit, mit der Eigenliebe vereinigt, in das Wesen des Gegenstandes mehr einzudringen und unseren Gesichtspunkt zu controliren. Durch die Wiedergabe von Eindrücken zwischen empfänglichen Naturen entstehen und entwickeln sich also Irrthümer, welche die große Masse ergreifen, und häufig bereits als Ausdruck der öffentlichen Meinung hingenommen werden.

Dieses ist sowohl im Großen wie im Kleinen der Fall. Ganze Systeme von Weltanschauungen haben im Laufe der Jahrhunderte geherrscht, waren unanfechtbare Ueberzeugung, bis es sich endlich erwies, daß sie falsch seien, da sie von einem falschen Standpunkte ausgingen. So das Ptolemäische Weltsystem. Jahrhunderte lang betrachteten die Menschen hartnäckig das Universum von einer Seite, weil sie ihren Standpunkt auf ihrer Erde eingenommen hatten, weil ihre Erde ihnen unermeßlich schien und sie sich kein anderes Centrum vorstellen konnten. Das System war voll von Widersprüchen und, um diese auszugleichen, erfand die Wissenschaft künstliche Cyclen, Epicyclen u. s. w. So vergingen Jahrhunderte, bis Copernicus erschien und das falsche Centrum aus dem System heraushob. Alles wurde klar, als es sich zeigte, daß das Weltall sich nicht um die Erde dreht, daß die Erde durchaus keine vorherrschende Bedeutung hat, daß sie nichts anderes

ist als einer der vielen Planeten und von Kräften abhängt, die sie an Macht und Bedeutung unendlich überragen.

Das Ptolemäische System hat sich schon längst überlebt; wie ist es aber zu verstehen, daß gegenwärtig in einem anderen Kreise von Ideen und Begriffen sich seine Herrschaft auf's Neue befestigt? Verfällt nicht die neueste Philosophie in denselben groben Fehler, daß sie den Menschen als das Centrum des Weltalls betrachtet, und das ganze Leben sich um ihn drehen läßt, in denselben Irrthum wie damals die Wissenschaft, als sie die Sonne sich um die Erde bewegen ließ? Wirklich, es giebt nichts Neues unter der Sonne. Diese abgethane Ansicht wird für etwas Neues, für das letzte Wort der Wissenschaft ausgegeben, in welcher Widersprüche, Verneinungen früherer Systeme, neue Grundsätze, Entgegnungen auf dieselben mit großer Autorität verkündet, staunenswerthe Offenbarungen, von denen man bald wünscht, sie besser gar nicht erwähnt zu haben, einander folgen.

Alles dieses wird der Fortschritt der Wissenschaften genannt. Sind es aber in Wirklichkeit nicht die Cyclen und Epicyclen des Ptolemäischen Systems? Und wann wird der neue Copernicus erscheinen, der den Bann brechen und vor aller Augen beweisen wird, daß das Centrum nicht im Menschen, sondern weit außerhalb desselben, unendlich hoch über ihm, der Erde und dem ganzen Weltall liegt?

Und sehen wir nicht dasselbe zum Beispiel in der Geschichte sämmtlicher Sekten, angefangen von den Gnostikern und Arianern bis zu den Anhängern der Paschkoff, Sutaeff, Tolstoi und der Nihilisten? Der Grund liegt allein darin, daß der Mensch, den Eindrücken folgend, sich auf einen trügerischen Gesichtspunkt stellt; in seinem Ich findet er diesen Punkt; es scheint ihm, als drehe sich das ganze Universum um ihn — überall sucht er nach Wahrheit, zürnt auf Alle

und Alles, glaubt Alles zu entlarven, ausgenommen sich selbst, hat aber doch dabei dieselben Sünden und Leidenschaften. Welch' sonderbarer, verhängnißvoller Irrthum!

IV.

Die Starrheit des dogmatischen Glaubens war immer und wird, wie es scheint, immer das Loos der armen, beschränkten Menschheit bleiben, während Leute mit weiten, tiefen Gedanken, mit großem Gesichtskreis sich immer nur als Ausnahmen finden werden. Eine Glaubensart macht der anderen Platz — es wechseln die Dogmen, es wechseln die Gegenstände des Fanatismus. In unserer Zeit beherrscht die Geister der sogenannten gebildeten Welt der Glaube an allgemeine Grundideen, an die logische Gliederung des Lebens und der Gesellschaft nach allgemeinen Grundsätzen. Das sind die neuesten Fetische, die bei uns an die Stelle der alten Götzen getreten sind, denn im Grunde schaffen auch wir uns, wie unsere Vorfahren, Götzen und beten sie an. Sind denn Begriffe und Worte wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit mit allen ihren Anwendungen und Abzweigungen nicht unsere Götzen? Und sind die allgemeinen Thesen, welche von Gelehrten verkündet und zu Dogmen gestempelt sind, wie z. B. die Entstehung der Arten, der Kampf um's Dasein u. s. w. nicht ebenfalls unsere Götzen? . . .

Der Glaube an diese allgemeinen Grundideen ist der große Irrthum unseres Jahrhunderts. Die Verirrung besteht gerade darin, daß wir an dieselben bedingungslos, dogmatisch glauben, darüber das Leben mit allen seinen Verhältnissen und Erfordernissen vergessen, und zwischen Zeit und Ort, individuellen Eigenthümlichkeiten und besonderen historischen Verhältnissen keinen Unterschied machen.

Das Leben ist keine Wissenschaft und keine Philosophie. Es lebt durch sich selbst als lebendiger Organismus. Weder die Wissenschaft, noch die Philosophie herrscht über das Leben als außerhalb desselben stehend, beide schöpfen ihren Inhalt aus dem Leben, indem sie die Lebenserscheinungen sammeln, analysiren und verallgemeinern, doch wäre es sonderbar, zu behaupten, daß sie das Leben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit umfassen und erschöpfen, ihm einen Inhalt geben und einen neuen Aufbau desselben errichten könnten. In der Anwendung auf das Leben hat jede Ordnung der Wissenschaft und Philosophie die Bedeutung einer wahrscheinlichen Voraussetzung, einer Hypothese, die man unumgänglich jedesmal mit klarem Sinn und geschultem Verstande nach denjenigen Erscheinungen und Thatsachen, für welche ihre Anwendung gefordert wird, prüfen muß. Die andere Anwendung einer solchen allgemeinen Grundidee würde Gewaltthat und Lüge im Leben sein. Allein schon das muß uns schrecken, daß es in der Wissenschaft und Philosophie sehr wenig unbestrittene Systeme giebt. Fast alle sind Gegenstände der Meinungsverschiedenheit zwischen Schulen und Parteien, fast alle gerathen durch neue Erfahrungen und neue Lehren in's Schwanken. Es giebt auch nicht eine auf das Leben angewandte Wissenschaft, die an sich ein ganzes Gewand darstellte: alle sind mehr oder weniger kunstvoll mit Abänderungen des Zuschnitts nach der Mode aus Stücken zusammengesetzt, — zuweilen hängen auch Fetzen daran, die in Folge des Kampfes der Schulen verschiedener Lehren herausgerissen wurden. Nichtsdestoweniger glauben die Vertreter jeglicher wissenschaftlichen Schule dogmatisch an ihre Grundsätze und verlangen ihre bedingungslose Anwendung auf das Leben. Wir brauchen nur die Nationalökonomie als Beispiel heranzuziehen: Die Nationalökonomen haben sich den Ruf der

ärgsten Pedanten und Dogmatiker dadurch erworben, daß sie sich mit ihren allgemeinen Gesetzen der Erzeugung und der Vertheilung der Kräfte und des Kapitals durchaus in's Leben, die Gesetzgebung und die Industrie mit einer, keinen Widerspruch duldenden, Gewalt hineindrängen wollen; dabei vergessen sie aber alle mehr oder weniger die lebendigen Kräfte und Erscheinungen in Rechnung zu ziehen, welche in jedem gegebenen Fall ein Element darstellen, das dem Gesetz entgegenwirkt und seine Thätigkeit unterbricht. Aus einer großen Anzahl von Thatsachen und Erscheinungen stellten sie eine Formel auf, doch konnten sie die unendliche Mannigfaltigkeit, die ganze Reihe von Combinationen, die sich in jedem gegebenen Moment vorfinden, nicht erschöpfen. Auch diese Formeln waren für die Wissenschaft eine große Wohlthat, da sie sich dank ihrer klären und fortschreiten konnte, doch keine von ihnen ist ein unerschütterliches, bedingungsloses Gesetz für das Leben, jede dient nur als Anweisung für die Forschung, jede drückt nur eine gewisse Bewegung, eine gewisse Richtung der Kraft aus, welche in einem gegebenen Moment durch andere Kräfte, die in der entgegengesetzten Richtung wirken, in Aufruhr gebracht oder aufgewogen werden kann. Die Wirkungen dieser Kräfte lassen sich nicht mathematisch berechnen, man kann sie nur mit dem richtigen Gefühl des praktischen Sinnes erkennen, und so haben die allgemeinen Schlüsse und Folgerungen der Nationalökonomie, obgleich sie aus unanfechtbaren Thatsachen gewonnen sind, nur eine muthmaßliche, hypothetische Bedeutung und nicht die eines entscheidenden, unbedingten Gesetzes. So wird es auch immer jeder wahre Gelehrte, der noch nicht von der Pedanterie der Bücherwissenschaft angesteckt ist, auffassen. Doch so sind lange nicht alle Gelehrten. Was soll man von der Masse sagen, von jenen oberflächlichen Lesern, Gesetz-

gebern, Juristen, Beamten, welche zum Theil, wie das russische Sprichwort sagt, „es läuten hörten, aber nicht wissen, wo die Glocken sind", ihre Kenntnisse einigen Seiten eines Handbuches oder einem Zeitungsartikel entnehmen und es lieben, ohne weitere Nachforschungen jederzeit die fertige Lösung jeder Frage nummerirt und gedruckt im Leitfaden zu finden? Ihnen gilt jede allgemeine These als durch die „Autorität der Wissenschaft" geschützt, als billiges Mittel, die fertige Lösung der wichtigsten Fragen des Lebens zu gewinnen und als eine bequeme Waffe, mit welcher die Argumente des gesunden Menschenverstandes abgewehrt, zugleich aber auch alle Thatsachen der Geschichte und der Praxis umgestoßen werden. Dank diesen allgemeinen Thesen und Principien gelingt es heut zu Tage dem allereinfältigsten und oberflächlichsten Geiste, dem müßigen und gleichgültigen Leichtfuß, mittels einer Phrase in den Ruf eines tiefsinnigen Philosophen, Politikers oder Beamten zu kommen, und einen billigen Sieg über den gesunden Verstand und die Erfahrung davonzutragen. Solch' ein Gelehrter kann sich auf einmal auf die Höhe der Wissenschaft und der Zeitidee erheben. Und ist er auf dieser Höhe angelangt, wer vermöchte mit ihm noch zu streiten?

Die Masse kann das allgemeine System nicht in seiner wahren, bedingten Bedeutung verstehen: dem Verstande der Masse ist jede Regel, jede Erscheinung nur in lebendigem, concretem Bilde zugänglich. Der große Fehler unseres Jahrhunderts besteht darin, daß wir selber den falschen Glauben an allgemeine abstrakte Thesen von anderen annehmen und uns damit an das Volk wenden. Das ist ein neues Spiel mit jenen allgemeinen Begriffen, welches durch die Idealisten der Volksaufklärung unserer Zeit in's Leben gerufen worden ist, — ein gefährliches Spiel, weil es zu einer Verderbniß des

Volksbewußtseins führt. Dieses Spiel mit dem Volke treibt leider nur zu oft unsere Schule; ursprünglich haben freilich mit diesem Spiel die demokratischen Regierungen begonnen, doch viele mußten theuer dafür zahlen, besiegt von der Wahrheit des sittlichen Verhältnisses zum Volke. Eine Lüge zieht die andere nach sich; haben sich im Volke lügnerische Vorstellungen, lügnerische Erwartungen und ein lügnerischer Glaube gebildet, so wird es einer Regierung, die selbst von dieser Lüge ergriffen ist, schwer fallen, dieselbe aus dem Volksbewußtsein heraus zu reißen; sie wird mit ihr rechnen, auf's neue mit ihr spielen müssen, und gezwungen sein, ihre Macht im Volke, künstlich, durch ein neues Lügengewebe in den Einrichtungen, Reden und Handlungen aufrecht zu erhalten — ein Gewebe, das unabwendlich von der ersten Lüge erzeugt werden mußte.

Recht deutlich sieht man dies am Beispiel Frankreichs. Im vorigen Jahrhundert hat die Phantasie der Philosophen der idealistischen Richtung ein neues Evangelium für die Menschheit geschaffen, — ein Evangelium, das nur aus Idealisirungen und abstrakten Verallgemeinerungen bestand. Die Schule Rousseau's zeigte der Menschheit den Naturmenschen im rosigen Lichte und verkündete allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit auf Erden durch die Rückkehr zur Natur; sie offenbarte allen die anscheinend neu enträthselten Geheimnisse des öffentlichen und staatlichen Lebens, und folgerte aus diesen das vermeintliche Gesetz eines Vertrags zwischen Volk und Regierung. Es erschien das berühmte Schema der Volksbeglückung, das Recept des Friedens, der Eintracht und der Zufriedenheit für Völker und Regierungen. Dieses Recept war auf ganz ungeheuerlichen Verallgemeinerungen, die mit dem Leben in gar keinem Zusammenhang stehen, sowie auf einer wilden schwülstigen Phantasie aufgebaut, nichts destoweniger hat aber diese Lüge, welche, wie es schien, bei der geringsten Berührung mit der Wirklichkeit hätte in sich zusammen fallen müssen, in der Menschheit den leidenschaftlichen Wunsch entflammt, sie der Wirklichkeit anzupassen, auf Grund dieses Recepts eine neue Gesellschaft und eine neue Regierungsform zu begründen. Noch ein Schritt — und die Theorie Rousseau's artet zu dem berühmten Schlagwort: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus. Diese Begriffe schließen in sich die ewige Wahrheit des idealen Sittengesetzes in untrennbarem Bunde mit der ewigen Idee der Pflicht und des Opfers, auf welcher die ganze sittliche Weltanschauung, wie ein lebendiger Körper auf dem Knochengerippe, ruht. Als man aber diese Formel zu einem zwingenden Gesetz des öffentlichen Lebens stempeln wollte, als man sie zu einem formellen Recht, das das Volk unter einander und mit der Regierung in äußerlichen Beziehungen verbinden sollte, umzuwandeln versuchte, als man sie zu einer neuen Religion für Regierte und Regierende erhob, — erwies sie sich als eine verhängnißvolle Lüge, und das ideale Gesetz der Liebe, des Friedens und der Duldung, auf den Boden der äußerlichen Gesetzlichkeit verpflanzt, wurde zu einem Gesetz der Gewalthätigkeit, der Zwietracht und des Fanatismus. Diese allgemeinen Thesen wurden, nicht wie die Predigt der Liebe des Evangeliums, nicht wie ein Aufruf zur Pflicht im Namen eines sittlichen Ideal's der Volksmasse, verkündet, sondern wie die Worte eines Bündnisses zwischen Volk und Herrscher, wie die Verkündigung einer neuen Aera wahrhafter Glückseligkeit, wie die feierliche Verheißung neuen Glückes. Auf eine andere Weise hätte das Volk dieses Wort weder auffassen noch begreifen können. Die Masse ist nicht im Stande zu philosophiren; die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hat sie als ihr Recht, als einen ihr zukommenden Besitz entgegengenommen.

Wie soll sie sich darnach mit allem aussöhnen, was das Elend der armen menschlichen Existenz mit sich bringt — mit der Idee der Armuth, Entbehrung, der Noth, der Selbstbeschränkung und Resignation? Die Masse erträgt dies nicht, murrt, wird unwillig, protestirt, geräth in Aufruhr, stürzt Verfassungen und Regierungen um, die ihr Wort nicht gehalten und die Erwartungen nicht erfüllt haben, welche ihr phantastische Träume vorgaukelten. Sie gründet neue Einrichtungen und zerstört auch diese wieder, wirft sich neuen Gewalthabern in die Arme, von denen sie dieselben verführerischen Worte gehört, und stürzt sie, wenn auch diese nicht imstande sind, sie zu befriedigen. Es ward unmöglich, diese Masse einfach mittels der Gewalt, ohne schmeichlerische Worte und Einrichtungen, zu lenken; die Regierung ist gezwungen, ein Spiel zu treiben und sogar falsch zu spielen. Welch trauriger und entsetzlicher Anblick dies Chaos im staatlichen Gebäude: lärmend ergießen sich die Wogen der Leidenschaften überall hin, für Augenblicke sich beruhigend, da die Zauberworte: Freiheit, Gleichheit, Oeffentlichkeit, Volksherrschaft erschallen . . . Wer da versteht, geschickt und im richtigen Augenblick mit diesen Worten zu spielen, der wird Herrscher der Masse.

V.

Im alten Rom barst einst der Erdboden: es that sich ein gähnender Abgrund auf, der die ganze Stadt zu verschlingen drohte. So sehr man sich auch bemühte, gelang es doch nicht, dem Unheil abzuhelfen. Da wandte man sich an das Orakel; dieses antwortete, daß der Abgrund sich schließen werde, wenn Rom ihm sein theuerstes Kleinod zum Opfer brächte. Es ist bekannt, was daraufhin geschah. Curtius, der erste Bürger Roms, der Tapferste der Tapfern, stürzte sich in den Abgrund, der sich über ihm schloß.

Auch bei uns in der modernen Welt hat sich ein gähnender Abgrund aufgethan, — der Abgrund des Pauperismus, der den Armen durch eine unermeßliche Kluft vom Reichen scheidet. Was werfen wir nicht alles hinein, um ihn auszufüllen! Ganze Fuder Geldes und verschiedenartiger Capitalien, große Massen von Predigten und erbaulichen Büchern, Ströme des Enthusiasmus, hunderte und tausende von uns erdachter gesellschaftlicher Einrichtungen — alles verschlingt er und bleibt nach wie vor offen. Haben wir denn nicht auch ein Orakel, das uns das geeignete Mittel verheißen könnte? Der Spruch dieses Orakels ist längst verkündet worden und allen bekannt: „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einer den andern liebet." Wenn wir verstünden, uns in dieses Wort zu vertiefen, uns auf seine Höhe zu erheben, wenn wir uns entschließen könnten, alles, was uns am theuersten ist, in den Abgrund zu stürzen — unsere Theorien, unsere Vorurtheile, unsere Gewohnheiten, welche mit jeder Lebenslage verbunden, und an die sich jeder von uns gewöhnt hat, — wenn wir uns selbst dem Abgrund zum Opfer bringen wollten, so würde er sich auf immer schließen.

VI.

Jedes richtige Gefühl der menschlichen Seele ist nur so lange ein wahres Gefühl, als es sich seine *Freiheit* und *Einfachheit* bewahrt: nur was einfach ist, ist wahr. Der Stein des Anstoßes eines jeden einfachen Gefühls ist seine Spiegelung im Bewußtsein des Menschen — die Reflexion. Das Gefühl gelangt zu besonderer Stärke, wenn es sich durch das Bewußtsein in der Seele befestigt und sich mit dem Gedanken vereinigt; hier läuft es aber Gefahr, sich in dem

Gedanken auszuleben und in seiner Einfachheit erschüttert zu werden. Es kommt vor, daß ein Gefühl, welches sich auf einen Gedanken stützt und sich durch ihn mittheilt, sich in eine Formel des Bewußtseins auflöst und in ihr erlischt. Sowohl die Form als der Buchstabe können den belebenden Geist tödten. Die Form trügt, weil sich hinter ihr unmerklich die Scheinheiligkeit und Selbstberäucherung des menschlichen Ich's entwickelt. Was giebt es Durchsichtigeres, Kostbareres, Fruchtbareres als das einfache Gefühl der Liebe in der Menschenseele? Von dem Moment an aber, wo es sich mit dem Gedanken verbindet, droht ihm Gefahr von seiten der Reflexion. Es kann sich eine Form geben und sich in Gattungen, Kategorien und Lehren verzweigen. Dann kommt endlich der Augenblick, daß kein einfaches, ganzes Gefühl mehr die Seele erfüllt und belebt, das arme menschliche Ich aber beginnt sich einzubilden, daß es das Gefühl oder die Idee eines Gefühls beherrscht, daß es sein Träger und sein Darsteller ist. Hier hat die Einfachheit ein Ende, hier beginnt die Zersetzung des Gefühls, welche leicht in Heuchelei übergehen kann. Die Zahl der Thaten der Liebe mag steigen — es kann in ihr sogar ein System entstehen, aber die Einfachheit des Gefühls ist nicht mehr da, sein Duft ist verflogen. Man kommt zu diesen Gedanken, wenn man auf die Thätigkeit unserer organisirten Wohlthätigkeitsanstalten und Gesellschaften, mit ihren Statuten, Sitzungen, Ehrenmitgliedern und Diplomen u. s. w. blickt. Alle diese Einrichtungen sind der Idee nach der Liebe und Wohlthätigkeit geweiht, bei der Betrachtung der dort vor sich gehenden Erscheinungen aber, fragt man sich unwillkürlich: ist hier der Platz der mitfühlenden, thätigen Liebe? Man sieht Versammlungen, auf welchen Reden gehalten werden, Herren und Damen — Comitees, wo gelangweilte und gleichgültige Persönlichkeiten, die nichts von der Sache verstehen,

zusammen kommen, um Regeln und Paragraphen zu berathen, man erblickt Actenstücke, von einem Secretär zusammengestellt, für den dann Orden und Gehalt ausgewirkt werden; man hört aufgeblasene Erwägungen unberufner Pädagogen über Schulsysteme und Unterrichtsmethoden, man sieht als Gipfel der gesellschaftlichen Heuchelei wohlthätige Bazare, auf welchen manche verkaufende Dame, die vielleicht selbst nichts spendete, eine Toilette trägt, die zuweilen mehr kostet, als der ganze Verkauf einbringt — und das nennt man Werke der christlichen Liebe!

Das ist die Liebe in der Form gesellschaftlicher Einrichtungen. Nun haben wir noch — das *Recht*, das Recht, auf welchem die Welt steht und sich hält, das Recht, ohne das unser Leben zum schattenhaften Gebilde einer brutalen Einbildungskraft wird — wie erscheint es in der neuesten künstlichen geschorenen und geglätteten europäischen Mode — in der Form des gerichtlichen Verfahrens. Wir erblicken eine Maschine für die künstliche Fabrikation des Rechts, doch das Recht selbst ist in der feierlichen Geschäftigkeit des maschinenmäßigen Betriebes nicht zu finden, und man überhört es im Lärm der Räder des gewaltigen Mechanismus. Man sucht eine sittliche Kraft, doch ach! die ganze Kraft wird auf die Thätigkeit der Maschine verwandt, verbraucht sich durch die *Reibung* der Räder, die sich in ununterbrochener Bewegung befinden; fast alle sittlichen Anstrengungen der wirksamen Kräfte verzehren sich im Treiben dieser Räder und ihrer Verbindungen. Da sitzen Richter im erhabenen Bewußtsein ihrer priesterlichen Würde zusammen, und hören zu, wie die alten Auguren, soweit als es die Aufmerksamkeit gestattet; Advocaten halten Reden, führen gewichtige Worte und lauttönende Phrasen auf engen Irrwegen schlau verwickelter Gedankengänge, indem sie sich im voraus bereits den Werth ihrer langen Perioden in klingender Münze ausrechnen; es schleichen

die langen, ermüdenden Stunden des Verhörs hin, und dabei muß das hauptsächlichste Opfer dieses Verhörs, das unglückselige Recht über die schmale Brücke Mohameds in das gelobte Land pilgern: wehe dem, der bei diesem Uebergang sich auf seine eigne Kraft verläßt. Nur derjenige erhält Recht, der zuvor die Kunst des Akrobaten vollkommen erlernt hat, und der auf dem Wege weder strauchelt noch fällt. . . .

VII.

Das ganze menschliche Leben — ist das Suchen nach Glück. Der unerlöschliche Durst nach Glück tritt in dem Augenblicke im Menschen auf, wo er zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, und versiegt nicht bis zum letzten Athemzuge. Die Hoffnung auf Glück hat kein Ende, kennt kein Maaß und keine Grenzen: sie ist grenzenlos wie das Weltall und hat kein endliches Ziel, weil ihr Anfang und ihr Ende im Unendlichen liegen. Dieses unendliche Streben nach Glück, personificirt ein mongolisches Märchen in der Gestalt einer Mutter, welche ihre geliebte Tochter, ihr einziges Kind verloren hat. Die urwüchsige Phantasie des Bewohners der Steppe denkt sich diese Mutter als alte Frau mit einem einzigen Auge mitten auf dem Scheitel. Schluchzend wandelt sie über die Erde und sucht ihr verlornes Kind, zuweilen bleibt sie stehen und tritt an diesen oder jenen Gegenstand heran, wenn es ihr scheint, als habe sie ihr Kind entdeckt. Mit beiden Händen greift sie nach ihrem Funde, trägt ihn fort und hebt ihn dann hoch über ihren Kopf, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich ihr Kleinod gefunden habe. Doch kaum hat sie es mit ihrem einzigen Auge erblickt, als sie gewahr wird, daß sie sich getäuscht hat; verzweiflungsvoll wirft sie ihren Fund zu Boden, zertrümmert ihn und wandert dann wieder suchend über die

Erde. Das Glück, das der Mensch sucht, bestimmt sein Schicksal und hallt in ihm als Unglück wieder. Das Unglück des Menschen, sagt Carlyle, stammt aus seiner Größe: er ist deshalb unglücklich, weil in ihm selbst das Unendliche wohnt, und weil dieses Unendliche, der Mensch, trotz aller Mühe und Anstrengung, nicht im Stande ist, sich im Endlichen einzuschließen und abzufinden.

Folglich ist das Glück unmöglich, weil es unumfaßbar ist. Warum aber lebt in der Menschenseele neben der Erkenntniß der Unerreichbarkeit dieses Zieles, das lebendige Bewußtsein von der Möglichkeit des Glücks? Warum wendet sich der Mensch, nachdem er sich von der Gegenwart los sagt und der Zukunft verzweiflungsvoll entsagt, der Vergangenheit zu und findet dort diese Möglichkeit? Es werden sich wenig Menschen finden, die von einem gewissen Zeitpunkt ihrer Vergangenheit nicht sagen würden: „damals war das Glück so nah, so erreichbar!“

Das Glück ist dem Menschen in jenem Augenblicke entflohen, als er das Unendliche beherrschen, es sich zu eigen machen, es erkennen wollte. „Ihr werdet wissen was gut und böse ist, ihr werdet sein wie Gott.“ Diese Erkenntniß hat er nie erlangt, doch ist in ihm ein Zwiespalt entstanden, und seit der Zeit sucht die eine Hälfte die andere, um die Einheit und das Ganze des Bewußtseins und des Lebens wiederherzustellen. Wenn es irgendwo etwas giebt, das Glück genannt zu werden verdient, so findet es sich nur bei einigen Wenigen in jener Zeit des naiven Daseins und Bewußtseins, wo die Seele das Leben in sich pulsiren hört und sich damit zufrieden giebt, ohne nach Wissen zu streben, in sich aber das Unendliche spiegelt, gleich wie der klare Wassertropfen am Zweige den Sonnenstrahl reflectirt. Wenn jemand solche Zeiten durchlebt, so gebe Gott, daß sie recht lange währen

mögen. Der Mensch hüte sich, durch seinen eignen Willen aus seiner Sphäre nach anderen Gebieten zu streben. Die Pforte eines solchen Glückes öffnet sich nicht nach Innen. Schlägst Du sie von Innen auf, so wirst Du sie nicht mehr fest halten; ja sie öffnet sich von innen, und wer will, daß sie halte, der soll nicht an ihr rühren.

Unsere Vergangenheit haben wir verurtheilt, deshalb, weil wir in ihr nicht jene Principien wieder fanden, welche für uns der Maaßstab der Wahrheit und der Wohlfahrt sind. Nach dem Codex dieser Principien, deren wichtigstes die Gleichheit ist, wollen wir das Leben umgestalten, seine alten Quellen, aus welchen die früheren Geschlechter geschöpft, in neue Bahnen lenken und es neu, nach einem von uns ersonnenen Plane, construiren. Diesen Plan stellen wir nach den Regeln der Wissenschaft zusammen, wobei wir uns aber oft einer großen Unkenntniß, gerade dieser betreffenden Wissenschaft gegenüber, schuldig machen. Das schadet nichts! sagen wir kühn, das Leben wird die Fehler unseres Planes ausgleichen, und widersprechen uns hiermit selbst, indem wir uns auf das Leben berufen, von dem wir bei der Zusammensetzung des Planes nichts wissen wollten. Das Leben überführt uns auf jedem Schritt einer Unwahrheit, obgleich wir versprochen hatten, die Wahrheit in dasselbe hineinzutragen, es herrschen der Egoismus, die Gewinnsucht, die Gewaltthätigkeit statt der Liebe und des Friedens, die Armuth und Erschöpfung statt des Reichthums und des Zuwachses an Kräften, wir vernehmen Klagen und das Wehgeschrei der Unzufriedenheit, statt jenes Wohllebens, das wir prophezeiten. Das schadet nichts! wiederholen wir immer lauter und lauter, um die Fragen, Zweifel und Einwände zu ersticken: — wenn nur die Principien unseres Jahrhunderts befolgt und aufrecht erhalten werden. Was thut es, daß die zeitgenössische Generation leidet, was

liegt daran, daß statt kräftiger Menschen ein schwächliches Geschlecht ersteht, mag's heute um dasselbe schlimm stehen, morgen, übermorgen wird es besser sein. Neue Geschlechter werden auf den Ruinen der alten erblühen, und unsere Principien werden sich in der neuen Welt, unter unseren Nachkommen glänzend rechtfertigen. . . . Die Träume, mit denen unser Leben und unsere Thätigkeit erfüllt sind, werden sich vielleicht einst verwirklichen, jedoch vielleicht in derselben Weise, wie es einst Swift erging: er hatte in seiner Jugend ein Irrenhaus errichtet, im Alter fand er sein Asyl in diesem selben Hause.

VIII.

Wie selten pflegen unsere gesellschaftlichen Beziehungen einfach und unmittelbar zu sein! Wie selten begegnet man Leuten, mit welchen man in einfachem und natürlichem Gedankenaustausch ein Gespräch führen kann. Wenn man in der sogenannten Gesellschaft lebt, kommt man jeden Augenblick mit Menschen in Berührung, mit denen man nichts Gemeinsames hat, außer der Zugehörigkeit zur Menschheit. Man hat keine Zeit stehen zu bleiben, sich etwas umzuschauen, ruhig und schweigend abzuwarten —, wenn ich so verfahren wollte, würde der andere, der eben zu mir trat, mit dem man mich bekannt machte, das gar nicht zulassen. Man muß sofort gesprächlich anknüpfen, und der Anstand erfordert, daß es ungezwungen erscheine. Man muß reden, und die Unterhaltung gleitet sofort auf den morschen Boden der Abgeschmacktheit hinüber, man wechselt Redensarten, die sich auf das Alltagsleben beziehen. Die Menschen kommen sich gegenseitig mit Gemeinplätzen entgegen, und es geschieht nicht selten, daß ihre Unterhaltung, so oft sie sich auch begegnen mögen, diesen

Boden, den sie beide zu gleicher Zeit betreten haben, niemals verläßt. Doch es kann noch schlimmer kommen: vom ersten Augenblick an, beginnen die Menschen sich vor einander zu zieren und zu verstellen. Das geschieht besonders bei ungleichen Begegnungen, d. h. wenn einer den anderen für etwas Besonderes, Berühmtes hält und sich mit ihm auf den gleichen Standpunkt des socialen Lebens stellen möchte. Andererseits, wer bildet sich nicht ein, etwas ganz Besonderes zu sein? So beginnt das Duell zweier kleiner, zuweilen sogar sehr kleiner Ichs, und in jedem von ihnen sind alle Gedanken darauf gerichtet, sich auszuzeichnen, dem andern nicht nachzustehen und eine möglichst glänzende Meinung von sich zu erwecken. Gewöhnlich ist es der Geist der glänzt — wer aber glaubt nicht, Verstand, Scharfsinn oder Lebensweisheit, die oft den durchdringendsten Geist ersetzt, zu besitzen? Welch' große Arena für die Abgeschmacktheit der kleinlichen Eigenliebe! Hierzu gesellt sich die Abgeschmacktheit der Liebenswürdigkeit. Jede Tugend des gesellschaftlichen Lebens hat als Revers eine Abgeschmacktheit, und diese Rückseite kommt da zur Geltung, wo die Tugend Sache des gesellschaftlichen Anstandes und Gebrauches wird, wo sie sich in die kleine Scheidemünze gewohnten Gepräges umsetzt. Wieviel von dieser kleinen Münze ist bei uns in den Verkehr gebracht, und wie glanzlos ist sie geworden, wie abgenutzt dadurch, daß sie jeden Augenblick von Hand zu Hand wandert, — und durch was für Hände! Die besten Worte verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung, indem sie aufhören der wahre Ausdruck des Gedankens zu sein, die tiefsten Wahrheiten werden trivial, indem sie im fadenscheinigen Gewand des Gemeinplatzes erscheinen, die heiligsten Gefühle werden abgenutzt und befleckt durch Menschen, die sie für Jedermann zur Schau stellen.

Man muß klug und liebenswürdig sein — das sind die beiden Hauptmotive, die uns in einer Unterhaltung anspornen. Und wir sind gewöhnt, die klar zu Tage liegende Abgeschmacktheit des ersteren Motivs, durch die offenbare Achtbarkeit des letzteren zu rechtfertigen. Wenn das Gewissen einem zuflüstert: wieviel Unsinn hast Du geschwatzt, wie hast Du Dich verstellt, wie spieltest Du mit den Worten! so ist gleich die Erwiderung bereit: ich habe gesucht liebenswürdig zu sein; ich mußte doch das Gespräch in der Gesellschaft beleben, Wirth und Wirthin unterstützen, damit sich nicht Langeweile einstelle.

Jedoch, das Gewissen hat Recht, und die Abgeschmacktheit sucht sich vergebens hinter der Liebenswürdigkeit zu verbergen und sich durch sie zu rechtfertigen. Allein aus Liebenswürdigkeit — ohne Antrieb der kleinlichen Eigenliebe — würde ein Mensch, der sich selbst und seine Rede achtet, nicht Stunden lang thörichtes Spiel mit Redensarten treiben, würde sich nicht, den Umständen gemäß, auf den Ton der Liebe oder der Entrüstung umstimmen, ginge nicht auf Stelzen, schmückte nicht erdachte Geschichten und erfundene Gefühle aus und ließe nicht dem Spott und der scharfsinnigen Malice freien Lauf, wo es sich um die Schwächen und Fehler des Nebenmenschen handelt.

IX.

Das neunzehnte Jahrhundert brüstet sich mit Recht, das Jahrhundert der Umwälzungen zu sein. Die umwälzende Bewegung aber, welche in vielen Beziehungen wohlthätig ist, ist andererseits der Verderb unserer Zeit. Die beschleunigte Circulation des analysirenden und verbessernden Gedankens hat einen fieberhaften Zustand in unsern Adern erzeugt, den durch Ruhe und Diät zu heben, es schon längst an der Zeit wäre; einstweilen aber, so lange die Paroxismen des erregten

Gedankens währen, ist es kaum glaubhaft, daß die Thätigkeit desselben eine gesunde und fruchtbringende sein könnte. Das Leben stürmt so rasch vorwärts, daß viele mit Entsetzen fragen: wohin werden wir getrieben und wo werden wir zur Ruhe gelangen? Fliegen wir hinauf, so könnte uns der Athem bald vergehen, wenn aber hinunter — stürzen wir dann nicht in eine unermeßliche Tiefe?

Mit der Idee der Reformen geht dasselbe vor, wie mit jeder neuen, im Grunde tiefen und wahren Idee, wenn sie in Schwung kommt. Anfangs erscheint sie als das Erbe nur weniger, tiefer Geister, welche, vom Feuer des Gedankens durchglüht, dasjenige tief durchleben und durchempfinden, was sie verkünden und nach dessen Verwirklichung sie streben. Später, wenn sich die Idee immer weiter und weiter verbreitet hat, wird sie der Besitz der Masse, die jedes Wort, kaum ausgesprochen, auf Treu und Glauben aufnimmt; sie kommt auf den Markt, verflacht und wird entwerthet. In Zeiten starker Erregung erheben die ersten Anstifter einer Bewegung die Fahne, welche als Symbol einer großen That und als Wahrzeichen den Nachfolgenden dienen soll. Wenn aber diese Fahne auf den Markt geschleppt wird, und die Straßenjungen zur Zeit und Unzeit mit ihr einherzustolzieren beginnen und ihr Spiel unter sinnlosem Geschrei mit ihr treiben, dann verliert die Fahne ihre Bedeutung, und die ernsten Menschen, die Männer der That, beginnen sie zu meiden.

Es giebt Epochen, wo die Umwälzung als reife Frucht der gesellschaftlichen Entwickelung, als der Ausdruck eines allgemein empfundenen Bedürfnißes, oder als Lösung eines, durch den Lauf der Jahrhunderte in den gesellschaftlichen Beziehungen geschürzten Knotens, erscheint; der Reformator kommt als Prophet, der das Wort des öffentlichen Gewissens ausspricht und den Gedanken verwirklicht, den alle in sich tragen.

Seine Worte und seine Thaten beherrschen Alle, weil sie von Wahrheit zeugen und in Allen widerhallen, die sich zur Wahrheit bekennen. Wenn aber sein Werk vollbracht ist, tritt nach ihm zuweilen ein Haufe falscher Propheten auf. Alle, vom Geringsten bis zum Höchsten, wollen Propheten sein, Alle haben ein neues Wort auf den Lippen, das aber in ihrer Seele nicht zur Reife gelangt ist und im Leben die Feuerprobe nicht bestanden hat, ein billiges und deshalb faules Wort, das unter den Menschen erjagt wurde, und aus diesem Grunde zur Thorheit ward. Mancher, der noch nichts gethan, der aus Trägheit nicht das that, was er thun sollte, der macht sich doch an Gesetzesarbeit, erbaut sich irgendwo eine Art Kanzel, von der herab er Reformen anpreist, mit dem Anspruch, daß die Arbeit, die er nicht leistete, und darum nicht kennt, in eine neue Form gebracht, auf einen neuen Boden gestellt werde. So die Kleinen — was soll man aber von den Großen sagen, die gleich den Geringen am Reformfieber leiden?

Die allgemeine und herrschende Krankheit der sogenannten Staatsmänner ist der Ehrgeiz und der Wunsch, sich mit Ruhm zu bedecken. Das Leben fließt in unserer Zeit mit unverhältnismäßiger Schnelligkeit dahin, die Staatsmänner wechseln oft und deshalb brennt jeder vor Ungeduld, sich möglichst schnell, so lange es noch Zeit ist, und das Steuerruder in seiner Hand ruht, berühmt zu machen. Es ist langweilig, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo ihn der Vorgänger abgerissen, sich mit der kleinlichen Arbeit der Organisation, mit der Verbesserung der laufenden Geschäfte und bestehenden Einrichtungen zu befassen. Jeder will sein Werk neu beginnen, es auf einer neuen Grundlage errichten, sich das Feld erst frei, d. h. „tabula rasa“ machen, und dann neu schaffen — denn jeder setzt die schöpferische Kraft bei sich voraus. Woraus geschaffen werden soll, was für Materialien vorhanden sind — davon giebt sich

selten derjenige, der die Sache praktisch zu verstehen glaubt, klar Rechenschaft. Gerade die erhabenste Art des Schaffens — das Schaffen aus nichts — gefällt, und die erregte Phantasie giebt auf alle Einwände dieselbe Antwort: „Diese Einrichtung wird sich durch sich selbst erhalten, sie wird die geeigneten Menschen hervorbringen" u. s. w. Es ist bemerkenswerth, daß dieses Verfahren um so verführerischer ist, je stärker es die Gedanken des Staatsmannes in Anspruch nimmt, und je weniger derselbe durch Kenntnisse und Erfahrungen zu seinem Amt vorbereitet ist. Dieses Verfahren ist auch dadurch verführerisch, weil es die thatsächlichen Kenntnisse verschleiert, der Handlungsweise der politischen Charlatanerie freien Spielraum läßt und dazu verhilft, auf die einfachste Art berühmt zu werden. Wo praktische Leitung einer Angelegenheit, Kenntnisse in einer Sache und die Förderung des schon Vorhandenen verlangt wird, da ist es nicht schwer, den Kenntnißreichen und Erfahrenen vom Nichtswisser und Maulhelden zu unterscheiden, wo man aber mit der Verurtheilung und Verneinung alles Vorhandenen beginnt, und wo ein Werk nach gerühmten Plänen und gepriesenen Principien von Neuem errichtet werden soll, — da sind der Plan und die Principien die Hauptsache, da kann man ohne directe Kenntniß der Sache argumentiren mit gewöhnlichen Phrasen, mit äußerlicher Vollkommenheit der Construction und mit der Hindeutung auf Vorbilder, die hinter blauen Bergen liegen. Auf diesem Gebiet ist es nicht leicht, den Unwissenden vom Wissenden, den Charlatan vom Tüchtigen zu unterscheiden, hier kann jeder große Mann, ohne die geringste Ahnung von der Sache zu haben, und mit kleiner Mühe irgend ein Project der Reform vertheidigen, das in untergeordneten Kanzleien von kleinen Effecthaschern zusammengestellt ist, die auch vom Wunsche berühmt zu werden, beseelt sind.

Diese merkwürdige Erscheinung müßte man eigentlich zu den Zeichen unserer Zeit rechnen. Sie ist überall, wenn auch nicht überall in gleichem Maaße, zu finden: bei jeder beliebigen leitenden Instanz und Berathungs-Versammlung. Natürlich offenbart sie sich dort am deutlichsten, wo es weniger in der Geschichte begründete Einrichtungen, keine alte, durch Jahrhunderte befestigte Schule und Disciplin giebt, und wo das öffentliche Leben in seiner historischen Entwickelung keine bestimmten Formen ausgearbeitet hat, die der willkürlichen Gestaltung des Daseins und dem Drange der Gedanken und Wünsche einen Damm ziehen. Je weiter und freier das historische und ökonomische Feld ist, desto besser können sich die reformerischen Phantasien darauf ergehen, — dort giebt es zuweilen nicht einmal Kampf, keine schwierige Abrechnung mit fest gewurzelten Ideen, Interessen und Parteien, da herrscht volle Freiheit für den weit ausholenden Arm, für den Drang der Brust, für das Dahinstürmen des tollen Reiters.

Parallel mit diesen Erscheinungen, die auf den Höhen vorkommen, zeigt sich eine Bewegung in der Tiefe, den Thälern und Schluchten. Auch sie ist eine umwälzende, jedoch in einem andern, schon ganz radicalen Sinn. Die breite Masse des Volks, mit ihrer Lage und dieser oder jener öffentlichen Einrichtung unzufrieden, verblendet durch die niedrigen Instinkte der thierischen Natur oder durch das Ideal einer beschränkten Phantasie, verwirft alle vorhandene, historisch entwickelte Ordnung der Gesellschaft, leugnet Kirche, Staat, Familie wie Eigenthum, und strebt nach der Verwirklichung ihres rohen Ideals auf Erden. Auch diese Menschen fordern, daß die von ihnen gepredigte Umwälzung von Grund aus beginne, d. h. auf ebenem Boden ebenfalls „tabula rasa" den sie vor allen Dingen von den Trümmern der bestehenden Einrichtungen reinigen wollen.

Das sind die Feinde der Civilisation, — schreien in ganz Europa die Staatsmänner und rüsten sich im Namen der Civilisation gegen den Haufen unberufener Reorganisatoren. Doch ist es nicht auch für sie, die Vertheidiger der bestehenden Ordnung, an der Zeit, inne zu werden, daß sie selbst zuweilen nur allzu leichtsinnig bereit sind, die kühne Hand an das Bestehende zu legen, alte Bauten zu zerstören und an ihrer Stelle neue zu errichten; daß sie sich selbst nur allzu sorglos und selbstgewiß beeilen, gefestigte Ordnungen zu untergraben, Ueberlieferungen und Gebräuche, welche der Volksgeist und die Geschichte geschaffen haben, zu zerstören. Indem sie ein ungeheueres Gebäude neuer Gesetze errichten, die nicht aus dem Leben gegriffen sind, und mit denen das Leben nicht fertig werden kann, thun sie im Grunde denselben Bedingungen des wirklichen Lebens Gewalt an, welche auch die ausgesprochenen Feinde der Civilisation entschieden verneinen. Der Kampf mit ihnen kann nur, wenn er im Namen der Grundgedanken des Lebens und auf dem Boden gesunder Wirklichkeit geführt wird, erfolgreich sein . . .

Das Wort Reform wird heut zu Tage so häufig gebraucht, daß man sich gewöhnt hat, es mit dem Wort Verbesserung zu verwechseln. So ist in der öffentlichen Meinung der Kämpfer für Umbildung zum Kämpfer für die Verbesserung, oder, wie man zu sagen pflegt, für den Fortschritt geworden, und umgekehrt erscheint jeder, der gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Reformen auf neuen Grundlagen etwas einwendet, als Feind des Fortschrittes, der Verbesserung, ja fast als Feind des Guten, des Wahren und der Civilisation. In dieser Meinung, welche auf dem Markte unserer Oeffentlichkeit in Umlauf gebracht worden ist, liegt der große Irrthum und die große Verführung. Durch die Macht dieser Meinung wird es dem gesunden Verstande, der

gesunden Ansicht schwer, sich einen Weg zu bahnen und sich durch die Vorurtheile durchzuschlagen — eine konkrete, reale, gesunde Anschauung macht einer abstrakten und phantastischen Platz. Die Männer der That und des wahren Wissens sind gezwungen zurückzutreten und verlieren Glauben gegenüber solchen, die abstrakten Ideen, in Phrasen gekleidet, anhängen. Nur derjenige hat Kredit, der als Vertreter der neuen Prinzipien, als Vorkämpfer der Umwälzungen erscheint, nur der, welcher mit Plänen zur Errichtung neuer Gebäude in der Hand einherschreitet. Das Gebiet der Staatskunst füllt sich mit Baumeistern und jeder, der Arbeiter, Hauswirth oder Einwohner sein will, muß sich für einen Baukundigen ausgeben. Es ist klar, daß diese Gedanken- und Geschmacksrichtung jeglicher Charlatanerie, der Geschicklichkeit, der Heuchelei und der kecken Unwissenheit ein weites Feld eröffnet. Andererseits wird die positive, praktische Thätigkeit übermäßig erschwert, wenn sie inmitten der allgemeinen Neigung zur Analyse und Kritik stattfinden und sich der Kontrolle durch allgemeine Prinzipien und Phrasen, die in der Gesellschaft herrschend geworden sind, unterwerfen soll. Derjenige, welcher seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft auf sein Werk und darauf, wie er es wohl am besten und vollkommensten ausführen könnte, konzentriren soll, muß fortwährend mit der Kritik über seine Arbeit rechnen und daran denken, was für einen Eindruck es in der Gesellschaft und auf die Obrigkeit machen wird, während diese Obrigkeit alles an dem Probirstein der neuen Idee — der neuen Richtung prüft. Auf diese Weise werden viele Kräfte, mit denen man Tüchtiges schaffen könnte, im Kampf mit größtentheils hohler Kritik vergeudet; so viel Zeit geht den thätigen Faktoren bei dieser mechanischen Reibung, in diesem fruchtlosen Kampf mit der zur Gährung gebrachten Idee, verloren, daß für ihre wirk-

same, konzentrirte Thätigkeit nur wenig übrig bleibt. Der Mensch ist von allen Seiten mit Trug und Scheinbildern von Arbeit umgeben, die ihn in Athem halten. Aber die wahre, wirkliche Arbeit gleitet ihm unter den Händen fort und wird nicht gethan. Solch einen Zustand können die besten, wahrhaften Arbeiter nicht ertragen. Sie fühlen Kraft in sich, wenn sie es mit den Wirklichkeiten des Lebens, mit Thatsachen und lebendigen Kräften zu thun haben: dann glauben sie an die Arbeit, und dieser Glaube giebt ihnen die Möglichkeit, in der Welt der Wirklichkeit Wunder zu verrichten. Sie verlieren aber den Muth, wenn sie mit Wahngebilden, Formen und Phrasen kämpfen sollen, verlieren ihn, weil sie keinen Glauben in sich fühlen, ohne Glaube aber jede Thätigkeit erstirbt. Ist es zu verwundern, wenn die besten Männer zurücktreten, oder, was noch schlimmer ist und allzu oft geschieht, — nicht zurücktreten, aber gegen die Arbeit gleichgiltig werden und um ihres Vortheils und Wohlergehens willen, den äußeren Schein und die Form wahren ....

Das sind zuweilen die Früchte des Reformfiebers, wenn es sich zu sehr in die Länge zieht. Welcher Arzt könnte diese Krankheit der zeitgenössischen Gesellschaft heilen? Welcher Held könnte unsere Kräfte auf die wahrhaften Verbesserungen hinlenken, deren wir überall so sehr bedürfen und nach welchen das wirkliche Leben lechzt? Man sagt uns: wartet noch ein wenig: der geheimnißvolle Schleier der Umwälzungen wird sich lüften, das neue jungfräuliche Leben wird in seiner vollen Schönheit und Kraft zu Tage treten, eine neue Morgenröthe erstrahlen, und ein Land sich aufthun, darin Milch und Honig fließt. Und wir warten schon lange, jedoch der Schleier hebt sich nicht, die neue Welt thut sich nicht auf, unser Dornröschen liegt noch in tiefem Schlummer, und zu den früheren Schleiern sind neue hinzugekommen.

Indessen brauchen wir nur durch die Straßen einer großen oder kleinen Stadt, eines großen oder kleinen Dorfes zu gehen, um auf Schritt und Tritt gewahr zu werden, wie vieler Verbesserungen wir bedürfen, und daß überall Massen ungethaner Arbeit, vernachlässigter Einrichtungen und zerstreuten Baumaterials, umherliegen.

Hier sehen wir Schulen, wo der Lehrer die Kinder verlassen hat und Referate über Unterrichtsmethoden und schwungvolle Reden für öffentliche Versammlungen zusammenstellt; Lehranstalten, wo unter dem Scheine und der Form des Unterrichts keine Belehrung ertheilt wird, und die einfältigen Lehrer in der Verwirrung der Begriffe, Befehle und Instructionen, selbst nicht wissen, was sie lehren und verlangen sollen; dort Krankenhäuser, die das Volk der Kälte, des Hungers, der Unordnung und der Gleichgültigkeit der habgierigen Direction wegen, zu benutzen fürchtet; öffentliche Anstalten, für welche viel Geld gesammelt wird, und wo sich niemand um etwas anderes kümmert, als um seinen Vortheil und seinen Ehrgeiz; wir finden Bibliotheken, wo alles vernachlässigt und in Unordnung ist, so daß man weder aus der Anwendung der Gelder, noch aus der Benutzung der Bücher klug werden kann; Straßen, die man nicht durchschreiten kann, ohne vor dem Schmutz, der die Luft vergiftet und vor den vielen Häusern der Sittenverderbniß und der Trunksucht, Ekel und Grauen zu empfinden. Hier sehen wir ein Regierungsgebäude, das zu den wichtigsten staatlichen Amtshandlungen bestimmt ist, wegen der Unfähigkeit der dort thätigen Beamten in ein Chaos von Unordnung und Unwahrheit verwandelt; eine Ministerialverwaltung, wo, in welcher Angelegenheit man auch hinkommen mag, man nie die für die Erledigung derselben nothwendigen Persönlichkeiten findet, die doch verpflichtet wären, dort zu sein. Und endlich finden wir Kirchen, des Volkes Leuchten, welche

mitten in Dörfern, verlassen und verschlossen, ohne Gottesdienst und Gesang, dastehen, und andere, aus deren unwürdigem Gottesdienst das Volk nichts mit sich fortträgt, als ein Chaos von Unwissenheit und Aufreizung. Groß ist dieses Register, und wie viel Thränen, Elend und Weh ist darauf verzeichnet!

Das ist das Erntefeld, wo Arbeiter nöthig sind, wohin man die persönlichen Kräfte der Liebe, des Geistes und des Temperaments lenken muß, wo nicht die gesetzgeberischen Kunstgriffe der Umwälzung erforderlich sind, die nur die Kräfte ablenken, sondern die Handgriffe des Meisters und Bauherrn, der die Kräfte an einem Punkt sammelt zur Hebung und Besserung des Ganzen. Das ist das wahre Erforderniß unserer Zeit, welches aber um allgemeiner Fragen und hochtrabender Worte willen gering geschätzt wird. „Strebe nicht ins Weite", lautete die Mahnung eines alten Orakels, „strebe nicht darnach, mehr auf dich zu nehmen, als auf dir liegt . ." Welch' weises Wort! Alle Lebensweisheit besteht in der Sammlung des Gedankens und der Kraft, alles Uebel in ihrer Zersplitterung. Arbeiten bedeutet nicht, sich in der Masse allgemeiner Gedanken und Bestrebungen verlieren, sondern sich ein Werk und ein Feld nach seinen Kräften wählen, auf diesem graben und pflanzen, die Ströme seiner Lebenskraft auf dasselbe lenken und hier von der Arbeit zum Wissen, vom Wissen zur Vollendung und von Kraft zu Kraft emporsteigen.

X.

Der Reichthum setzt eine Menge niederer Triebe der menschlichen Natur in Bewegung. Er legt dem Menschen schwere Verpflichtungen auf und bindet in vielem seine Freiheit. Eine der fühlbarsten Unannehmlichkeiten für den Reichen ist die Thatsache, daß er Gegenstand der Ausbeutung wird, und

daß sich Lügengewebe aller Art um ihn bilden. Wenn sein Gefühl nicht abstumpfen würde, müßte er stets empfinden, daß sich seine Beziehungen zu den Menschen geändert haben, viele sogar ihm nahe stehende Personen nicht zwanglos sich ihm nähern, und daß für die Mehrzahl der Leute, die zu ihm in Beziehungen treten, seine Persönlichkeit ganz verschwindet, und an ihre Stelle seine äußeren Verhältnisse, sein Kapital treten. Für eine empfindliche Seele wird ein solcher Zustand unerträglich, und der Reiche bedarf einer großen Einfachheit des Gemüths, damit er in sich reine und wohlwollende Beziehungen zu den Menschen bewahre, selbst nicht aus dem Geleise komme, nicht zum Thoren werde, von all' der Thorheit, welche ihn umringt und unter dem Einfluß der Vorstellung von seinem Reichthum sich breitmacht.

Ein ähnliches Schicksal erleidet eine andere menschliche Macht — der Verstand, besonders der sich über das gewöhnliche Niveau erhebende Verstand. Sobald ein kluger Mensch zur Autorität wird und unter seinen Mitmenschen Berühmtheit erlangt, beginnen sich niedere Impulse der menschlichen Natur bemerkbar zu machen. Man rechnet es sich zur Ehre, mit ihm in Berührung zu treten, die Menschen beginnen mit ihm nicht einfach zu verkehren, sondern immer mit dem Hintergedanken, vor ihm als klug zu erscheinen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn ein kluger Mensch Mode wird, sucht die Thorheit unaufhörlich ihm gegenüber die Maske des klugen Menschen zu tragen, sich vor ihm zu krümmen mit all' der Affektation, deren eben nur die Thorheit fähig ist. Das Empfinden der Lüge und der Affektation wäre dem klugen Menschen unausstehlich und zwänge ihn, vor den Menschen davon zu laufen, wenn er nunmehr nicht selbst der Wirkung dieser Thorheit verfiele. Deshalb begegnen wir oft klugen Menschen, welche, indem sie

sich an die Affektation gewöhnten, vor der Abgeschmacktheit der sie umgebenden kleinen Geister in Positur werfen und lieber mit diesen, als mit solchen, die ihnen ebenbürtig sind, in Gemeinschaft treten. Nur wenige Geister sind frei von dieser Schwäche der Hoffart.

Carlyle's Frau sagt in einem ihrer scharfsinnigen Briefe an ihren Mann: „Gestern war Frau N. bei mir. Wir haben uns lange unterhalten und unser Gespräch wäre sogar Dir sehr interessant erschienen, wenn Du unsichtbar hättest dabei sein können. Aber nur unsichtbar, vielleicht in einer Tarnkappe. Wen man zu den Weisen und zu den tiefsten Denkern unseres Jahrhunderts zählt, der muß allein, in erdrückender, man könnte sagen königlicher Einsamkeit leben. Er ist verurtheilt, von niemand ein einfaches Wort, das einfach gesprochen wurde, zu vernehmen, — jede Rede dringt ausgeputzt in Gala zu ihm. Daher kommt es, daß Arthur Helps (ein berühmter Schriftsteller) und viele andere sich mit mir sehr einfach, sehr klug unterhalten, Dich aber, wenn sie mit Dir reden, in die tödtlichste Langeweile versetzen. Mit mir fürchten sie sich nicht auf den bescheidenen Boden ihrer eigenen Persönlichkeit zu treten, sind sie mit Dir, — machen sie aus sich eine „Taglioni", fangen an zu balanciren, indem sie sich auf die Fußspitze ihrer inneren geistigen Größe erheben".

XI.

In den düsteren Epochen der Geschichte gab es einen Zustand der Gesellschaft, wo auf allen Bürgern das Gefühl des gegenseitigen Mißtrauens und Verdachts lastete. Die Zeitgenossen erzählen mit Grauen von ihrer Epoche oder von ihrer Stadt derart, daß die Menschen sich fürchteten, einander gerade in die Augen zu sehen, ihren Nächsten und Hausgenossen ein freies, nicht heuchlerisches Wort zu sagen, oder sich irgend einer ungezwungenen Regung hinzugeben, damit nichts davon aufgefangen oder verdreht würde, und vielleicht als Anlaß zu heftiger Verfolgung im Namen des Staats oder der öffentlichen Sicherheit wegen dienen könnte. Aus den dunklen Winkeln und niedrigsten Schichten der Gesellschaft ersteht das einträgliche Gewerbe der Denunicanten und bildet sich bald zu einer Korporation aus. Eine geheimnißvolle Macht, vor der sich alle beugen und in Furcht verstummen; muß man aber reden, dann kleidet man seine Gedanken in lügnerische, gleißnerische und heuchlerische Formen.

Wenn wir solche Erzählungen aus der Zeit unseres Herzogs Biron oder aus der Epoche des französischen Terrorismus lesen, freuen wir uns, daß wir zu einer anderen Zeit leben, und daß die Ereignisse jener Epoche für uns Ueberlieferungen sind. Wenn wir aber die sich um uns her abspielenden Erscheinungen näher in's Auge fassen, sind wir genöthigt einzugestehen, daß auch unsere Zeit an Kennzeichen eines derartigen Zustandes reich ist. Noch mehr: bei uns hat das gegenseitige Mißtrauen seine Wurzeln noch tiefer in das innere Leben der Gesellschaft getrieben, als in jenen Zeiten. Am meisten setzt uns in dem Zustand der Gesellschaft während der letzten Jahre, der Mangel an jener Einfachheit und Aufrichtigkeit in den verschiedenen Beziehungen in Erstaunen, die doch das Hauptinteresse des öffentlichen Lebens ausmachen, es mit dem Hauch der Frische erfüllen und als Merkmal der Gesundheit dienen. Wie selten kommt es vor, daß Menschen einander unbefangen begegnen, und wie erquickend wäre es doch, mit einem Menschen einfach zu verkehren, ohne Hintergedanken und ohne künstlichen Hintergrund, auf dem sich trübe Schatten bewegen, welche die freie Gemeinschaft verhindern. Solche Schatten haben sich in letzter Zeit in unzähliger Menge

gebildet, die wie eine Schaar böser Geister die Luft vergiften. Woher stammen sie? Es wäre noch günstig, wenn sie von einer bestimmten, bewußten Idee erzeugt worden wären, denn dann könnte man sie auch mittels der Idee entfernen. Sie entstammen aber größtentheils unbewußten Vorstellungen und Eindrücken, welche hier und dort eingesogen und zufällig aufgenommen werden, wie die Atome eines verdorbenen Stoffes bei der Ausbreitung einer jeder Epidemie. In der Luft kreisen jetzt die Atome der geistigen und sittlichen Epidemien in unzähliger Menge; ihr Name ist Legion; jedem einzelnen Namen zu geben ist unmöglich.

Seht, wie sich die Menschen in unserer Gesellschaft begegnen, Bekannte und Unbekannte um eines Geschäftes willen, oder ohne Geschäft. Sie haben sich kaum einander in die Augen gesehen, kaum ein Wort gewechselt, da steht auch schon ein Schatten zwischen ihnen. Beim ersten Wort, bei der Art seiner Redeweise, die der Eine gebraucht, ist beim Anderen schon der Hintergedanke aufgetaucht: aha, er ist also dieser Meinung, gehört zu jener Schule und hat diese Gesinnung (ein sehr beliebter Ausdruck, aber auch ein sehr trügerischer). Er ist liberal, clerikal, oder er ist Sozialist, Anarchist, Protektionist, Free-trader, er ist Anhänger der „Moskauer Zeitung" oder anderer Zeitungen u. s. w., u. s. w. Seht und lauscht, wie nach diesem ersten Eindruck das Mißtrauen sich schnell entzündet und bald in Erbitterung übergeht, wie weiter jeder ruhige Gedankenaustausch unmöglich wird, wie im gezwungenen Gespräch abgerissene, heftige Sätze mit scharfen Pausen abwechseln, und wie endlich die Menschen auseinandergehen, ohne einander erkannt zu haben, aber doch einer vom anderen auf's heftigste verurtheilt. Jeder von ihnen hat den Anderen sofort in eine Kategorie eingereiht, mit der er, wie er schon längst festgestellt hat, nichts gemein hat. Woher

stammt dieser sinnlose Zwiespalt? Etwa aus der Verschiedenheit der Ueberzeugungen? Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß in der Mehrzahl der Fälle gar keine überlegte Ueberzeugung bei der einen wie bei der anderen Seite vorliegt, sondern nur etwas, was man gestern gehört, in der Zeitung gelesen oder dem Gespräch mit einem Anderen, welcher aus ebenso seichten Quellen schöpfte, entlehnt hat.

Wie viele Kräfte werden auf das sinnlose Spiel mit Eindrücken und scheinbaren Ueberzeugungen vergeudet? Statt nach ihren Kräften die ihnen auferlegte practische tägliche Arbeit des Lebens zu thun, legen im Grunde ehrliche, gute, fähige Menschen, die Hände in den Schooß, verlieren die Energie, entkräften sich in fortwährendem Aerger und Unwillen, da sie der Ueberzeugung sind, daß auf Grund gewisser Principien, mit einer gewissen Theorie und gewissen Ansichten eine Thätigkeit unmöglich ist. Noch haben sie die Hand nicht an's Werk gelegt, und es ist ihnen schon wiederwärtig geworden, sie haben alles Zutrauen zu ihm verloren, weil es der eingebildeten Theorie nicht entspricht. Wo man auch hinsehen mag, überall derselbe unsinnige Fehler. Die Pädagogen vergessen, im erbitterten Streit um Principien, Systeme und Unterrichtsmethoden, die Schulen, wo die unglücklichen Kinder stumpfen, einfältigen oder faulen Lehrern preisgegeben sind, jeder dieser Lehrer ist aber in jedem Augenblick bereit über die allgemeinen Grundsätze gerade derselben Arbeit, die er selbst nicht thut und versteht, zu streiten. Unsere Gerichte jammern nach Juristen, nach erfahrenen Practikern, die der Sache um ihrer selbst willen ergeben sind; die Universitäten suchen nach Rechtslehrern, die ihren Beruf als Lebensarbeit lieb gewonnen haben; unsere Juristen aber — die Gelehrten und die Practiker — sind, wenn sie kaum zusammen gekommen, gleich bereit, sich gegenseitig zu verketzern, indem sie einer

den anderen der Reaction des Clericalismus und des Radicalismus verdächtigen, — über den Sinn der Bestrafung, das Geschwornengericht, die Civilehe, die verschiedenen Systeme der Gefängnisse, aufs heftigste streiten.

Geht in die Sitzung einer der vielen Commissionen zur Durchsicht dieses oder jenes Gesetzentwurfes, lauscht den Reden, mit denen eine Persönlichkeit die andere am grünen Tisch in buntem Durcheinander unterbricht; seht die Blicke, welche sie einander zuwerfen: welches Mißtrauen, welcher Argwohn! Wieviel Affectation in den Redewendungen und was für eine Hohlheit in den Phrasen! Warum das alles? Um einer Sache willen, mit welcher sich selten Einer von ihnen thatsächlich beschäftigt hat. Nein, alles um irgend einer Idee willen, welche der Redner zufällig irgendwo aufgefaßt hat und nun mit sich umher schleppt, oder besser gesagt, auf welcher er reitet; — alles um einer Theorie willen, die noch dazu in den seltensten Fällen einem guten Buch richtig entlehnt wurde! In jedem beliebigen Salon tritt das Gespräch kaum aus dem Geleise der gewöhnlichen Phrasen und Neuigkeiten heraus, es wiederholt sich dieselbe Erscheinung in anderer Form. Es erfolgt eine Vermengung der Sprachen mit solch' einem Wirwarr von Begriffen, mit zuweilen so scharfen und inneren Widersprüchen der Gedanken, daß man Staunen und Grauen empfindet. Es ist keine Seltenheit, Menschen zu begegnen, die gleichsam mit Stolz in ihren Reden und ihrer Handlungsweise gegen ihren Namen, den Stand, dem sie angehören, das Werk dem sie äußerlich dienen und durch welches sie sich ihren Unterhalt verschaffen, zu protestiren scheinen. Es kommt vor, daß man einen Erzieher, den Leiter einer Anstalt sich verächtlich über Pädagogen äußern hört, die von der Strenge der Disciplin in der Erziehung absehen, daß ein Offizier unwillig diejenigen Leute höhnt, welche die Nothwendigkeit der Disciplin in der Armee beweisen, daß ein Priester von einem höheren Standpunkt aus die Sitte, an Feiertagen den Gottesdienst zu besuchen, verurtheilt, ja daß ein Richter und gelehrter Jurist, die Leute Finsterlinge nennt, die da verlangen, daß ein Dieb bestraft werde, daß der Diener seinem Herrn gehorche. . . . Alle marschieren getrennt und allen wird es schwer sich zur Action zu vereinigen, weil alle schon von den ersten Schritten in ihren Ideen über die Sache oder, besser gesagt, in den Phrasen, in die sie ihre unklaren Ideen einhüllen, auseinanderliefen.

Woher kommt das alles? Es scheint, daß man den Hauptgrund in der unverhältnißmäßigen, verkehrten Entwickelung der Eigenliebe bei Allen und Jedem suchen muß. Es ist dieselbe billige, schwächliche Eigenliebe, durch deren Macht ein junger Mensch, der die Welt noch nicht gesehen hat und in eine ihm unbekannte Gesellschaft eintritt, sich derselben sofort feindselig gegenüberstellt, das ruhige Selbstbewußtsein verliert und scharf, kurz und unbescheiden wird. In den ihm unbekannten Kreis bringt er als einziges Kapital — eine hohe Meinung von sich selbst, und der Gedanke allein, daß man ihn geringer schätzt, als er es selber thut, versetzt ihn in Aufregung, nimmt ihm die Einfachheit, läßt ihn auf Stelzen gehen. Man stelle sich eine ganze Anzahl solcher kränklicher, übermäßig eingenommener Menschen vor! Diese Zusammenstellung ist an sich recht komisch, doch, wie lächerlich sie auch sein mag, dient sie als Abbild jenes Zustandes, in dem sich bei uns so oft Leute befinden, welche zufällig zusammengetroffen sind oder sich zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt haben.

XII.

Es giebt Ausdrücke, welche deshalb so abgeschmackt geworden sind, weil sie fortwährend ohne bestimmten Sinn ge-

braucht werden, man sie in jedem Winkel von Jedem hört, der Dumme, indem er sich ihrer bedient, sich für sehr klug hält, und der Unwissende damit auf der Höhe des Wissens zu stehen meint. Ein auf dem Markte gangbares Wort kann sich dermaßen abnutzen, daß ein ernster Mensch sich genirt, es zu gebrauchen: er fühlt, daß dieses Wort, indem es in der Luft verhallt, die Züge jener leeren, faden Vorstellungen annimmt, mit welchen es in jedem Augenblick verbunden wird. Dann ist die Zeit gekommen, einen solchen Ausdruck gleichsam in die Kammer der Gedanken einzusperren. Mag er erst eine Weile ruhen, mag er sich inmitten der Gedanken abklären, bis er aufs neue als bestimmt verständlicher Ausdruck vor der Welt erscheint.

Solch' ein Schicksal droht, wie es scheint, einem unserer beliebtesten Ausdrücke: sich entwickeln und Entwickelung. In den Büchern, Broschüren, Leitartikeln und Feuilletons, in Tischreden, Predigten, Salongesprächen, officiellen Papieren, in Vorlesungen, in Lehrstunden der Gymnasien und der Volksschulen, — überall, überall hört man dies Wort summen, und mit innerer Angst hört man es von Mund zu Munde gehen. Es wäre an der Zeit, eine ernstliche Prüfung des Begriffes vorzunehmen, der in diesem Worte enthalten ist, es wäre an der Zeit einzusehen, daß der Ausdruck: Entwickelung ohne Zusammenhang mit dem anderen Ausdruck: Verinnerlichung keinen bestimmten Sinn hat. Es wäre an der Zeit, sich wegen der Aufklärung dieser Begriffe, an die gemeinsame Mutter und Lehrerin — die Natur zu wenden. Es ist nicht schwer, sich bei ihr die Lehre zu holen, daß jede Entwickelung aus einem Innern hervorgeht und ohne innerlichen Mittelpunkt undenkbar ist, — daß sich keine Blüthe aus der Knospe entfalten, und keine Blume Früchte treiben kann, wenn das Centrum der schöpferischen Kraft der Entwickelung und der

Umwandlung der Säfte, verdorrt. Aber recht zum Unglück vergaßen wir der Natur, halten uns nicht an sie, sondern stellen unsre eignen kindischen Recepte der Entwickelung zusammen. Wir wollen die Knospe mechanisch öffnen und mit roher Hand die Blüthenblätter früher auseinander biegen, als ihre Zeit gekommen ist, sich durch das innere Wirken der Naturkraft zu entfalten, und nennen es Entwickelung: wir verstümmeln nur die Knospe und die von uns geöffneten Blüthenblätter verdorren, ohne gesunde Blüthe und ohne Hoffnung auf gesunde Frucht. Ist das nicht ein unsinniges Beginnen und gleicht es nicht dem Spiel jenes Knaben in der Fabel, der mit einer Tasse das Meer ausschöpfen wollte?

Von allen Seiten tauchen aber so viele solcher thörichter Kinder und unberufener Entwickler und Lehrer auf! Die Leidenschaft zur Entwickelung grenzt an den Fanatismus, und es giebt wohl kaum einen Narren und Einfaltspinsel, der sich nicht für fähig hielte, irgend etwas zu entwickeln. Wenn sie sich noch allein mit ihrer unvernünftigen Leidenschaft herumtrügen! Was aber schlimmer ist, daß mit ihnen, wie in ihrem Gefolge, verständige Leute ernsten Gedankens, einherziehen, die wie bezaubert von dem Schlagwort der Scheidemünze des öffentlichen Marktes sind, die es wiederholen, es preisen und auf dem Wort, so wie dem damit verbundenen dunkeln Begriff ganze Systeme erziehlicher und bildender Thätigkeit aufbauen.

Und alle diese Phantastereien sind in Thätigkeit und alle Pläne werden erdacht, um gleichsam in anima vili auf die Masse der sogenannten ungebildeten Menschen, das heißt, auf die Volksmasse, zu wirken. Ihr gilt der Feldzug: doch weder die Feldherren, noch die Krieger, niemand giebt sich die Mühe, sich mit ihr zu verschmelzen, in ihrer Mitte zu leben, ihre physische Natur, ihre Seele zu ergründen, denn das Volk hat

eine Seele, in die man eindringen muß, um sie verstehen zu können! Nein, ihre Umbildner und Bekehrer sehen in ihr nur eine bekannte Größe, einen gegebenen Faktor geistiger Kraft, womit man Experimente machen muß. Welche Dreistigkeit und Ueberhobenheit! — Im Namen eines höheren, unbestimmten Zieles wird verlangt, daß diese Experimente *jedenfalls* und *zwangsweise* gemacht werden sollen! Wie sie zu machen sind — darüber sind die Lehrer selbst noch nicht einig: soviel Köpfe, soviel Systeme und Methoden. Nur in einem sind sie einig — in der festen Absicht auf den *Gedanken* zu wirken und ihn zu *entwickeln*, zu *entwickeln*! Vergebens entgegnen ihnen schwache Stimmen, daß der einfache Mensch nicht nur einen Verstand habe, sondern auch eine *Seele*, die derjenigen eines jeden anderen Menschen gleich ist, daß in seinem Herzen die feste Burg liegt, auf welcher er sein Leben aufbauen muß, und auf welcher bis jetzt der ganze *kirchliche Bau* gegründet ist .... Nein, — sie wenden sich immer nur an den Verstand und wollen ihn zu einer im Wesentlichen müßigen Thätigkeit in Fragen bewegen, die schon längst leicht und billig von den eigenen Propheten gelöst sind. Welch' eine Verirrung! Wenn sie sich die Mühe geben wollten, ohne Ueberhebung und hoffärtige Meinung von ihrem Verstande, unter die ungebildete Masse zu gehen und in sie einzudringen, würden sie sehen, daß der gemeine Mann selbst nach Licht sucht und fleht und nach Aufklärung dürstet, derselben aber nur dort Eintritt gewährt, wo sie ihn wahrhaft erleuchten kann, ohne seine Seele zu beunruhigen und sein Leben zu zerstören. Er fühlt, daß ihm seine seelische Natur am theuersten ist, und durch das *Herz* will er das Licht in sie ergießen. Wenn ihm von dieser Seite das Licht des Verstandes erglänzt, so blendet es ihn nicht, zerstört nicht sein Leben und verrückt nicht den Schwerpunkt,

auf welchem seine ganze Grundlage ruht. Wenn aber die ganze Entwickelung sich ausschließlich auf seinen Verstand richtet, wenn man ihn mit sogenanntem Wissen, mit den Thatsachen, den Lehrbüchern, mit allgemeinen Theorien, vollstopfen will, geht mit ihm dasselbe vor, wie mit einem Kegel, den man auf seine Spitze stellen will.



Charakterköpfe.

I.

Mein Schulkamerad Nikander.

Mein Genosse Nikander war für mich schon in der Schule ein Gegenstand der Verwunderung. Anscheinend war nichts Räthselhaftes in seiner Natur, und dennoch konnte ich sie weder verstehen, noch mir klar machen. Es schien, als könne ihm jeder leicht und bequem nahe kommen. Aber wenn es mir passirte, ihm näher zu treten, fühlte ich, daß zwischen ihm und mir ein unbestimmter leerer Raum bleibe, den zu verringern mir unmöglich sei, und daß ich überhaupt nicht näher zu ihm gelangte. Er stand mit Allen auf gutem Fuß, und Alle auf gutem Fuß mit ihm; er nahm an allem Antheil, was uns Alle bewegte und erregte, und anscheinend war er befähigt, alles zu verstehen und über alles mit jedem zu sprechen; doch war dabei nicht zu bemerken, daß er sich einem Gegenstande hin gab und von irgend etwas fortgerissen wurde. Wenn das Gespräch aus amüsanten Anekdoten bestand, so hatte auch er seine Anekdote in Bereitschaft, aber sie klang wie ein Ton von außerhalb; waren ernste Reden an der Tagesordnung, so fügte auch er sein abgemessenes Wort hinzu; wenn unser

Kreis liberalisirte, blieb er mit einer liberalen Phrase nicht zurück; aber sie schien gerade aus irgend einem Buch zu kommen. Wenn wir Alle in eine unangenehme Affaire verwickelt wurden, und das Wasser uns über die Köpfe ging, so trennte er sich nicht von uns, es war ihm hierin kein Vorwurf zu machen, nicht einmal derjenige der Feigheit — aber merkwürdig blieb es! War das Wasser wieder verlaufen, so erschien er gewissermaßen trocken und harmlos, als hätte er es in der Minute abgeschüttelt, während wir Alle naß und etwas geknickt dasaßen.

Ich kann nicht sagen, daß man ihn nicht liebte; aber echte Freunde hatte er auch nicht. Keiner bewunderte seinen Verstand, bei niemand regte ein von ihm zufällig gesagtes Wort Herz oder Gedanken an; aber Alle hielten ihn für einen fähigen Menschen; und trotzdem er beständig Erfolge hatte, erzeugten doch diese Erfolge bei niemand Neid. Er arbeitete fleißig, wenngleich er keineswegs zu den sogenannten „Musterknaben" gehört, seine richtigen Antworten gab er anscheinend ohne besondere Anstrengung. Man erinnerte sich nicht, daß er irgend einmal in seinen Antworten sich eine richtige Blöße gegeben hatte: Es kam alles bei ihm so abgerundet heraus. Unsere Vorgesetzten hielten ihn für den Stern der ganzen Klasse, man paradirte mit ihm bei den nothwendigen Gelegenheiten, man sprach von ihm als von einem Menschen, der es weit bringen werde. Die Vorgesetzten waren beglückt von seinen Antworten, von seinen Aufsätzen, von seiner anständigen und in allem wohlgeordneten Haltung und Führung. Aber ich erinnere mich, daß mich weder seine Aufsätze noch seine Antworten sehr befriedigten. Ich bewunderte nur die Abrundung und Glätte, mit der alles bei ihm herauskam; alles aber, was er sprach, hinterließ bei mir dennoch den Eindruck von etwas Unzureichendem oder nicht

ganz Vollständigem; gerade wie etwa ein prächtig servirtes Frühstück, von dem der Gast hungrig aufsteht.

Die Prophezeihung unserer Vorgesetzten erfüllte sich. Nikander ging mit schnellen Schritten in seiner dienstlichen Carrière vorwärts. Als ich nach einigen Jahren in die Residenz kam, fand ich ihn schon auf einem höheren Posten. Und auch hier im Dienst war der Name Nikanders unaufhörlich mit begeisterten Lobsprüchen im Munde der Vorgesetzten. Ueberall hörte man: Welch fähiger Mann! Welche Feder! Und wirklich beherrschte Nikander nach dem allgemeinen Urtheil die Fähigkeit klarer Darlegung, die sein Chef ganz besonders schätzte. Aber ich war wieder bei den Schriftstücken Nikanders, wenn ich sie zu lesen hatte, höchlichst erstaunt. Die Darlegungen brachten mir denselben Eindruck hervor, wie seine früheren Antworten gelegentlich der Examina — den Eindruck eines prächtig servirten Frühstücks, auf dem es aber nichts zu essen giebt. Mich quälte der Hunger, andere aber erschienen satt und zufrieden. In den Exposés Nikanders, in seinen Schriften und Berichten fand ich nur klar sein Verständniß, das allerdings in Meisterschaft, den Geschmack abzustumpfen und gewissermaßen zu täuschen, den wirklichen Kern der Frage zu verschlucken, ihn völlig mit abgerundeten Phrasen einzuwickeln, so daß der Leser, indem er das Wesentliche und die Wurzel der Sache aus dem Gesicht verlor, sein Interesse auf die Hülle, auf den nebensächlichen formellen Zubehör und auf die Wege concentrirte, die die Sache von Anfang bis zu Ende zu durchlaufen hatte; auf diese Weise führte das künstlich zusammengestellte Exposé den empfänglichen Leser glatt und ohne Anstoß bis zum gebrauchten Resultat, wo es den Punkt vermerkte, bis zu welchem für diesmal die fragliche Angelegenheit hingeleitet werden mußte. Es hatte den Anschein, daß alles so klar in den abgeschliffenen Phrasen auseinander

gesetzt worden war, aber in Wirklichkeit war garnichts klar, alles war wie mit Nebel zugedeckt, die Sache war schließlich aber auf dem Papier wenigstens geregelt — e sempre bene.

Ich verlebte noch einige Jahre in einem kleinen Nest, wohin von Zeit zu Zeit glänzende Gerüchte über die Fähigkeiten Nikanders drangen, und kam dann wieder nach der Hauptstadt, wo ich ihn in einem neuen noch höheren Amte antraf. Da wurde ich nun der Zeuge seiner Thätigkeit und wunderte mich von neuem über seine Fertigkeiten, trotzdem ich nicht aufhörte, sie als eine gewissermaßen merkwürdige Geschicklichkeit zu betrachten. Ich selbst war aber inzwischen an Jahren und Erfahrungen älter geworden und fing an zu verstehen, daß es viele Dinge in der Welt der Geschäfte giebt, von denen sich unsere jugendliche Philosophie nichts träumen läßt. Die Züge der Nikanderschen Physiognomie begannen sich klarer vor mir abzuheben, und er wurde für mich ein interessanter Gegenstand des Studiums, nicht sowohl an sich selbst, als in der untrennbaren Verbindung mit dem Milieu, in welchem sich seine Thätigkeit vollzog. Er spricht wenig, hört aber aufmerksam zu: zwar aufmerksam, aber anscheinend gleichgültig. Selten nur ist in seinen Gesichtszügen der Ausdruck lebhafter Antheilnahme zu bemerken: ab und zu siehst Du wohl einen leichten Schatten der Unruhe, wenn die Discussion einen aufgeregteren Charakter annimmt, wenn sich scharfer Unterschied in den Meinungen bemerkbar macht. Diese Unruhe wird sogar zu einer gewissen Aufregung, wenn in die Debatte hineingetragen oder verflochten werden Fragen delicater Art, besonders wenn der Streit Erscheinungen herbeizuführen droht, die einen Skandal bedeuten können. Alle Instincte Nikanders sind auf eine Ausgleichung jeder Unebenheit in den Charakteren, in den Empfindungen, in den Meinungen gerichtet, auf eine Lösung jedes Wiederspruchs,

auf die Einführung von Uebereinstimmung und Ruhe überall. Er wird schon besorgt, wenn die Debatte beginnt, in den Mittelpunkt eines Gegenstandes einzudringen, wenn man versucht, die einzelnen Fragen auf ihren Ausgangspunkt zurückzuführen, sich den Grundgedanken zu nähern; da er aus Erfahrung weiß, daß Verschiedenheit in den Grundgedanken am meisten Schwierigkeiten und Erregungen schafft, verwendet er seine ganze Taktik darauf, sie zu verwischen. Es ist der Bewunderung werth, mit welcher Geschicklichkeit er sich bemüht, die Gegner von dem gefährlichen Felde wegzulocken und sie auf einen andern, ebenen und glatten Schauplatz zu allerlei nebensächlichem Kram und Einzelheiten der Sache zu bringen.

Auf diesem glatten Schauplatze ist er Meister: hier kostet es ihn nur noch geringe Mühe, die Streitenden zu überzeugen, daß sie im Wesentlichen unter sich einig seien, daß es nicht lohne, Fragen aufzuwerfen, die keine grundsätzliche Bedeutung hätten. Auf diesem Felde sah ich nie einen größeren Meister, als Nikander; seine Heldenthaten sind erstaunenswerth! Er versteht es, die Gegner vor sich hinzustellen, die anscheinend ein unüberbrückbarer Abgrund grundsätzlichen Wiederspruchs trennt: der Kampf beginnt gewissermaßen bei der Wurzel und scheint unversönlich. Auf einmal, sieh da, ist es in nicht mehr als 10 Minuten Nikander gelungen, den anscheinenden Abgrund mit einem Wust von Spreu und Reisig auszufüllen — die Gegner schreiten darüber hinweg, und reichen sich die Hand! Nikander liebt nicht die Grundgedanken, aber nicht umsonst hat er Erfahrung.

Er weiß, daß die Grundgedanken in den Köpfen meistentheils tief liegen, und fast immer ist die Möglichkeit vorhanden, einen unsichern Gedanken oder eine dunkle Empfindung, die nach der Tiefe streben, vor derselben abzulenken. Hierfür hat er einen Kunstgriff, der nur selten versagt: den Grund-

gedanken stellt er im äußersten Falle die sogenannten Principien gegenüber, allgemeine Regeln, entschiedene Urtheile, auf welche selten Jemand etwas zu erwiedern wagt. Es giebt solche Zauberworte, mit denen man bei uns in jeder Debatte Wunder wirkt — und Nikander versteht sie im richtigen Augenblick zu verwenden. Ein solches Wort beruhigt, wie das klassische „quos ego", bei uns im Augenblick die hochgehenden Wogen. „Es ist heute allgemein anerkannt," „die neueste Civilisation ist zu folgendem Schluß gelangt" „die statistischen Zahlen beweisen", „in Frankreich, in Preußen 2c. besteht solches oder solches Gesetz", „der und der europäische Gelehrte sagt auf der und der Seite", „heute bestreitet schon niemand mehr, z. B. daß der Preis proportionell von Nachfrage und Angebot geregelt wird", und eine Menge ähnlicher Redensarten, das sind die Zauberwaffen die in unseren Debatten Großes erreichen. Das kraftvollste von allen Zauberworten ist aber dies: „die Wissenschaft lehrt", „durch die Wissenschaft ist's entschieden". Nikander hat es schon lange heraus, daß wir das Wort Wissenschaft wie den Teufel fürchten und gemeinhin uns nicht unterstehen, etwas darauf zu entgegnen. Wir fühlen, daß das ein Stock mit zwei Enden ist und deshalb fürchten wir instinctiv ihn anzufassen, wenn man ihn uns zeigt. Etwas auf das Wort Wissenschaft erwiedern — das heißt ja Fragen aufwerfen: welche Wissenschaft, woher, wohin, warum? und eine Menge anderer, über die der Streit dann ohne Ende sein — wird und bezüglichwelcher wir fühlen, daß wir uns unauflöslich verwirren werden. Und so halten wir denn gewöhnlich bei diesem Worte inne, beruhigen uns und nehmen die endgültige Belehrung der Wissenschaft entgegen, die man uns darbietet, indem wir nicht mehr listig darüber grübeln, wer, bei welcher Gelegenheit und in welchem Sinne, sie uns auftischte.

Man wird älter, man hört aber nicht auf zu lernen!*)" Das habe ich wirklich erkannt, ich fange jetzt erst an, zu verstehen, weshalb die Lehrer in der Schule von Nikander so entzückt waren, warum man auch auf seinem gegenwärtigen Posten mit ihm so zufrieden ist und ihn als Arbeitsgenie verherrlicht. Man sagt, daß ein Genie derjenige sei, der auf die Fragen der Zeit zu antworten, der die Bedürfnisse der Epoche, des Orts zu verstehen und zu befriedigen weiß. Nikander verstand es, die Fragen seiner Zeit, die Bedürfnisse seiner Kreise zu verstehen und sie zu befriedigen. Was ist dabei, daß diese Fragen kleinlich, daß die Bedürfnisse leicht wiegend sind! Er ist doch ein großer Mann — und leider zum Theil der Typus der großen Männer unserer Zeit. Um ihn herum bildete sich schon eine ganze Schule, ihm ähnlicher Männer. Wie sie alle „wohl anständig" sind wie glatt, wie leicht und gefällig sie in die Reputation der „fähigen" Leute eintreten; wenn ich sie sehe, kommt mir unwillkürlich das Wort in den Sinn, das Goethe Mephistopheles sprechen läßt: „diese Art Geister stinken nicht, meine Herren."**)

II.

Lais und Messalina.

Ruhig und ohne Befangenheit blicke ich auf Lais, wenn sie, hingesunken in die prächtige Kalesche, die Hauptstraße herunterrollt und mit einem Lächeln auf das Nicken der vornehmen Herrenwelt antwortet; oder wenn sie halb an-, halb ausgekleidet in der Oper sitzt, und die Damen der großen Welt auf sie neidische Blicke werfen, die mit Verachtung gemischt sind — obgleich die Verachtung sie nicht hindert, ganz in der Stille einige ihrer Allüren und Toiletten nachzuahmen.

*) Russisches Sprichwort. Anmerk. d. Uebersetzers.
**) Deutsch im Original. Anmerk. d. Uebersetzers.

Auf ihrem Gesicht steht es offen geschrieben, wer sie ist, was sie sucht, wofür sie lebt, sich putzt und auf der Welt herumschwärmt: sie trägt ihren Namen ohne Heuchelei, allerdings auch ohne Scham. Wenn sie, sich nach den geputzten Logen umblickend, frech die geschmückten Damen der modernen Welt mit der Lorgnette fixirt, so setzt mich ihre Frechheit nicht in Erstaunen und nicht in Zorn: ihr Blick scheint ihnen zu sagen: „Ja ich bin wirklich die, wofür man mich hält, und mein Gesicht ist frei; aber ihr, warum geht ihr in Masken einher?" ich denke über das Schicksal von Lais nach, und Mitleid regt sich in mir: der Gedanke kommt mir — welche Schicksale führten ihr Leben auf diesen Weg, welcher Kreis erzog sie und impfte ihr den Durst wilder Genußsucht ein? mir kommt der Gedanke: womit wird ihr Lebensweg enden, und zu welch' jammervollem Alter führt sie die in trunkner Leidenschaft verfliegende Jugend?"

Lais hat ihren eigenen Kreis, und verschlossen sind ihr die Pforten der Salons der großen Welt. Wenn ich aber in diesen Salons die stolze und majestätische Messalina treffe — empört sich mein Geist, und ich vermag nicht, sie ohne Unwillen anzusehen; ihr sind alle Paläste weit geöffnet; es giebt keine ansehnliche Gesellschaft, wohin man sie nicht einlüde, und wo man ihr nicht mit Hochachtung begegnete: um sie drängt sich der Schwarm der vornehmen Jugend: der hohe Titel, der glänzende Haushalt, die prächtige Gastfreiheit ziehen in ihren Salon alle, die sich zur auserwählten Gesellschaft gehörig betrachten. Alle streuen Weihrauch ihrer Schönheit, ihrem Geschmack, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem heitern Sinn. Aber wenn ich den Spiegel der Wahrheit zur Hand nehme, frage ich mich, welcher Unterschied ist zwischen der hohen Messalina und der niederen Lais? o weh! der Lais weihe ich Mitleid und der Messalina Verachtung.

Wenn sie den Ball betritt, blicke ich sie mit Schrecken an, trotzdem viele daran Geschmack finden. Die Kunst, nicht nur Hals und Brust, sondern auch Rücken und Arme zu entblößen, erreicht bei ihr einen Grad, wie er selbst nicht bei Lais zu finden ist, sodaß viele ihrer beständigen Besucher mit Spott die Toilette Messalinas betrachten. Manche versichern sogar, daß der Gast der Lais nicht solche zügellosen Reden bei ihr hört, nicht solche cynischen Scherze, wie der Tänzer Messalinas im Cotillon, oder vielleicht ihr Nachbar — am Roulettetisch, aber auf Lais liegt der Stempel der Aechtung, und Messalina herrscht in den Salons.

Lais hat keine Familie, kein Heim im eigentlichen Sinne dieses Wortes — sie steht außerhalb des Familienkreises, Messalina hat thatsächlich einen Mann, dessen hohen Namen sie trägt, sie hat ein herrliches Haus mit einer ganzen Schaar von Livreebedienten auf der Marmortreppe. Aber welches Band sie mit diesem Mann vereint, und weßhalb sie unter einem Dache wohnen, dies Geheimniß ist allein Messalina verständlich, ihr Mann ist bei den Gesellschaften anwesend und begleitet sie in andere Gesellschaften, er deckt alles mit seiner Gegenwart zu. Wenn man aber Messalina im Winter auf dahinsausendem Schlittengefährt, bei den Frühlingspromenaden in prächtiger mit Trabern bespannter Equipage trifft, so theilt ein Anderer und nicht der Gatte mit ihr die Stunden des Vergnügens und der Belustigung; und sogar in der Gegenwart des Mannes scheint der Andere ihr näher zu stehen und sich freier mit ihr zu benehmen. . . . Nun ist es doch wunderbar: trifft man Lais mit einem der Cavaliere der anerkannt guten Gesellschaft, so blicken viele scheu zur Seite; wenn man aber Messalina mit ihrem bevorzugten Begleiter aus demselben Milieu begegnet, so neigt man sich höflich zum Gruß, flüstert allerdings vielleicht hinterher einander ein Wort

des Spotts mit einem Lächeln zu. — „O Tugend und Ehrbegriff der großen Welt, Deine Wege sind wunderbar.“

Messalina ist Mutter — sie hat Kinder, aber welches sittliche Band zwischen dieser Mutter und ihren Kindern besteht, vermagst Du nicht zu erkennen. Sie sieht sie fast nicht und weiß fast nicht, was mit ihnen geschieht. In einem besondern Theil des Hauses leben sie mit Gouvernanten und treten zur bestimmten Stunde an, geputzt wie Schmetterlinge, in Costümes der letzten Mode, mit nackten Armen und Beinen, von der Mutter einen Kuß zu empfangen und sich gleich wieder zurück zu ziehen. Sie hat ja keine Zeit, an die Kinder zu denken, inmitten der Nervenerregungen, in denen ihr Tage wie Nächte vergehen. Am frühen Morgen einschlafend, am späten Morgen aufwachend, sammelt sie kaum ihre zerstreuten Gedanken, da empfängt sie schon Besuch, macht eine Ausfahrt, nimmt Gäste in ihrem Salon an, mit denen sie Neuigkeiten, Klatsch und Skandale des gestrigen Tages und des heutigen Morgens verhandelt und ein Repertoir der nächsten und zukünftigen Abwechslungen und Feste entwirft. Eine Toilette am Morgen, eine andere zu Mittag, eine andere zur Oper, eine andere zum Ball oder zur Abendunterhaltung. Wo liegt das Interesse ihres Lebens, wo die geistigen oder sittlichen Triebfedern, die sie in Bewegung bringen? Nach welchem Centrum streben ihre Gedanken und Wünsche? Auf diese Fragen findest Du keine Antwort, wenn Du siehst, wie sie in fürchterlicher Hohlheit ihr Leben verbringt; auf ihrem Tisch liegen Bücher, aber kaum hat man sie jemals lesen gesehen. Die Einsamkeit ist ihr überhaupt unerträglich: Unter Menschen zu sein, ist ihr unabweisliches Bedürfniß: wozu? für das sinnlose Spiel einer unaufhörlichen Zerstreuung. Das Leben muß ihr vorkommen wie eine Art ununterbrochener Feste, etwa im Geschmack der Bilder Watteau's bei electrischer Beleuchtung.

Der natürliche Mensch, so stark auch in ihm die Vergnügungssucht sein mag, stößt doch, wenn auch widerwillig, auf Sorge, Krankheit, Kummer und Verlust — und vor ihm erhebt sich als Gespenst der geheimnißvolle Gedanke an Leben und Tod. Messalina ist auch hier unverwundbar. Was heißt ihr Sorge um Haus, Familie und Kinder? Das ist die Sache des Hausmeisters und im äußersten Falle des Mannes. Krankheit? Sie hat eine eiserne Gesundheit und Mittel ihre Nerven aufzurichten — dazu giebt's den Doctor und Chloraltropfen. Kummer? Giebt's denn solchen Kummer, den man nicht verscheuchen könnte — man kann ja nach Baden, nach Monaco mit seinen starken Aufregungen und schließlich nach Paris reisen, wo es mit Hülfe eines Worth nicht schwer fällt, jeden Kummer von sich abzuschütteln. Zuweilen erscheint doch die Scham, auch da, wo sie nicht gebeten war — aber, wie dürfte sie es wagen, die Schwelle jener herrlichen Gemächer zu überschreiten, wo nur vornehme, berühmte Leute sich versammeln, um zu essen und zu trinken, zu jubeln und die Herrin des Hauses zu bewundern, wo die geputzten Damen einer der anderen ihre Intriguen und Abenteuer erzählen, wo in allen Winkeln nur das Flüstern gegenseitiger Selbstzufriedenheit und leichtlebiger Heiterkeit zu hören ist, wo Alle einander Alles verzeihen — außer strengen Ansichten über die sittlichen Grundlagen des Lebens. . . . Entsetzlich, mag es dünken, müßte das Alter einer Weltdame sein? aber hat nicht auch hier die Pariser Kunst gute Mittel gegen das natürliche Welken der Schönheit erfunden, und giebt es nicht viele alte Damen, die mit der Hülfe falschen Wangenroths, falscher Haut, falscher Haare und sogar falscher Büste jung erscheinen? Endlich — der Tod, er steht ja hinter Jedem . . . Der Tod — Der Tod — aber — franchement aprés tout — wer denkt an Tod!

Eine Stelle giebt es wohl doch, wo das Gewitter sich zusammen zu ballen scheint, von woher der Schrecken seinen Schatten wirft. Alles ist Lüge im Lebenszuschnitt, im Haushalt Messalinas. Der Luxus, der sie umgiebt, ihr prächtig eingerichtetes Hotel, die auf der Treppe postirten stattlichen Lakaien, die Tausende kostenden Toiletten — Alles ist Trug, Alles muß anscheinend im nächsten Augenblick versinken. Alles dieses ist eigentlich schon längst nicht ihr gehörig, sondern Fremdes, Geborgtes; sie wie ihr Gatte kennen kaum mehr die Höhe ihrer Schulden, die aus den Läden gesandten Rechnungen bilden einen chaotischen Haufen, in dem niemand mehr zurecht zu finden sich vermag. Die Güter sind versetzt und werden öffentlich in Subhastation ausgeboten, die Fabriken mußten ihre Thätigkeit einstellen, die Geldleiher drängen mit Forderungen und Processen. Aber plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, entwirrt sich dies alles in der Minute, die gerade so kritisch schien. — Die Güter gelangen nicht zum Verkauf, die Fabriken nehmen die Arbeit auf, die Darleiher, wie von einer geheimen Furcht getrieben, weichen zurück und werden ruhig — und Messalina giebt in ihren Prachtsälen einen Ball, zu dem eine gewählte Gesellschaft erscheint — da ist kein Ende der Lobpreisungen des Glanzes, des Geschmacks, der Herrlichkeit des Balls. . . . Dabei ist's für die glänzenden Gäste Messalinas durchaus kein Geheimniß, daß diese ganze Herrlichkeit hohl und falsch ist, aber alle fliegen, wie die Nachtfalter ums helle Licht, dem rauschenden Fest zu, ohne zu fragen, woher es stammt, alle sind zufrieden, alle amüsiren sich: so sind die Bande der Freundschaft, die den Haufen solcher Leute, die gemeinsam nach Genuß und Aufregung dürsten, gemeinsam dem Götzen der Hoffart dienen, zu einem Ganzen verbinden. Einst hatte es den Anschein, als ob die Stunde Messalinas geschlagen hätte, und es keine Rettung mehr gäbe: Was hörte man da

doch für mitleidige Reden in den Salons: „Wissen Sie schon, bei der armen Messalina — steht es sehr schlecht. Man sagt es bliebe ihnen nur noch 20 Tausend Rubel Einkünfte — das ist doch entsetzlich, das ist doch der Bettelstab, nicht wahr?“ „Wie kann man nur den Ruin eines solchen Hauses zulassen?“ Von allen Enden regnet es nun Verwendungen und Gesuche, und wiederum, anscheinend durch ein Wunder, bringt ein günstiger Wind Geld zur Restaurirung des krachenden Baues herbei . . . Kann man sich dann noch wundern, daß Messalina sorglos ist, daß keine Furcht sie schreckt. Stolz schreitet sie mit ihrem Gatten einher und blickt jedem grad' ins Auge; wie oft, wenn man ihnen begegnet, denkt man des Verses aus Racine's Phädra: „Große Götter Ihr kennt sie — ist's der Lohn für Ihre Tugend?“

Messalina und ihresgleichen wohnen auf den Höhen und steigen nie zum Thal hinab. Du blickst zu ihnen nach oben und fragst Dich mit Staunen: wie kommt's, daß diese Leute, die nur die trockne Luft da oben immer athmen, nicht verdorren? Oder nähren sie sich vielleicht, ähnlich den Olympiern, von Ambrosia? Sie sehen und hören nur ihresgleichen, und alle Geschäfte, Sorgen, Leiden und Freuden der Menschen da unten erscheinen ihnen wie durch Wolkenschleier, tönen zu ihnen nur, wie das ferne Summen eines Insectenfluges. Wagt wohl Armuth und Entbehrung in ihre Prunkgemächer einzudringen, nicht als ein Begriff, sondern in Gestalt eines lebenden, leidenden Menschen und in persönliche, ihr Mitgefühl erregende Beziehung zu ihnen zu treten? Es mag um Gotteswillen nicht behauptet werden, daß sie gerade böse Menschen sind: Nein, viele unter ihnen sind gut und von den besten Vorsätzen erfüllt; aber sie haben keine Zeit, stehen zu bleiben und sich zu concentriren im Strudel eines jeden Tages, der von Minute zu Minute der Sucht nach Genuß und Abwechselung, den in

ihrem Kreise gebotenen Ansprüchen und Pflichten, gewidmet ist. Solche, bei denen das Gewissen einmal erwacht, zürnen wohl sich selbst und ihrem Leben und sprechen: „morgen will ich wieder anfangen Mensch zu sein“, aber dieses morgen kommt niemals, weil auf das morgen schon der unerbittliche conventionelle Zwang seine Hand gelegt hat.

Eine der raffinirtesten Künste ist diejenige, sich selbst zu täuschen und sein Gewissen zu beruhigen, — in dieser Kunst übt sich die Menschheit, seit die Welt besteht: es ist also nicht wunderbar, daß die Kunstgriffe dafür bis ins Virtuosenhafte ausgebildet sind. Die Leute, die im conventionellen Leben dieses geschlossenen Kreises existiren, können sich bei dem Gedanken nicht beruhigen, daß es sie nichts angehen solle, was im Leben der gewöhnlichen Sterblichen vorgeht, daß Elend, Noth und Armuth von ihnen nicht berücksichtigt werden solle. Nein, man muß zeigen, daß auch ihnen nichts Menschliches fremd sei. Und siehe da, man fand in dem Werkzeug von Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit — ein herrliches Mittel zur Reinigung des Gewissens des einzelnen Menschen. Der Verein existirt und wirkt für sich gerade so, wie jede Anstalt nach Statuten und Reglements; und der Mensch, der Mensch mit seinem Gewissen, mit seinem Gefühl, mit seiner persönlichen Willenskraft existirt auch für sich ungebunden, denn alles Leid, was ihm das Leben verbittern, seine Freiheit beschränken seine Muße verkürzen könnte — schiebt er dem Verein zu.

Mit Hülfe einer so genialen Erfindung wird in dem Zauberkreise, wo Messalina glänzt und herrscht, das Eigentliche zum Uneigentlichen, das Bittere zum Süßen, und die Sache des Wohlthuns, die Sache des Mitgefühls, die Sache der gegenseitigen herzlichen Antheilnahme unter den Staubgebornen, die geübt werden müßten im Namen des

höchsten geistigen Grundgedankens allumfassender Liebe, — werden in eine der Arten gesellschaftlicher Belustigung verkehrt, zu einer Art Jahrmarktstreiben eitler Hoffart verwandelt.

In welcher Gestalt erscheint nun Messalina als Beschützerin der Armen, als Wohlthäterin der leidenden Menschheit. Ich sah sie in solchem Augenblick, als sie unter den Strahlen des elektrischen Lichts, bei den Klängen des Orchesters neben einem der künstlerisch ausgestatteten Kiosks in den prächtigen Sälen auf einem der sogenannten Wohlthätigkeitsbazare stand. Wie blendend schön erschien sie in ihrer prächtigen, soeben aus Paris gekommenen, ein wahnsinniges Geld kostenden Toilette. Um sie herum drängten sich die Käufer, von ihrem Blick und Lächeln bezaubert, und ihre Einnahme an jenem Tag erregte den Neid der benachbarten Kioske. Sie verließ an jenem Tag ihren Platz mit dem stolzen Bewußtsein erfüllter Pflicht und eines neuen durchkosteten Triumphs, — trotzdem ihre ganze Einnahme, sowie diejenige ihrer Freundinnen nicht den Preis der Toilette erreichte, welche sie auf dem Leibe trug . . . Unwillkürlich kam mir der Gedanke, welche große Summe sich aus der Addition der Ziffern ergeben würde, die diese wohlthätigen Damen auf ihren Schultern in den Saal gebracht hatten.

In dieser Versammlung war für eine Laïs kein Platz — und warum sollte sie auch da sein. Laïs ist ein verachtetes Weib; ihr Lebenswandel ist verdammt — gebrandmarkt, der Sittlichkeit wegen. Einst aber — gab es eine wie sie, die in sich das Feuer der Liebe in wilder Verirrung an den Scheidewegen des Lebens trug. Viel und lange hatte sie gefehlt, aber alle Sünden wurden ihr vergeben, weil sie viel geliebt hatte, trotzdem sie bis zuletzt den wahren Ausgangspunkt der Liebe — wohin ihre Liebe zu lenken — nicht erkannt hatte. —

Aber wen, außer sich selbst, liebte und liebt Messalina, und welches Feuer trägt sie in sich?

III.

Schauspielkunst und Beredsamkeit.

Es giebt trockne und nicht sehr kluge Menschen, mit denen man ernst sprechen, auf die man sich verlassen kann, weil sie ein festes bestimmtes Urteil, einen ausgeprägten Charakter haben, der unabänderlich bei ihnen zum Vorschein kommt. Es giebt kluge und interessante Menschen, die man nicht ernsthaft nehmen muß, weil sie kein bestimmtes Urtheil haben, sondern immer nur Empfindungen, die beständig wechseln. Dies sind nicht selten die sogenannten Künstlernaturen: ihr ganzes Leben — ist ein Spiel sich abwechselnder Empfindungen, deren Ausdruck bis zum Virtuosenhaften geht. Ja, im Ausdruck derselben täuschen sie weder sich noch den Hörer, sondern verkörpern, ähnlich talentvollen Schauspielern, einfach eine bestimmte Rolle, die sie künstlerisch durchführen. Aber wenn sie im praktischen Leben einmal mit ihrer Person einstehn müssen, ist's unmöglich vorauszusehen, welcher Seite ihr Thun sich zuwenden, wie ihr Wille sich ausdrücken, welche Färbung ihre Rede in der entscheidenden Minute annehmen wird.

Eine solche Entwicklung des Denkens und Gefühls, ist bedauerlicherweise bei uns eine gewöhnliche Erscheinung und zwar besonders unter den von Natur beanlagten Menschen. Ihre Fähigkeiten entwickeln sich nach der künstlerischen Seite hin: es fehlt bei ihnen der klare und bestimmte Gedanke, auf dem der Mensch steht, welcher ihn in Leben und Thätigkeit erhält, — alles geht bei ihnen in Empfindung über. Sie sind geneigt, sich an jeder Gesellschaft zu begeistern, in die sie zufällig hineingeriethen, Bannerträger und Verkünder jeder Idee

zu werden, die sie in dieser Gesellschaft aufnahmen, und die in derselben in Schwung war. Wenn sie dabei in unaufhörliche Widersprüche zwischen gestern und heute gerathen, so verstehn sie es, diese Widersprüche zu versöhnen, und durch ein geschicktes Spiel mit den Schattirungen der Gedanken und dem Schillern der Empfindungen die Brücke zwischen den Gegensätzen zu finden. In der politischen oder dienstlichen Sphäre werden solche Leute, häufig unbewußt, — zu Strebern, die sich daran gewöhnen, nach der Windrichtung, die nach einer oder der andern Richtung geht, zu marschiren, und in sich den günstigen Wind gewissermaßen zu vergeistigen. Unter Staatsmännern, die in Versammlungen als Redner auftreten, auch unter Juristen findet man garnicht selten solche Beispiele: Vom Eindruck der Minute hingerissen, wird derselbe Mann, der ein strenger unerbitterlicher Richter der Unwahrheit war, morgen als ihr Vertheidiger erscheinen, wird mit glühender Ueberzeugung, mit einem Ausbruch von Enthusiasmus eine ganz entgegengesetzte Idee verfechten und Züge von Schönheit in einer Erscheinung suchen, die er gestern als Mißgestalt brandmarkte.

Die Eigenschaft eines talentvollen Schauspielers ist, sich an jeder Rolle zu entflammen, in die Seele und den Charakter jeder Person einzudringen, die er darstellt.

Aber hierbei giebt er sich dieser Kunst deßwegen hin und ist befähigt, die Momente der charakteristischen Handlungen der von ihm dargestellten Person gewissermaßen mitzuleben, weil vor ihm die Masse der Zuschauer ist, deren Seelen in diesem Momente mit seiner Seele eins werden, — während er sich also an seiner Rolle begeistert, begeistert er sich zur selben Zeit auch an der Masse des Publikums, das ist der Grund, weshalb die Kunst des Schauspielers so hinreißend wirkt und sowohl im Bühnenkünstler wie im Zuschauer zur Leidenschaft

wird. Dieselbe Empfindung ist jedem Redner in öffentlichen Versammlungen eigen: Ueber eine oder die andere Idee, in einer oder der andern Richtung, seiner Beredsamkeit die Zügel schießen lassend und sich an seiner Aufgabe begeisternd, entflammt er sich zu gleicher Zeit an dem Auditorium, auf welches er wirkt, löst sich aber auch nicht eine Minute von seinem „Ich" los und dieses „Ich" strebt bei ihm zur Erregung von Empfindungen möglichst jubelnder Beistimmung von diesem Auditorium. Auch diese Vorgänge können eine talentvolle Natur bis zur Leidenschaft führen, so daß sie unaufhaltsam eine Bühne für ihre Kunst sucht, sie auf jeder Bühne vorführt, in vielköpfiger Versammlung, im Gesprächskreise des Salons oder des Arbeitszimmers sich der Stimmung eines jeden Kreises anpassend und sich an jedem Kolorit desselben begeisternd.

An solchen Leuten sind Berathungs- und gesetzgebende Versammlungen reich: man kann sagen, daß aus Ihnen die Mehrheit, die wichtige Entscheidung fällt, besteht.

Als Gegengewicht könnten anscheinend Männer ernster That und fester Richtung dienen: aber diese Männer verfügen selten über die Gabe des Worts, d. h. sie verstehn es nicht, die Waffe zu handhaben, deren ihre Gegner, die Männer der Empfindung und des Impulses so meisterlich sich bedienten. Je zahlreicher die Versammlung, desto gemischter erscheint ihre Zusammensetzung, desto weniger ist sie fähig, den Kern einer Sache zu verstehn, ihren thatsächlichen Inhalt zu erfassen und Wahrheit und Lüge in ihr zu unterscheiden — desto mehr ist sie geneigt, sich von Empfindungen leiten zu lassen, häufig von der Empfindung eines Augenblicks, die der oder jener Gegner hervorrief. Wenige treten an die Frage heran, nachdem sie sich vorher gewissenhaft mit dem Studium derselben beschäftigt haben: der Rest kommt zur Versammlung ohne genaue Kennt-

niß der Dinge, höchstens mit einer dunklen Vorstellung von denselben, oder mit Vorurtheil und Voreingenommenheit gegen dieselben. In einer solchen Versammlung ist der Meister der Rede Herr der Empfindungen: geschickt die Thatsachen und Daten gruppirend, vertheilt er Licht und Schatten auf dieselben nach seinem Gutdünken, er erregt die Einen durch Pathos, schreckt die andern durch Ironie und behauptet so das Feld; der Kampf mit ihm um die Wahrheit wird äußerst schwierig, ja häufig unmöglich für denjenigen, der nicht mit der Phrase zu fechten versteht, sondern mit dem strengen Zusammenhang logischer Urtheilsgründe ficht. Seine Argumente sind der Mehrzahl der Menschen, die von der Empfindung fortgerissen sind, unverständlich, und je gewissenhafter, je lebhafter er die sittliche Verantwortung für seine Meinung fühlt, desto schwieriger wird es für ihn, die verantwortungslose Mehrheit zu überwältigen, die kein Gewissen hat, denn was für ein Gewissen kann wohl in einem so in's Breite gegangenen Urtheil sein, das der Einheitlichkeit entbehrt und nur durch eine Zahl von Stimmen gekittet worden ist? Die Zahl, das ist's, was heut bedauerlicherweise als letztes Kriterium der Wahrheit, als entscheidende Weise der Beschlüsse, mit denen häufig die wichtigsten Fragen der staatlichen Politik entschieden werden, dasteht.

IV.

Ein neuer Harpagon.

Der Typ von Molières Harpagon zeigt viele verschiedene Gestalten, die noch wenig künstlerische Bearbeitung gefunden haben. Es ist merkwürdig, daß eine besondere Art Geiz bis jetzt in der Komödie nicht verwandt worden ist — das ist der Geiz mit Zeit: der Gegenstand ist dankbar.

Wie der Geizhals Molières Geld aufhäuft und dafür zittert, so kargt ein anderer Knauser mit Zeit, schont sie auf's äußerste und weiß dennoch keinen produktiven Gebrauch davon zu machen — weidet sich an dem Gedanken, viel davon zu haben, wie der wirkliche Geizige an seinen Dukaten. Das Geld würde lebendig werden, wenn derjenige, der es besitzt, wirkliches Leben zeigte: es würde in den Händen eines wahren Menschen das mächtige Werkzeug fruchtbaren Schaffens und verständigen Wohlthuns werden: ähnlich jeder Kraft, fordert das Geld schnelle Anwendung. Von der Zeit haben schon die Engländer gesagt, das sie Geld wäre. Ein lebendiger Geist muß sie in Umlauf bringen, muß sie ohne Bedauern produktiv ausgeben, allerdings ohne Verschwendung, ohne Vergeudung. Unsere Gesellschaft besitzt in großer Zahl beide Extreme. Auf der einen Seite haben wir zuviel müßige Kräfte, und äußerst ausgebreitet ist die Zeitverschwendung bei Leuten, die nicht wissen, wohin damit. Kommen diese mit Anderen, die arbeiten und für ihre Zeit zittern, zusammen, so entstehn Situationen, die einer gewissen Komik nicht entbehren; auf der andern Seite begegnen wir bei uns nicht selten solchen, die übertrieben haushälterisch mit der Zeit umgehn — und leider treffen wir sie unter den sogenannten Männern der That, die wichtige Posten einnehmen.

Die Furcht, Zeit zu verlieren, geht häufig bei einer solchen Persönlichkeit bis zu nervöser Unruhe, die sie veranlaßt, sich von den Leuten abzuschließen, und auf Jeden, der sich mit einer nöthigen Angelegenheit, mit einer Darlegung oder Bitte an sie wendet, wie auf einen Eindringling oder Dieb zu blicken. Deswegen ist es häufig so schwer, irgend eine wichtige Person in einer noch so nöthigen Angelegenheit zu sehen und zu sprechen. Die einzige Art des Verkehrs mit ihnen ist der Brief oder das Exposé: schriftliche Mittheilungen wirken auf

sie beruhigend, trotzdem die damit verknüpfte Kanzleiarbeit vielmehr Zeit verschwendet, als eine persönliche Rücksprache. Vielleicht ist dies einer der Gründe der starken Entwicklung, die bei uns das Schreiberwesen erlangt. Fragt man einen solchen Mann, warum er sich so ängstlich abschließt und mit seiner Zeit kargt, so wird er sagen, daß ihm jede Minute theuer ist. Aber wenn man näher zuschaut, wo diese Minuten und Stunden bleiben, kann man nur staunen, weshalb er aufgebracht ist, weshalb er sich vom Leben, von den Menschen, vom lebendigen Schaffen abschließt und, ähnlich Harpagon, über der „Zeit" wie über einem Schatz brütet.

V.

Socrates und Glaucon.

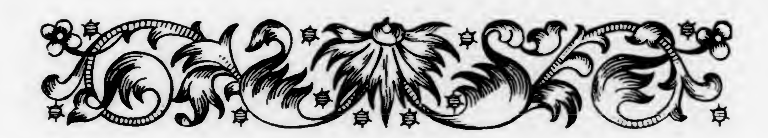
Xenophon erzählt in seinen Erinnerungen an Socrates die lehrreiche Geschichte eines jungen Atheners, der, noch nicht 20 Jahre alt, unter die Staatsmänner gehen wollte und eifrig öffentliche Reden hielt, in der Hoffnung, sich die Volksgunst zu gewinnen. Als er zu Socrates kam, fragte ihn dieser: „ich höre, Glaucon, daß Du den großen Wunsch hast, einen einflußreichen Posten in der Staatsverwaltung zu erlangen." „Ja, das möchte ich wohl —". „Welch' schöner Beruf", sprach Socrates, „einen Staat zu regieren, wieviel Gutes kann man für sein Vaterland leisten, welche Ehre für sich selbst und sein Haus! Wie berühmt kannst Du in Athen werden! — Und nicht nur in Athen; Themistokles erntete auch unter den Barbaren Ruhm . . . Schön und gut! nur glaube ich, und Du wirst mir zugeben, daß eine solche Ehre nicht leicht gewonnen wird: man muß sie irgendwie wirklich verdienen." — „O ja, natürlich", antwortete eilig Glaucon. — „Sage mir nun", fuhr Socrates fort, „womit z. B. wirst Du

nun beginnen?" — Der junge Mann gab keine Antwort, er hatte noch niemals darüber nachgedacht, womit zu beginnen sei. — „So wollen wir doch jedenfalls mal sehen; man sagt ja, die Finanzen seien für einen Staat wichtiger als alles andere: Würdest Du Dich nun nicht bemühen, die Einkünfte der öffentlichen Kassen zu vermehren?" — „Ganz gewiß." — „Da wäre es doch wissenswerth, wie Du das anfangen würdest? Natürlich ist Dir genau bekannt, aus welchen Quellen der Staat seine Einkünfte schöpft, wieviel und auf welche Weise?" — Der Jüngling mußte bekennen, daß er dieses nicht genau wisse. — „Dann sage mir, welche Ausgaben Dir unnöthig erscheinen und wie Du sie zu verringern beabsichtigst?" — „Ich bekenne, daß ich bisher noch nicht Zeit gehabt habe, darüber ordentlich nachzudenken. Aber mir scheint es, Socrates, daß sich dies nicht recht des Nachdenkens verlohnt, wenn man die öffentliche Kasse auf Kosten des Feindes füllen kann . . ." — „Da hast Du recht, doch würde es zuvor nothwendig sein, stärker zu sein als der Feind, ihn zu besiegen; denn wenn er stärker ist, so entreißt er Dir vielleicht noch das Deine. Wenn Du also auf Krieg Deine Pläne gründest, wirst Du wohl genau Deine Heeresmacht und diejenige des Feindes kennen müssen. Weißt Du also, sprich, wie groß unsere Landmacht und unsere Seemacht ist und worüber unsere Feinde verfügen?" — „So aus dem Kopf in einer Minute kann ich das nicht ausrechnen." — „Das thut ja nichts", warf Socrates ein, „wenn Du's irgendwo niedergeschrieben hast, können wir ja zusammen nachsehen", aber Glaucon hatte auch nichts Schriftliches darüber. — „Nun gut", begann wieder Socrates, „ich sehe, dies Fach müssen wir vorerst verlassen, Du bist wahrscheinlich noch nicht dazu gekommen. Aber sicherlich kennst Du alles, was sich auf die innere Aufrechterhaltung der Ordnung im Staat bezieht:

Wo und wieviel Wächter der öffentlichen Ordnung nöthig sind, wo daran Mangel ist, wo man für Vermehrung Sorge tragen muß und wo vielleicht eine Ueberzahl funktionirt, so daß man eine Einschränkung vornehmen kann?" — „Um die Wahrheit zu sagen", erwiderte Glaucon, „würde ich mit dieser ganzen Bewachung aufräumen, wenn es von mir abhinge; was nützt denn diese Bewachung, da die Dieberei bei uns so groß ist, daß Niemand sich recht vor ihr zu schützen vermag!" — „Warum denn das? wenn Du überall die Wachen entfernst, werden die Räuber gänzlich frei ihr Handwerk am hellen Tage ausüben . . . Kennst Du denn das wirklich so genau und weißt Du ganz gewiß, daß unsere Polizei so garnichts taugt?" — „Es scheint mir so, alle Welt sagt's." — „Nein, Glaucon, da darf nichts scheinen, Du mußt es genau wissen." Und Glaucon mußte Socrates recht geben. — „Nun also", fragte noch Socrates, „Du willst den Staat lenken, weißt Du, wieviel unsere Stadt im Jahr Weizen zur Volksernährung braucht, wie groß das heimische Lager ist, und wieviel man vom Auslande kaufen muß?" — „Wie soll man das alles wissen?" antwortete der junge Mann, „Du fragst so viel, daß man eine ungeheure Arbeit beginnen müßte, um Dir zu antworten." — „Aber natürlich, Glaucon, ohne dies geht es wohl nicht; Du wirst Dein eignes Haus nicht verwalten, wenn Du nicht weißt, was und wieviel Du für das Haus brauchst. Sieh, da ist Dein Haus, d. h. das Haus Deines Oheims, es ist im Verfall: Fange damit an, richte Deines Oheims Haus wieder her, und Du wirst Dich überzeugen, ob Du Verständniß und Kraft dazu besitzest." — „Ja, ich würde mich gern daran machen, aber der Oheim will meine Rathschläge nicht hören." — „Wie", sagte darauf Socrates, „Du kannst Deinen Oheim nicht bereden und glaubst im Stande zu sein, alle Athener, einschließlich Deines Oheims,

mit Deinen Reden zu überzeugen?" — Das Gespräch endete schließlich damit, daß der junge Mann Vernunft annahm, zu lernen begann und in den Volksversammlungen keine Reden mehr hielt.

Es ist wieder Zeit, diese einfache und alte Geschichte gegenwärtig anzuführen, wo das ganze Land von Glauconen wimmelt, die in den Staatsdienst zwecks Einführung aller möglicher Reformen zu gelangen suchen; Jünglinge, kaum der Schulbank entwachsen, die sie nicht einmal mit guten Erfolg verließen, beginnen alsbald in den Kanzleien schlecht stylisirte Projecte neuer Verordnungen zu verfassen oder Reden mit einem Schwall von Phrasen zu halten. In alter Zeit gab es einen Socrates, zu dem die Verwandschaft einen solchen ehrgeizigen Jüngling führten mit der Bemerkung, daß er sich mit seiner Schönrednerei lächerlich mache, aber in unserer dürftigen Zeit ist an einen Socrates nicht zu denken und, wenn er auch da wäre, würden die Glauconen nicht zu ihm gehen und ihn anhören. Ihre hohlen Reden tönen in den Versammlungen von ihresgleichen, die den Redner mit einer unbesiegbaren Selbstgefälligkeit und einem unfehlbaren Selbstvertrauen erfüllen: die Projecte machen ihren Weg ohne die nothwendige Kritik, erregen häufig sogar noch Bewunderung anstatt Spott, vor ihnen zeigen sich die Sprossen jener ersehnten Leiter, auf der diese neusten Streber phrasenbeflügelt emporschweben.



Die neue Demokratie.

Was ist die *Freiheit*, die heut zu Tage die Geister so sehr erhitzt, soviel sinnloses Reden, soviel thörichte Thaten hervorruft — die das Volk nur zu häufig in den Zustand des Elends versetzt? Im demokratischen Sinn ist die Freiheit das Recht politischer Machtbefugniß oder anders ausgedrückt, das Recht, an der Staatsregierung theilzunehmen. Dieses allgemeine Streben nach Theilnahme an der Regierung hat bis jetzt noch keinen richtigen Ausgangspunkt und keine festen Grenzen gefunden, aber es verbreitet sich dennoch mehr und mehr und man kann wohl von ihm das sagen, was ein alter Schriftsteller über die Wassersucht äußerte: „crescit indulgens sibi." Indem sie ihre Basis erweitert, steckt sich die neue Demokratie das allgemeine Stimmrecht als nächstes Ziel — darin liegt die verhängnißvolle Verirrung, eine der erstaunlichsten in der Geschichte der Menschheit. Die politische Macht, nach welcher die Demokratie so leidenschaftlich verlangt, wird auf diese Weise in eine Unzahl von Theilchen zersplittert und jeder Bürger empfängt nur eine *unendlich kleine* Partikel dieses Rechts. Was kann er damit anfangen, wozu gebraucht er es? Im Resultat erweist es sich unzweifelhaft, daß die

Demokratie mit der Erreichung dieses Zieles ihre heilige Formel der *Freiheit*, die mit der *Gleichheit* untrennbar verknüpft ist, verletzt hat. Es erweist sich, daß mit dieser scheinbar gleichmäßigen Vertheilung der *Freiheit* unter Alle und Jeden die größte Verletzung der Gleichheit, im Grunde also die *Ungleichheit*, verknüpft ist. Jede Stimme, welche eine winzige Kraftpartikel darstellt, bedeutet an sich garnichts, eine relative Bedeutung kann nur eine bestimmte Anzahl oder eine Gruppe von Stimmen haben, gerade so, wie dies in den öffentlichen Versammlungen der Actiengesellschaft vorkommt. Die Einheiten sind an sich machtlos; derjenige aber, welcher die größte Zahl solcher Krafttheilchen an sich zu bringen weiß, wird Herr der Macht, folglich Herr der Regierung und Willensentscheidung. Worin, muß man sich fragen, besteht denn nun der thatsächliche Vorzug der Demokratie vor andern Regierungsformen? Ueberall wird derjenige Herr der Lage, der sich als der Stärkere erweist: In einem Fall ein glücklicher energischer General, im andern ein Monarch oder ein hervorragender Mann, — Persönlichkeiten, die Verstand, Geschicklichkeit, einen klaren Plan mit unbeugsamem Willen vereinen. In der demokratischen Regierungsform werden diejenigen gewandten Stimmenfänger und ihre Anhänger zu Herren, welche wie Mechaniker kunstvoll, durch hinter den Coulissen befindliche Drähte, die Puppen auf der Arena der demokratischen Wahlen in Bewegung setzen. Leute dieser Art treten mit lauttönenden Reden von der Gleichheit auf, in Wirklichkeit aber befinden sie sich ebenso wie jeder beliebige Despot oder militairische Dictator in derselben Beziehung, nämlich in derjenigen der Herrschaft zu den Bürgern die das Volk darstellen. Die Erweiterung der Rechte in Bezug auf die Theilnahme an den Wahlen, hält die Demokratie für einen Fortschritt, für die Erkämpfung der Freiheit. Aus der demo-

kratischen Theorie folgt, daß je größer die Anzahl der Menschen, welche zur Theilnahme an politischem Recht herangezogen wird, ist, desto mehr auch die Wahrscheinlichkeit wachse, daß Alle dieses Recht im Interesse der Wohlfahrt Aller und zur Befestigung der allgemeinen Freiheit benutzen werden. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Die Geschichte beweist, daß die allerwesentlichsten, dauerhaftesten und dem Volke nützlichsten Maßregeln und Reformen aus eigenstem Willen von Staatsmännern oder durch eine von hohen Gedanken und tiefem Wissen durchgeistigte Minderheit geschaffen sind. Daß dagegen durch die Erweiterung des Wahlrechts eine Minderung des Staatsgedankens und eine Verflachung des Urtheils in der Masse der Wähler bewirkt wurde — daß diese Erweiterung — in großen Staaten — mit dem geheimen Zweck der Centralisirung der Gewalt eingeführt wurde oder durch sich selbst zur Dictatur führte. In Frankreich wurde die allgemeine Abstimmung am Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Beseitigung des Terrorismus aufgehoben; später aber wurde sie zweimal wieder eingeführt, um auf sie die Selbstherrschaft zweier Napoleone zu gründen. In Deutschland hatte die Einführung des allgemeinen Stimmrechts den unzweifelhaften Zweck, die centralisirte Machtstellung des berühmten ersten Staatsmannes zu stützen, welcher durch die außerordentlichen Erfolge seiner Politik eine ungeheure Popularität erworben hatte. . . . Was nach ihm sein wird, weiß Gott allein.

Das Spiel des Stimmenfangs unter der Fahne der Demokratie ist in unserer Zeit zur gewöhnlichen Erscheinung in fast allen europäischen Staaten geworden, und überall scheint sie sich als Lüge offenbart zu haben, es wagt nur keiner gegen dieselbe aufzutreten. Das unglückliche Volk trägt die Last, die Zeitungen aber — die Marktschreier der angeblichen öffentlichen Meinung, übertönen das Wehklagen des

Volkes mit ihrem Geschrei: groß ist die Diana von Ephesus. Für den vorurtheilslosen Verstand ist es aber klar, daß dieses ganze Spiel nichts anderes ist, als ein Kampf und Handgemenge von Parteien und ein Volteschlagen mit Zahlen und Namen. Die Stimmen, — an sich wichtige Einheiten, — erhalten Werth in den Händen geschickter Spieler. Ihr Preis drückt sich auf verschiedene Arten aus, vor allen Dingen durch Bestechung in den mannigfaltigsten Formen, von den kleinsten Geldgaben an, bis zur Vertheilung einträglicher Posten im Staatsdienst, der Finanzverwaltung und der Administration. Es bildet sich allmählich ein ganzes Contingent von Wählern, die gewöhnt sind, vom Verkauf ihrer eigenen Stimme oder ihres Einflusses, zu leben. Es geht so weit, — wie z. B. in Frankreich, — daß ernste, vernünftige und arbeitsame Bürger in großer Zahl sich von der Wahl gänzlich fernhalten, weil sie die vollkommene Unmöglichkeit fühlen, gegen eine Bande politischer Agenten anzukämpfen. Neben der Bestechung erscheinen Gewaltthätigkeit und Drohung auf dem Plan, häufig bildet sich ein Wahlterrorismus aus, durch welchen eine Clique ihren Kandidaten mit Gewalt durchsetzt: — die stürmischen Scenen der Wahlversammlungen, bei welchen Waffen gebraucht werden und auf deren Schlachtfelde Todte und Verwundete bleiben, sind zur Genüge bekannt.

Organisation der Partei und Bestechung — das sind die beiden mächtigen Mittel, welche mit so viel Erfolg benutzt werden, um die Massen der Wähler, die in dem politischen Leben eine Stimme haben, zu meistern. Diese Mittel sind nicht neu. Schon Thukydides zeichnet in scharfen Zügen die Wirkung derselben in den alten griechischen Republiken. Die Geschichte der römischen Republik liefert wahrlich ungeheuerliche Beispiele von Bestechung, welche das gewöhnliche Kampfmittel der Parteien bei Wahlen bildete. In unserer

Zeit ist aber noch ein neues Mittel erfunden worden, um die Massen für politische Zwecke zu bearbeiten und eine Unzahl von Menschen in zufällige Verbindungen zu vereinigen, indem man ihnen eine scheinbare Uebereinstimmung ihrer Meinungen einflößt. Dieses Mittel besteht in der Kunst, schnell und gewandt Ideen zu verallgemeinen, Phrasen und Formeln zu bilden, sie dem Publikum im stärksten Brustton der Ueberzeugung als das letzte Wort der Wissenschaft, als ein Dogma politischer Idee, als das Charakteristicum der Ereignisse, Personen und Einrichtungen zu verkünden. Einst galt es, daß die Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu gehen und daraus Principien zu entwickeln nur wenigen erleuchteten Geistern und tiefen Denkern eigen sei: heut zu Tage soll dies Gemeingut sein und Phrasen politischen Inhalts, unter dem Namen von Ueberzeugungen, werden von Zeitungen und politischen Rednern fabriciert und als gangbare Münze angenommen.

Die Fähigkeit, allgemeine Schlußfolgerungen schnell und unter dem Namen von Ueberzeugungen auf Treue und Glauben zu nehmen, hat sich in der Masse verbreitet und wirkt gewissermaßen ansteckend besonders unter ungenügend oder oberflächlich gebildeten Leuten, welche überall die Mehrheit bilden.

Diese Neigung der Masse benutzen mit Erfolg die politischen Streber, die sich zur Macht empor arbeiten wollen: diese Kunst des Verallgemeinerns dient ihnen als bequemes Werkzeug. Jede Verallgemeinerung wird auf dem Wege der Abstraktion gewonnen: aus einer Menge von Thatsachen werden die nicht zur Sache passenden Theile ganz bei Seite geschoben, die anderen, passenden Theile werden gruppiert und aus ihnen leitet man die allgemeine Formel ab. Es ist nun klar, daß der ganze Werth, d. h. die Wahrheit und Richtigkeit dieser Formel, davon abhängt, welche entscheidende Wichtigkeit diejenigen Thatsachen hatten, aus denen sie abgeleitet wurde, und ob wirklich die andern Thatsachen, die man als nicht zutreffend überging, auch unbedeutend waren. Die Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit welcher heut zu Tage allgemeine Schlüsse gezogen werden, erklärt sich aus der äußersten Rücksichtslosigkeit bei der Auswahl geeigneter Thatsachen zu ihrer Verallgemeinerung. Das ist der Grund der enormen Erfolge politischer Redner und der erstaunlichen Wirkung, welche allgemeine Phrasen auf die Masse des Volkes ausüben. Der große Haufen läßt sich von Thesen, die in schöne Phrasen gehüllt sind, Gemeinplätzen, allgemeinen Schlüssen fortreißen, ohne an deren Prüfung, welche ihm unzugänglich ist, zu denken: so bildet sich die Uebereinstimmung der Meinungen, eine scheinbare schattenhafte Einmüthigkeit, die aber nichtsdestoweniger zu bedeutenden Resultaten führt. Das heißt dann Volkes Stimme, mit dem Zusatz — Gottes Stimme. Ein trauriger beklagenswerther Irrthum! Die Leichtigkeit, mit der man sich von Gemeinplätzen hinreißen läßt — führt überall zur äußersten Demoralisirung des öffentlichen Gedankens, zur Schwächung des politischen Geistes einer ganzen Nation. Das heutige Frankreich ist ein anschauliches Beispiel dieser Schwächung — und auch England scheint von derselben Krankheit angesteckt zu sein.



Die große Lüge unserer Zeit.

I.

Was auf Lüge gegründet ist, kann nicht wahr sein. Eine Einrichtung, die auf lügenhafter Basis gegründet ist, kann nicht anders als lügnerisch sein. Das ist eine Wahrheit, die sich durch die bittere Erfahrung der Jahrhunderte und Generationen bestätigt hat.

Eine der lügenhaftesten politischen Grundideeen ist diejenige des Volkswillens, die seit der französischen Revolution leider festgewurzelte Idee, daß jede Gewalt vom Volke ausgehe und im Volkswillen begründet sei. Hieraus entspringt die Theorie des Parlamentarismus, welche bis jetzt eine Masse der sogenannten Gebildeten in die Irre führt und leider auch in russische thörichte Köpfe eingedrungen ist. Sie erhält sich noch immer in den Köpfen mit der Hartnäckigkeit eines bornierten Fanatismus, obgleich ihre Lüge sich mit jedem Tag immer deutlicher vor aller Welt kund thut.

Worin besteht die Theorie des Parlamentarismus? Es wird vorausgesetzt, daß das ganze Volk sich in Volksversammlungen seine Gesetze giebt, die Beamten auswählt, folglich unmittelbar seinem Willen Ausdruck verleiht und ihn in

Handlung umsetzt. Das ist eine ideale Vorstellung. Ihre direkte Verwirklichung ist unmöglich: die historische Entwickelung der Gesellschaft führt dahin, daß lokale Verbände sich mehren und verwickelter gestalten, getrennte Stämme in ein Volk verschmelzen oder sogar bei Sprachenverschiedenheit sich unter dem Wahrzeichen eines Staates sammeln, sodaß endlich das Staatsgebiet derart gewachsen ist, daß unter diesen Bedingungen eine unmittelbare Volksregierung undenkbar wird. Das Volk ist also gezwungen sein Herrscherrecht auf eine beschränkte Zahl gewählter Männer zu übertragen und sie mit der Regierungsgewalt auszustatten. Die Gewählten ihrerseits können nicht unmittelbar regieren, sondern sie sind genöthigt, eine noch geringere Zahl von Vertrauensmännern — Minister — zu wählen, welchen der Erlaß und die Anwendung der Gesetze, die Verteilung und Einsammlung der Steuern, die Ernennung unterer Beamter und der Befehl über die Kriegsmacht obliegt.

Der Mechanismus ist in seiner Idee wohlgeordnet; damit er aber wirken kann, sind einige wesentliche Bedingungen unentbehrlich. Die Arbeit einer Maschine hat zu ihrer Grundlage die Berechnung ununterbrochen thätiger und völlig gleicher, folglich unpersönlicher Kräfte. Auch jener Mechanismus könnte erfolgreich wirken, wenn die vom Volke bevollmächtigten Männer ihre Persönlichkeit ganz beiseite lassen wollten; wenn sie ihre Parlamentssitze als mechanische Vollzieher der ihnen gegebenen Instruktionen einnehmen könnten, wenn die Minister ebenso unpersönliche, mechanische Ausführungsinstanz des Willens der Mehrheit wären und wenn dabei immer nur solche Persönlichkeiten zu Volksvertretern gewählt würden, die fähig wären, das ihnen mit mathematischer Genauigkeit gegebene Programm ihrer Wirksamkeit sicher zu verstehen und gewissenhaft durchzuführen. Unter solchen

Bedingungen würde die Maschine in der That richtig arbeiten und ihren Zweck erreichen. Das Gesetz würde wirklich den Willen des Volkes ausdrücken, die Regierung ginge wirklich vom Parlamente aus; der Schwerpunkt des Staatsgebäudes läge thatsächlich in den Versammlungen der Wähler, und jeder Bürger würde klar und bewußt an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten theilnehmen.

Das ist die Theorie. Doch sehen wir uns die Praxis an. In den klassischen Ländern des Parlamentarismus entspricht er nicht einer der oben genannten Bedingungen. Die Wahlen drücken in keiner Weise den Willen der Wähler aus. Die Volksvertreter kehren sich durchaus nicht an die Anschauungen und Meinungen der Wähler, sondern lassen sich von ihrem eigenen, willkürlichen Ermessen oder von Berechnungen leiten, die mit Rücksicht auf die Taktik der gegnerischen Partei vorgenommen werden. Die Minister sind thatsächlich allgewaltig und eher thun sie dem Parlament Gewalt an, als daß das Parlament sie vergewaltigt. Sie kommen zur Gewalt oder verlieren sie, nicht kraft des Volkswillens, sondern weil irgend ein mächtiger persönlicher Einfluß oder derjenige einer starken Partei sie in dieselbe befördert oder aus derselben verdrängt. Sie verfügen über die Kräfte und den Einfluß des Volkes nach eigenem Gutdünken, vertheilen Vorrechte und Gnaden, unterhalten auf Rechnung des Volkes eine Menge müßiger Leute, und haben dabei keinen Tadel zu fürchten, wenn sie über die Mehrheit im Parlamente verfügen, welche sie durch Vertheilung von allerlei Wohlthaten vom reich besetzten Tisch, den der Staat ihnen zur Verfügung stellt, gewinnen. In Wirklichkeit sind die Minister ebenso unverantwortlich wie die Volksvertreter. Versehen, Mißbräuche, Willkür sind alltägliche Erscheinungen in der Verwaltung eines Ministers. Hören wir denn nun aber häufig, daß ein

solcher wirklich zur Verantwortung gezogen wird; in 50 Jahren vielleicht einmal wird ein Minister vor Gericht gestellt, und dann ist das Resultat fast immer recht geringfügig, im Vergleich zu der mit großem Eclat begonnenen Einleitung des Verfahrens.

Wenn eine wahre Definition des Wortes Parlament verlangt würde, müßte man sagen, daß das Parlament eine Einrichtung sei, welche zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes, der Hoffart und der persönlichen Interessen der Mitglieder dient. Diese Einrichtung ist kein geringer Beweis für die Selbsttäuschung des menschlichen Geistes. Im Laufe der Jahrhunderte hat der Druck der Herrschaft einer monarchischen oder oligarchischen Regierung bei Leuten von Verstand und Wissen wohl den Irrthum erzeugt, daß die Fehler dieser Systeme nicht auch die Fehler der Gesellschaft selbst seien, die unter ihnen existirte, — sie schoben alle Schuld ihrer Leiden auf die Machthaber und auf die Regierungsform und stellten sich vor, daß mit einer Veränderung der Form in die Volksherrschaft oder zum repräsentativen Regiment, die Gesellschaft von ihren Leiden und von den Gewaltthaten erlöst werden würde. Was war das Resultat? Daß mutato nomine alles in Wirklichkeit beim Alten blieb, und daß die Menschen die Schwächen und Gebrechen ihrer Natur, sowie alle früheren Gewohnheiten und Neigungen in die neue Form mit hinübertragen. Wie ehemals werden sie von einem persönlichen Willen und von den Interessen privilegierter Persönlichkeiten regiert; doch erscheint dieser persönliche Wille nicht in der Gestalt eines Monarchen, sondern in derjenigen eines Parteiführers und die privilegierte Stellung gehört nicht den Geburts-Aristokraten, sondern der im Parlament und der Regierung herrschenden Mehrheit.

Auf dem Giebel dieses Gebäudes prangt die Aufschrift: „Alles für das allgemeine Wohl". Doch dies ist nichts

anderes, als eine durchaus lügnerische Formel; der Parlamentarismus ist der Triumph des Egoismus, sein höchster Ausdruck. Alles ist hier dem Dienst des eigenen Ich gewidmet. Im Sinne der parlamentarischen Fiktion trennt sich der Erwählte in diesem Beruf von seiner Persönlichkeit und soll als Ausdruck des Willens und der Gedanken seiner Wähler dienen, — in Wirklichkeit aber entäußern sich die Wähler im Wahlakte selbst aller ihrer Rechte zu Gunsten des erkorenen Vertreters. Vor den Wahlen beruft sich der Kandidat in seinem Programm und seinen Reden fortwährend auf die obengenannte Fiktion: er spricht immer von dem allgemeinen Wohle, will nichts anderes als der Diener und Wohlthäter des Volkes sein, denkt nicht an sich und vergißt sich und seine Interessen über den Interessen der Gesammtheit. Und das alles sind Worte, nichts als Worte, niedere Sprossen einer Leiter, die er baut, um zu dem Ziel zu gelangen, das er erreichen will. Dann denkt er nicht mehr der unteren Sprossen, dann will er nicht mehr für die Gesellschaft arbeiten, sondern diese wird ihm ein Werkzeug zur Erreichung seiner Zwecke. Die Wähler sind für ihn eine Heerde zur Stimmensammlung, und die Beherrscher dieser Heerden gleichen thatsächlich denjenigen wirklicher großer Viehheerden, für welche ihre Heerde das Kapital, das Fundament ihrer Macht und ihres Ansehens in ihrer Gemeinschaft ausmacht. Auf diese Weise entwickelt und vervollkommnet sich die Kunst, mit den Instinkten und Leidenschaften der Masse zu spielen, um persönliche Ziele des Ehrgeizes und der Macht zu erreichen. Dann verliert die Masse für den von ihr erwählten Vertreter so lange jegliche Bedeutung, bis es wieder nothwendig ist, auf sie zu wirken. Dann werden wieder schmeichlerische und lügnerische Phrasen vom Stapel gelassen — den einen zu Liebe, den andern zu Leide — eine

lange, endlose Kette gleichartiger Manöver, die den Mechanismus des Parlamentarismus bildet. Und eine solche Komödie von Wahlen betrügt noch immer die Menschheit und gilt für eine Einrichtung, die das Staatsgebäude krönt ... Beklagenswerthe Menschheit! Man kann wirklich nur sagen: mundus vult decipi — decipiatur.

So wird das Wahlprincip gehandhabt. Jeder ehrgeizige Bewerber tritt selbst vor seine Mitbürger hin und sucht sie auf alle Weise zu überzeugen, daß er, mehr als jeder andere, ihres Vertrauens würdig sei. Was für Triebe veranlassen ihn, in diesen Wettbewerb zu treten? Es ist kaum glaubhaft, daß er es aus uneigennützigem Eifer für das Gemeinwohl thut. Ueberhaupt giebt es in unserer Zeit selten Leute, die vom Gefühl der Solidarität mit dem Volke durchdrungen und zur Arbeit und Aufopferung für's allgemeine Wohl bereit sind; das sind die idealen Naturen, und solche Naturen neigen nicht zur Berührung mit den abgeschmackten Vorgängen des Lebens. Wer seinem Charakter nach fähig ist, im Bewußtsein der Pflicht dem allgemeinen Wohl uneigennützig zu dienen, der geht nicht auf den Stimmenfang, der singt nicht sein eignes Lob in den Wahlversammlungen, indem er hochtönende und abgeschmackte Phrasen zum Besten giebt. Solch ein Mann zeigt sich und seine Kräfte auf seinem Arbeitsfelde im engen Kreise Gleichgesinnter und hascht nicht nach Popularität auf dem großen Markt. Wenn solche Männer unter das Volk gehen, so geschieht es nicht deshalb, um ihm zu schmeicheln und sich nach seinen niederen Neigungen und Instincten zu richten, sondern nur um ihm die Gebrechen des menschlichen Seins und die darin eingenisteten Lügen zu enthüllen. Den besten Menschen, den Männern der Pflicht und der Ehre ist die Wahlcomödie widerlich: nur selbstsüchtige, egoistische Naturen, die nach Erreichung ihrer persönlichen Ziele streben,

wenden sich nicht von ihr ab. Dieser Art Menschen kostet es keine Mühe die Maske der nur auf das Gemeinwohl gerichteten Bestrebungen anzulegen, wenn sie nur damit zur Popularität gelangen können. Ein derartiger Mann kann und darf nicht bescheiden sein, — da man ihn dann nicht bemerken und von ihm nicht sprechen würde. In seiner Lage und in der Rolle, die er übernommen hat, ist er gezwungen, vor Menschen, die ihm widerlich sind, zu heucheln und zu lügen; gegen seinen Willen, muß er mit ihnen zusammen kommen, sich mit ihnen verbrüdern und den Liebenswürdigen spielen, um ihre Gunst zu gewinnen, — er muß Versprechen geben, trotzdem er weiß, daß er sie später nicht halten wird, muß den abgeschmacktesten Neigungen und Vorurtheilen der Masse schmeicheln, um die Mehrheit für sich zu erlangen. Welche ehrliche Natur wird sich entschließen, solche Rolle zu übernehmen? Schildert sie in einem Roman: dem Leser wird sie Ekel erregen; derselbe Leser aber giebt seine Stimme bei der Wahl dem, der die Rolle im wirklichen Leben durchführt.

Die Wahlen sind Sache einer Kunst, welche, wie die Kriegskunst, ihre Strategie und Taktik hat. Der Kandidat steht nicht in direkten Beziehungen zu seinen Wählern. Zwischen ihm und den Wählern vermittelt das Comité, eine selbstgeschaffene Einrichtung, deren Haupteigenschaft Unverschämtheit ist. Wenn der Bewerber um die Kandidatur selbst noch keinen berühmten Namen hat, beginnt er damit, daß er um sich einen Kreis von Freunden und Gönnern sammelt; diese unternehmen alle zusammen eine Jagd, d. h. sie suchen die lokalen reicheren und notablen Leute, die sich gerade nicht durch hervorragende geistige Begabung auszeichnen, zu überzeugen, daß sie das Recht und die Pflicht hätten, als Führer an die Spitze der öffentlichen Meinung zu treten. Es finden sich immer genug dumme oder naive Menschen, die in diese Falle gehen, und

so erscheinen in Zeitungen und auf Anschlagsäulen Bekanntmachungen mit Unterschriften, welche die Masse anziehen, die nur zu häufig Namen, Titeln und Reichthum nachläuft. Das ist die Art und Weise, wie sich das Comité bildet, welches die Wahlen lenkt und beherrscht — gerade wie eine Art Actiengesellschaft, die auch von Gründern ins Leben gerufen wird. Der Bestand des Comités wird mit bedachter Sorgfalt auserlesen: einige Mitglieder dienen als wirklich arbeitende Kräfte, — das sind energische Naturen, die um jeden Preis ihre materiellen oder tendenziösen Ziele verfolgen; die anderen — naive und leichtsinnige Statisten — dienen als Ballast. Es werden Versammlungen organisirt, Reden gehalten: hier macht derjenige, der über eine starke Stimme verfügt und schnell und geschickt Phrasen an einander reiht, immer Eindruck auf die Masse. Er wird bekannt, bestimmt den Kandidaten für die nächsten Wahlen oder verdrängt, wenn das Glück günstig ist, selbst denjenigen, für den er mit seiner Beredsamkeit zu arbeiten kam, d. h. tritt selbst als Kandidat auf. Die Phrase — nichts anderes als die Phrase — herrscht in diesen Versammlungen. Der große Haufen hört nur auf denjenigen, der am lautesten schreit und sich am geschicktesten mit fader Schmeichelei dem Verständniß und Instinkt der Masse anpaßt.

Am Tage der entscheidenden Wahl geben nur Wenige ihre Stimmen bewußt ab; dies sind einzelne einflußreiche Wähler, die man einzeln überreden mußte. Die Mehrzahl, d. h. die Masse der Wähler, giebt ihre Stimme nach Heerdenart einem der Kandidaten, die vom Comité aufgestellt wurden. Derjenige Name wird auf den Zettel geschrieben, der in letzter Zeit Allen am festesten eingeprägt wurde und gewissermaßen noch in Aller Ohren tönte. Fast Niemand kennt den Mann und Niemand giebt sich von seinem Charakter, seinen Fähigkeiten, seiner Richtung gehörige Rechenschaft; man wählt ihn

deshalb, weil man so häufig seinen Namen hörte. Es wäre vergeblich, mit diesem Heerdeninstinkte einen Kampf aufzunehmen. Nehmen wir an, daß irgend ein gewissenhafter Wähler in einer so wichtigen Angelegenheit bewußt handeln und sich nicht dem gewaltsamen Drucke des Comités beugen wollte. Ihm bleibt nur übrig, sich der Wahl zu enthalten oder seine Stimme nach eignem Gutdünken seinem Kandidaten zu geben. Wie er auch handeln mag — immer wird derjenige gewählt werden, den die Masse der leichtfertigen und gleichgültigen oder der überredeten Wähler proklamirt hat.

In der Theorie müßte der Gewählte der von der Mehrheit erkorne Mann sein, in Wirklichkeit aber wird der Schützling einer Minderheit gewählt, häufig sogar einer nicht sehr zahlreichen, und nur deswegen, weil diese Minderheit eine organisirte Macht darstellt, während die Mehrheit wie Sand ohne innere Verbindung ist, sich also der geeinten Clique gegenüber als kraftlos erweist. Die Wahl müßte eigentlich Verstand und Fähigkeit im Auge haben, in Wirklichkeit aber fällt sie auf den, der sich am dreistesten vordrängte. Man sollte meinen, daß man von einem Kandidaten vor allen Dingen Bildung, Erfahrung und Gewissenhaftigkeit in der Arbeit verlangt: in Wirklichkeit können aber diese Eigenschaften vorhanden oder nicht vorhanden sein — sie sind für den Wahlkampf nicht erforderlich, die wichtigsten Faktoren sind hier Kühnheit, Selbstvertrauen in Verbindung mit Rednergabe und sogar mit einigem oberflächlichen Witz, der nicht selten auf die Masse wirkt. Zurückhaltung, verbunden mit Feinheit des Gefühls und des Verstandes, dient hier zu nichts.

So wird der Volksvertreter geboren, so wird sein Mandat erworben. Wie wendet er es an, wie nützt er es? Wenn er eine energische Natur hat, wird er handeln wollen und versuchen, eine Partei zu bilden; ist er weniger thatkräftig,

schließt er sich selbst einer anderen Partei an. Der Anführer einer Partei muß vor allen Dingen einen starken Willen haben. Dies ist eine organische Eigenschaft, ebenso wie etwa physische Kraft, und setzt daher nicht unbedingt sittliche Eigenschaften voraus. Trotz der größten Beschränktheit des Geistes, trotz grenzenloser Selbstsucht und sogar Schlechtigkeit, trotz Niedrigkeit und Ehrlosigkeit seiner Motive kann ein Mann mit starkem Willen Parteiführer, kann er das leitende und herrschende Haupt einer Fraction oder Versammlung werden, obgleich zu dieser Leute gehören, die ihm an geistigen und moralischen Eigenschaften weit überlegen sind. Das also ist die führende Kraft im Parlament ihrem Wesen nach. Zu ihr gesellt sich noch eine andere entscheidende Macht: die Beredsamkeit. Diese ist auch natürliche Begabung, die weder Sittlichkeit des Charakters noch hohe geistige Entwickelung zur Voraussetzunng hat. Man kann ein tiefer Denker, Dichter, geschickter Feldherr, scharfsinniger Jurist, erfahrener Gesetzgeber und dennoch kein effectvoller Redner sein, und umgekehrt kann man bei äußerst mittelmäßigen geistigen Fähigkeiten und Kenntnissen, sich einer besonderen Gabe der Beredsamkeit erfreuen. Die Verbindung dieser Gabe mit der Fülle geistiger Kräfte, ist eine seltene Ausnahmeerscheinung im parlamentarischen Leben. Die glänzendsten Improvisationen, die ihre Redner berühmt machten und von wichtigen Beschlüssen gefolgt waren, erscheinen in der Lectüre blaß und wenig bedeutend, ähnlich der Beschreibung scenischer Darstellungen, die einstmals von berühmten Schauspielern und Sängern vorgeführt wurden. Die Erfahrung bezeugt unbedingt, daß in großen Versammlungen nicht das verständige, sondern das flotte, glänzende Wort die entscheidende Wirkung ausübt, daß nicht klare, wohlgegliederte Argumente, welche tief im Wesen der Sache wurzeln, sondern geschickt zusammengesuchte, gewaltsam einge-

prägte und auf niedere, stets der Masse innewohnende Instincte berechnete, hochtönende Worte und Phrasen am wirksamsten sind. Die Menge giebt sich leicht hohler Begeisterung für Deckamation hin und ist unter dem Einfluß eines solchen unbewußten Aufschwungs geneigt, plötzliche Entschlüsse zu fassen, über die später bei kaltblütiger Erwägung Bedauern entsteht.

Wenn also der Parteiführer mit starkem Willen noch die Gabe der Beredsamkeit vereinigt, tritt er auf der großen Welt-Bühne als Hauptdarsteller auf. Fehlt ihm aber diese zweite Gabe, so steht er wie der Regisseur hinter den Coulissen und lenkt von dort aus den Gang der parlamentarischen Vorstellung, indem er die Rollen vertheilt, die Redner auftreten läßt, die an seiner Statt *sprechen*; dann wieder verwendet er auch je nach der Sachlage feinere, aber weniger entschlossene Geister, in anderer Weise: — diese müssen für ihn *denken*.

Was ist eigentlich eine parlamentarische Partei? In der Theorie — eine Verbindung gleichgesinnter Männer, welche ihre Kräfte zur gemeinsamen Verwirklichung ihrer Anschauungen in der Gesetzgebung und der Richtung des staatlichen Lebens vereinigen. Solcher Art sind aber nur kleine Kreise; eine große, bedeutende Partei im Parlament bildet sich unter dem Einfluß des persönlichen Ehrgeizes, schart sich um eine herrschende Persönlichkeit. Die Menschen kann man, ihrer Natur nach, in zwei Kategorien theilen: die einen können keinen Willen über sich ertragen und streben daher unbedingt danach, selbst zu herrschen; die anderen fürchten sich eine Verantwortung, die mit jeder entscheidenden That verknüpft ist, zu übernehmen, und gehen jedem entscheidenden Willensakt aus dem Wege: diese letzteren scheinen zur Unterordnung geboren zu sein und bilden zusammen eine Herde, die den Männern des Willens und der Entschlüsse, die die Minderheit bilden, folgt. Auf

diese Weise geschieht es, daß sehr talentvolle Leute sich gern unterordnen und mit Freuden, die Leitung ihrer Handlungen und ihre moralische Verantwortung in fremde Hände legen. Sie suchen gleichsam instinktiv einen „Führer" und werden seine gehorsamen Werkzeuge, in der Gewißheit, daß er sie zum Sieg führt — und vielleicht auch „zur Beute." — So werden alle wesentlichen Thaten des Parlaments von den Führern der Parteien verrichtet: sie planen die Beschlüsse, sie leiten den Kampf und feiern den Sieg. Die öffentlichen Sitzungen sind nichts anderes als Vorstellungen für das Publikum. Es werden Reden gehalten, um die Fiktion des Parlamentarismus aufrecht zu erhalten: nur selten führt eine Rede durch sich selbst die parlamentarische Entscheidung in einer wichtigen Angelegenheit herbei. Die Reden dienen zur Verherrlichung der Redner, zur Erhöhung ihrer Popularität, zum Avancement in ihrer Karriere — nur in seltensten Fällen sind sie für die Stimmabgabe entscheidend. Wofür die Mehrheit sich entscheidet, — das ist gewöhnlich bereits außerhalb der Sitzung beschlossen.

Das ist der complicirte Mechanismus der parlamentarischen Komödie. Das ist das Bild der großen politischen Lüge, die unsere Zeit beherrscht. Nach der Theorie des Parlamentarismus soll die Mehrzahl verständiger Leute den Ausschlag geben; in der Praxis geben diesen Ausschlag fünf oder sechs Parteiführer, die abwechselnd sich der Gewalt bemächtigen. Nach der Theorie soll sich im Lauf der parlamentarischen Debatten eine Ueberzeugung aus Anführung klarer Gründe ergeben — in der Praxis haben die Debatten gar nichts damit zu thun, sondern der Wille der Parteiführer und Erwägungen persönlichen Interesses sind maßgebend. Nach der Theorie haben die Volksvertreter einzig des Volkes Wohl, in der Praxis haben sie unter dem Deckmantel des Volkswohls und auf

seine Rechnung nur das eigene Wohl und dasjenige ihrer Clique vor Augen. Nach der Theorie — sollen sie aus der Zahl der besten, geachtetsten Mitbürger bestehen; in der Praxis sind es größtentheils Streber und Worthelden. Nach der Theorie — giebt der Wähler seinem Kandidaten die Stimme, weil er ihn kennt und ihm vertraut, in der Praxis — stimmt der Wähler für einen Mann, den er größtentheils überhaupt nicht kennt, dessen Namen ihm aber eine interessirte Partei mit Reden und Geschrei eingebläut hat. Nach der Theorie leiten und lenken die Parlamentsgeschäfte erfahrener Verstand und selbstloses Streben; in der Praxis sind die hauptsächlichen treibenden Kräfte ein entschlossener Wille, Egoismus und Schönrednerthum.

Das ist in Wirklichkeit diese Einrichtung, die als die Krönung des staatlichen Gebäudes hingestellt wird. Der Gedanke ist bitter und schmerzlich, daß es im russischen Lande Menschen gab und giebt, die von der Einführung dieser Lüge bei uns schwärmen, daß die Professoren ihren jugendlichen Hörern noch immer die repräsentative Verfassung als Ideal der Staatseinrichtung verkünden; daß unsere Zeitungen und Wochenschriften in ihren Leitartikeln und Feuilletons sie unter der Fahne der Rechtsordnung rühmen, ohne sich die Mühe zu nehmen, vorurtheilslos in die Thätigkeit der Parlaments-Maschine näher hineinzublicken. — Doch auch dort, wo sie schon seit langer Zeit arbeitet, schwindet der Glaube an sie; die Liberalen preisen sie noch. Das Volk seufzt aber unter der Last dieser Maschine und beginnt die in ihr verborgene Lüge zu erkennen. Wir werden es kaum noch erleben — aber unsere Kinder und Enkel werden zweifellos Zeugen dessen sein, daß man diesen Götzen umstürzt, dem die Köpfe der Zeitgenossen noch immer in Selbsttäuschung Verehrung weihen.

II.

Die Philosophen der Schule Jean Jacques Rousseau's haben der Menschheit viel Unheil zugefügt. Diese Philosophie bemächtigte sich der Geister, doch ist sie auf die falsche Vorstellung von der Vollkommenheit der menschlichen Natur und auf die Annahme gegründet, daß jeder Mensch die Fähigkeit habe, die Principien der gesellschaftlichen Einrichtungen, welche diese Philosophie verkündet, zu verstehen und zu verwirklichen.

Auf derselben falschen Grundlage steht die jetzt herrschende Lehre von der Vollkommenheit der Demokratie und der demokratischen Regierung. Diese Vollkommenheit setzt bei der Masse die ausgebildete Fähigkeit voraus, feine Züge einer politischen Lehre zu verstehen, die im Bewußtsein ihrer Verkünder in ihrer Abgegrenztheit erkannt, klar vorhanden sind. Diese Klarheit des Bewußtseins ist nur wenigen Geistern erreichbar, die dann die Aristokratie der Gebildeten ausmachen, die Masse aber bestand und besteht immer und überall aus dem Haufen „vulgus," und ihre Vorstellungen werden unbedingt „vulgäre" sein.

Die demokratische Regierungsform ist die complicirteste und schwierigste von allen in der Geschichte der Menschheit bekannten. Das ist der Grund, warum diese Form überall nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen ist und sich mit wenigen Ausnahmen nirgends lange erhalten hat. Das ist leicht begreiflich. Die Staatsgewalt ist berufen zu handeln und zu befehlen; ihre Handlungen sind die Bekundung eines einheitlichen Willens, — ohne diesen ist keine Regierung denkbar. Auf welche Weise aber kann eine Ansammlung von Menschen oder eine Volksversammlung einen einheitlichen Willen äußern? Die demokratische Phraseologie macht bei der Lösung dieser Frage nicht halt, und antwortet auf sie mit bekannten Redensarten und Sprüchen, wie z. B.: „Der Volkswille," „Die

öffentliche Meinung," Die oberste Entscheidung der Nation," „Volkes Stimme ist Gottes Stimme" u. a. m. Alle diese Phrasen bedeuten natürlich, daß die große Mehrzahl der Menschen in der großen Mehrzahl der Fragen zu einem einmüthigen Schluß kommen und eine einheitliche Entscheidung fällen kann. Eine solche Uebereinstimmung ist jedoch nur in den einfachsten Fragen möglich. Wenn die Frage aber verwickelter ist, wird ihre Lösung in volkreicher Versammlung nur durch Vermittelung von Leuten möglich, die fähig sind, sie in ihrer ganzen Komplicirtheit zu verstehen, und dann die Masse zur Annahme der Entscheidung zu bewegen. Zu diesen schwierigen Fragen gehören die politischen, deren Lösung bei den begabtesten und erfahrensten Staatsmännern die äußerste Anspannung der geistigen Kräfte erfordert. Es ist klar, daß bei diesen Fragen nicht die geringste Möglichkeit vorhanden ist, auf Einheitlichkeit in Gedanken und Wille in einer vielköpfigen Volksversammlung zu rechnen: die Entscheidungen der Masse in solchen Fragen können für den Staat nur verderblich sein. Die Schwärmer der Demokratie sind überzeugt, daß das Volk seinen Willen in Staatsangelegenheiten offenbaren kann. Das ist aber leere Theorie, — in Wirklichkeit sehen wir, daß eine Volksversammlung, nur einer augenblicklichen Eingebung folgend, sich dem Urtheil, das von einem Einzelnen oder von einer geringen Anzahl Menschen ausgesprochen wird, anzuschließen pflegt; dies kann sein: die Meinung eines bekannten Parteiführers, eines berühmten lokalen Agitators, einer organisierten Clique, oder endlich der schwer kritisirbaren Ansicht dieser oder jener einflußreichen Preßstimme. Auf diese Weise verwandelt sich die Prozedur der Entscheidung in ein Spiel, das in einer riesigen Arena zwischen einer Menge von Köpfen und Stimmen stattfindet; je mehr solcher Köpfe in Rechnung gezogen werden, um so mehr verwickelt sich das

Spiel, um so mehr hängt es von zufälligen und ordnungslosen Trieben ab.

Um alle diese Schwierigkeiten zu umgehen und zu vermeiden, hat man das Mittel der Repräsentation erdacht, ein Mittel, das zuerst in England organisiert und daselbst mit Erfolg angewandt wurde. Dann ward es Mode, ging auch in andre Länder Europas über, bürgerte sich indeß mit Erfolg nur in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein. Allein auch in ihrem Heimathslande in England treten die repräsentativen Institutionen bereits in die kritische Epoche ihrer Geschichte ein. Das Wesentlichste der Idee dieser Repräsentation erlitt hier bereits eine Veränderung, die ihre ursprüngliche Bedeutung verkehrt. Ursprünglich schickte die eng begrenzte Versammlung der Wähler aus ihrer Mitte eine gewisse Anzahl Männer in's Parlament, welche verpflichtet waren, die Meinung des Landes in der Versammlung, ohne indeß von der Zahl ihrer Wähler durch bestimmte Instruktionen gebunden zu sein, zu vertreten. Es wurde vorausgesetzt, daß die gewählten Männer die wahren Bedürfnisse ihres Landes verständen und fähig wären, der Politik des Staates eine sichere Richtung zu geben. Die Aufgabe wurde einfach und klar gelöst: es war nur erforderlich, die Schwierigkeit der Volksregierung bis zur äußersten Möglichkeit zu verringern, indem man die Versammlung, welche zur Entscheidung staatlicher Fragen berufen war, auf eine kleine Zahl begabter Männer beschränkte. Diese Männer erschienen, an keine Instruktion gebunden, als freie Vertreter des Volks und nicht dieser oder jener Richtung, dieser oder jener Partei. Aber im Laufe der Zeit wandelte sich allmählich dieses System unter dem Einfluß des verhängnisvollen Vorurtheils von der ungeheueren Bedeutung der öffentlichen Meinung, die angeblich von der periodischen Presse erleuchtet wird, und der Volksmasse die Fähigkeit giebt, unmittelbaren

Antheil an der Lösung politischer Fragen zu nehmen. Der Begriff der Repräsentation veränderte vollkommen sein Aussehen, indem er sich in ein Mandat, oder sogar in ein imperatives Mandat verwandelte. In diesem Sinn wird jeder in einem oder dem andern Bezirk Gewählte nur noch als der Vertreter der in seinem Bezirk herrschenden Richtung oder der Partei, unter deren Fahnen er seinen Sieg errungen hat, betrachtet. Er ist nun nicht mehr der Vertreter des Landes oder des Volkes, sondern ein Delegierter, der durch die Instruktion seiner Partei gebunden ist. Diese Veränderung im eigentlichen Wesen der Idee der Repräsentation bildet den Ursprung des Uebels, das nunmehr das ganze System der Repräsentativ-Verfassung vernichtet. Die Wahlen haben mit der Zersplitterung der Parteien, den Charakter eines persönlichen Kampfes zwischen örtlichen Interessen und Richtungen angenommen, der sich von der Grundidee des Staatsgedankens losgelöst hat. Bei der großen Vermehrung der Mitgliederzahl der Versammlung wird die Mehrheit, abgesehen vom Interesse an Kampf und Partei, von Gleichgiltigkeit gegen die öffentliche Sache angesteckt und verliert die Gewohnheit, an allen Sitzungen theilzunehmen und sich unmittelbar mit der Behandlung der Geschäfte zu befassen. Auf diese Weise verwandelt sich die Gesetzgebung und die Leitung der Politik — die beiden wichtigsten Dinge für den Staat — in ein Spiel, das aus conventionellen Formalitäten, Abmachungen und Fiktionen besteht. Das System der Repräsentation hat sich also in der Praxis Lügen gestraft.

Diese beklagenswerthen Resultate zeigen sich da am deutlichsten, wo die Bevölkerung des staatlichen Territoriums keine einheitliche ist, sondern verschiedene Nationalitäten in sich schließt. Den Nationalismus kann man in unserer Zeit den Probierstein nennen, an dem sich die Lügenhaftigkeit und die

Unbrauchbarkeit der parlamentarischen Regierung offenbart. Es ist bemerkenswerth, daß das Nationalitätsprincip seit jener Zeit als bewegende und erregende Kraft im Laufe der Ereignisse hervorgetreten ist, als es mit den neusten Formen der Demokratie in Berührung kam. Es ist schwer, das Wesen dieser neuen Kraft und der Ziele, denen sie zustrebt, zu bestimmen; es ist aber zweifellos, daß in ihr die Quelle jenes großen, verwickelten Kampfes liegt, der in der Geschichte der Menschheit noch bevorsteht und einem unberechenbaren Ausgang entgegen geht. Wir sehen jetzt, daß jeder einzelne Volksstamm, der zum Bestand eines von verschiedenen Volksstämmen gebildeten Staates gehört, von dem leidenschaftlichen Gefühl der Intoleranz gegen die Staatsinstitution, die ihn mit den andern Stämmen zu einem ganzen Gebilde vereint, erfüllt ist und den Wunsch hat, seine eigene selbständige Regierung mit einer eigenen, oftmals vermeintlichen Kultur, zu haben. Und dies ereignet sich nicht nur bei solchen Stämmen, die eine eigene Geschichte gehabt, in ihrer Vergangenheit ein selbständiges, politisches Leben geführt und eine eigne Kultur besessen haben, sondern auch bei Stämmen, die niemals ein besonderes politisches Leben besaßen. Der absoluten Monarchie gelang es, alle derartigen Forderungen und Bestrebungen zu beseitigen oder zu versöhnen, und zwar nicht nur durch Gewalt, sondern auch durch Ausgleich der Rechte und Beziehungen unter der einheitlichen Gewalt. Die Demokratie aber vermag sich nicht damit abzufinden, und die Instinkte des Nationalismus sind für sie ein zersetzendes Element: jeder Stamm entsendet aus seinem Gebiet Vertreter — nicht der Staats- und Volksidee, sondern Vertreter der Stammesinteressen, des Hasses, der Erbitterung des einzelnen Stammes gegen den herrschenden Stamm, gegen die übrigen Stämme und gegen die alle diese Theile verbindende Staatsinstitution. Welch' mißgebildetes

Aussehen in solcher Zusammensetzung die Volksvertretung und parlamentarische Regierung erhält — dafür dient in unsern Tagen als Beispiel das österreichische Parlament. Die Vorsehung bewahre unser Rußland bei seiner völkergemischten Zusammensetzung vor derartigem Unheil! Der Gedanke schon ist schrecklich, was bei uns entstehen könnte, wenn uns das Schicksal die verhängnißvolle Gabe — ein allrussisches Parlament, bescheeren würde! Niemals! — —

III.

Das größte Uebel der constitutionellen Verfassung besteht in der Bildung des Ministeriums auf parlamentarischer oder Partei-Grundlage. Jede politische Partei ist vom Streben beseelt, die regierende Gewalt an sich zu bringen. Das Staatsoberhaupt fügt sich derjenigen politischen Partei, die im Parlament die Mehrzahl bildet; in diesem Fall wird das Ministerium aus den Mitgliedern dieser Partei gebildet und um die Macht zu behaupten, beginnt es den Kampf mit der Opposition, die ihrerseits bemüht ist, es zu stürzen und an seine Stelle zu treten. Wenn aber das Staatsoberhaupt sich nicht der Majorität, sondern der Minorität zuneigt und aus letzterer sein Ministerium wählt, so löst in diesem Fall die neue Regierung das Parlament auf und setzt alle Kraft daran, um für sich bei den Neuwahlen eine Mehrheit zu bilden, mit deren Hülfe sie dann den Kampf mit der Opposition führen kann. Die Anhänger der ministeriellen Partei geben ihre Stimme immer für die Regierung ab; sie müssen jedenfalls für dieselbe einstehen — nicht um die obrigkeitliche Gewalt zu stützen, nicht aus innerer Uebereinstimmung in den Ansichten, sondern deswegen, weil die Regierung selbst die Mitglieder ihrer Partei in Einfluß erhält und sogar in solchem materiellster

Art. Ueberhaupt ist es der Grundzug jeder Partei, was auch immer kommen mag, für einander einzustehen, entweder aus gegenseitigem Interesse, oder aus jenem Heerdeninstinkt, der nun einmal die Menschen treibt, sich in Schaaren zusammenzuschließen und vereint auf einander loszugehen.

Es ist klar, daß die Uebereinstimmung in den Meinungen in diesem Fall nur eine sehr geringe Bedeutung hat, daß aber die Sorge um das öffentliche Wohl einfach als Deckmantel für viele ihm gänzlich fremde Triebe und Instincte dient. Und das nennt man das Ideal der parlamentarischen Regierung. Die Menschen betrügen sich selbst, wenn sie glauben, daß sie eine Gewähr für die Freiheit ist. An Stelle der unumschränkten Gewalt des Monarchen tritt die unumschränkte Gewalt des Parlaments, nur mit dem Unterschied, daß man sich in der Person des Monarchen die Einheit eines vernünftigen Willens vorstellen kann, im Parlament aber nicht, denn hier hängt alles vom Zufall ab, da der Wille des Parlaments durch die Majorität bestimmt wird. Da aber neben der Mehrheit, welche durch den Einfluß des Spiels von Parteien entstanden ist, eine Minderheit existirt, ist der Wille der Mehrheit nicht mehr der Wille des ganzen Parlaments: noch weniger kann man ihn als den Willen des Volkes anerkennen, dessen gesunder Kern am Spiel der Parteien keinen Antheil nimmt und sich sogar davon zurückhält. Dagegen tritt der ungesunde Theil der Bevölkerung allmählich diesem Spiele näher und wird durch dasselbe verdorben, da das Hauptmotiv dieses Spieles das Streben nach Macht und Gewinn ist. Die politische Freiheit wird zu einer Fiction, die auf dem Papier durch die Paragraphen und Phrasen der Constitution aufrecht erhalten wird; das Princip der monarchischen Gewalt verschwindet vollständig, es triumphirt die liberale Democratie, welche Unordnung und Gewaltthätigkeit in die Gesellschaft einführt und zum Unglauben

und Materialismus den Grund legt, während sie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet — da wo für Freiheit und Gleichheit kein Platz mehr ist. Ein solcher Zustand führt unfehlbar zur Anarchie, von der die Gesellschaft nur durch die Dictatur wieder gerettet wird, d. h. durch die Wiederherstellung eines einzigen Willens und einer einheitlichen Macht in der Regierung.

Die erste Probe der volksthümlichen repräsentativen Regierung hat England dem neuen Europa gegeben. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begannen die französischen Philosophen die englischen Einrichtungen zu rühmen und sie als Beispiel zur allgemeinen Nachahmung aufzustellen. Damals war es weniger die politische Freiheit, welche die französischen Geister anzog, sondern mehr der Beginn der religiösen Duldung oder besser gesagt, der Beginn des Unglaubens, welcher damals in England Mode und von den englischen Philosophen jener Zeit in Umlauf gesetzt wurde. Das Beispiel Frankreichs, das für die gesammte gebildete Gesellschaft West-Europas in Sitten und in der Litteratur tonangebend war, veranlaßte das ganze europäische Festland, die Mode der englischen Einrichtungen mitzumachen. Es traten indessen zwei große Ereignisse ein, von denen das eine diesen Glauben befestigte, das andere hingegen ihn nahezu von Grund aus erschütterte. Es entstand die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika, und ihre Einrichtungen, welche mit Ausnahme der königlichen Gewalt und der Aristokratie, denjenigen Englands nachgebildet waren, erwiesen sich auf dem neuen Boden als praktisch und fruchtbar. Dies versetzte alle Geister in Entzücken und vor allem die französischen. Andererseits entstand die französische Republik und offenbarte der ganzen Welt bald alle Abscheulichkeiten, Unordnungen und Gewaltthätigkeiten einer revolutionären Regierung. Ueberall erfolgte ein Ausbruch des Zorns und des Ekels

gegen die französischen Institutionen im Speziellen, gegen die demokratischen also im Allgemeinen. Der Haß gegen die Revolution spiegelte sich sogar in der inneren Politik, selbst der britischen Regierung ab. Dieses Gefühl begann unter dem Einfluß der politischen Ereignisse des Jahres 1815 sich wieder abzuschwächen, — in den Geistern erwachte mit frischer Hoffnung der Wunsch, politische Freiheit mit bürgerlicher Ordnung in den der englischen Konstitution ähnlichen Formen zu verknüpfen. Eine politische Anglomanie ward wieder zur Mode. Dann folgte eine Reihe von Versuchen, das britische Ideal zu verwirklichen: zuerst in Frankreich, dann in Spanien und Portugal, später in Holland und Belgien, endlich in letzter Zeit in Deutschland, Italien und Oesterreich. Ein schwaches Echo dieser Bewegung machte sich im Jahre 1825 auch bei uns geltend im thörichten Unternehmen einiger aristokratischer Schwärmer, die weder ihr Volk noch seine Geschichte kannten.

Es ist interessant, die Geschichte der neuen demokratischen Staatseinrichtungen zu verfolgen: erwiesen sie sich, jede auf ihrem Boden, langlebig, im Vergleich zu den monarchischen Institutionen, deren Dauer die Geschichte nach Jahrhunderten mißt?

In Frankreich ist die Regierung, seit Einführung der politischen Freiheit, im Vollbesitz ihrer staatlichen Gewalt drei Mal vom Pariser Straßenpöbel gestürzt worden: in den Jahren 1792, 1830 und 1848. Drei Mal wurde sie durch die Armee oder durch die bewaffnete Macht gestürzt: am 4. September (18. Fructidor) des Jahres 1797, als durch die Mehrzahl der Mitglieder des Direktoriums und mit Hülfe der bewaffneten Macht die in 48 Departements zu Stande gekommenen Wahlen für ungültig erklärt, und 56 Mitglieder gesetzgebender Versammlungen in die Verbannung geschickt wurden. Zum zweiten Mal wurde die Regierung am

9. November (18. Brumaire) des Jahres 1797 durch Bonaparte und zum dritten Mal wurde sie am 2. Dezember 1851 durch den jüngeren Bonaparte gestürzt. Drei Mal wurde die Regierung durch die Invasion äußerer Feinde verjagt, in den Jahren 1814, 1815 und 1870. Alles in Allem hat Frankreich seit dem Beginn seiner politischen Experimente, bis zum Jahre 1870, 44 Jahre der Freiheit und 37 Jahre strenger Diktatur erlebt. Hierbei muß man einer merkwürdigen Erscheinung erwähnen: die Monarchen der alten bourbonischen Linie stützten sich niemals auf das nackte Prinzip der neuesten Demokratie, ließen aber dennoch der politischen Freiheit einigen Spielraum; beide Napoleons dagegen, die dies Prinzip uneingeschränkt verkündeten, regierten Frankreich despotisch.

In Spanien wurde die Volksregierung zur Zeit des endgültigen Falles Napoleons proklamirt. Eine außerordentliche Versammlung der Cortes führte in Cadix eine Konstitution ein, in deren erstem Punkt kund gethan wurde, daß die oberste Gewalt der Nation gehöre. Ferdinand VII., der aus Frankreich in Spanien eindrang, schaffte diese Konstitution ab und begann selbstherrlich zu regieren. Nach 6 Jahren zwang der General Riego, welcher sich an der Spitze eines militärischen Aufstandes befand, den König, die Konstitution wieder herzustellen. Im Jahre 1823 rückte die französische Armee auf Antrieb der „Heiligen Alliance" in Spanien ein und setzte Ferdinand wieder in die Herrschaft ein. Um die Ansprüche ihrer Tochter Isabella gegen Don Carlos zu behaupten, nahm die Wittwe Ferdinands in ihrer Eigenschaft als Regentin die Konstitution wieder an. Dann folgt für Spanien eine fortlaufende Reihe von Empörungen und Aufständen, die nur selten von kurzen Ruhepausen unterbrochen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es in Spanien, von dem Jahre 1816 bis zur Thronbesteigung Alphons', vierzig ernstliche militärische Aufstände mit Betheiligung der Volksmasse gegeben hat. Wenn von Spanien die Rede ist, kann man nicht umhin, jenes merkwürdige und belehrende Schauspiel zu erwähnen, das uns die zahlreichen Republiken Süd-Amerika's — Republiken von spanischem Ursprung und spanischen Sitten — darbieten. Ihre ganze Geschichte stellt einen unaufhörlichen Wechsel von erbittertem Gemetzel zwischen Volksmasse und Armee und der Herrschaft von Despoten, die uns an Commodus und Caligula erinnern, dar. Es genügt Bolivia als Beispiel aufzuführen, wo aus der Zahl von 14 Präsidenten der Republik 13 durch gewaltsamen Tod oder durch Verbannung ihre Regierung beschlossen.

In Deutschland und Oesterreich begann die repräsentative oder Volksregierung nicht vor dem Jahre 1848. Allerdings machte sich schon seit dem Jahre 1815 eine gewisse dumpfe Unzufriedenheit der gebildeten Jugend gegen die deutschen Fürsten geltend, weil diese die Versprechungen nicht erfüllten, die sie zur Zeit des großen Befreiungskrieges dem Volke gegeben hatten. Mit wenigen kleinen Ausnahmen gab es in Deutschland bis 1847 keine repräsentativen Verfassungen, bis der preußische König eine besondere Form konstitutioneller Regierung einführte, — sie hielt sich aber kein Jahr lang. Kaum hatte der Ansturm des Pariser Straßenpöbels die französische Charte zerrissen und den konstitutionellen König gestürzt, da entbrannte auch in Deutschland ein Straßenkampf, unter Betheiligung der Armee. In Berlin, Wien und Frankfurt kamen, nach französischer Schablone, Nationalversammlungen zu Stande. Doch verging kein Jahr, bis die Regierung sie mittels Waffengewalt wieder aus einander jagte. Die neuesten deutschen und österreichischen Verfassungen sind beide aus der monarchischen Machtvollkommenheit hervorgegangen und erwarten noch ihr Urtheil von der Geschichte.



Die Ideale des Unglaubens.

Das alte Wort: „Der Thörichte sprach in seinem Herzen: Es giebt keinen Gott" tritt gegenwärtig in seiner ganzen Kraft hervor. Die Wahrheit desselben ist klar wie die Sonne, und dennoch beherrscht gegenwärtig alle „führenden Geister" ein gewisser leidenschaftlicher Wunsch, ohne Gott fertig zu werden, Ihn zu verbergen, Ihn abzuschaffen. Selbst Menschen, die in ihren Gedanken tugendhaft und ehrlich sind, legen sich die Frage vor, wie man wohl Tugend, Ehre und Gewissen ohne Gott konstruiren könne. Trauriges Mühen!

Frankreich, zum äußersten Grade politischer Verwesung gelangt, beschloß durch seine Regierung, eine Volksschule „ohne Gott" zu organisiren. Unglücklicher Weise sind bei uns manche Vertreter der sogenannten höchsten Bildung nicht weit entfernt von dem jugendlichen Moskauer Comteßchen,*) das da faselt: „O Frankreich, Du höchstes Land der Welt", und erst vor kurzem hat ein berühmter Pädagoge uns auf die französische

*) Anm. d. Uebers. Man begegnet bei russischen Schriftstellern vielfach dem Typus des Moskauer adligen jungen Fräuleins, das, mit Gleichstehenden in einem sogenannten Fräuleinpensionat erzogen, äußerst begrenzte provinzielle Gesichtspunkte, keine irgendwie tiefergehende Bildung hat, sondern das ganze Heil in möglichst fließendem französischem Geplapper und in hochgradigem Enthusiasmus für alles Französische sucht.

Schule als auf ein Ideal, würdig der Nacheiferung, hingewiesen.

Unter der Zahl der neuen französischen Bücher, officiell als Leitfaden in den Staatsschulen für Mädchen bestimmt, giebt es ein Buch, betitelt: „Sittliche und bürgerliche Unterweisung der jungen Mädchen" von Madame Gréville (instruction morale et civique des jeunes filles). Das ist etwas in der Art eines bürgerlichen Katechismus der Moral, durch den man in den Schulen die Lehre vom Wort Gottes ersetzen will.

Das Buch ist sehr bemerkenswerth. Es ist in drei Theile eingetheilt und jeder Theil in besondere Kapitel. Der erste Theil enthält die Regeln der Sittlichkeit, die Begriffe von Pflicht, Ehre, Gewissen u. s. w., der zweite eine kurze Belehrung über den Staat und die staatlichen Institutionen. Der dritte Theil — handelt von der Frau selbst, ihrem Beruf, ihren Eigenschaften und Tugenden. Die Darlegungen des Buches sind gedrängt, einfach, klar — wie Lehrbücher geschrieben werden, mit einer Menge anschaulicher Beispiele, mit Bildern im Text. Man kann nichts gegen das Wesen dieses Lehrbuchs einwenden: Es predigt Ordnung, fleckenlose Sittlichkeit, Reinheit der Gedanken und Vorsätze, Tugend, es wendet sich energisch an Gefühl und Sinn für Pflicht und weist das Mädchen streng auf seine Obliegenheiten im häuslichen Leben und in der Oeffentlichkeit hin.

Merkwürdig ist aber Folgendes. Nicht ein einziges Mal ist auf irgend einer Seite Gott erwähnt, nirgends ist auch nur der kleinste Hinweis auf ein religiöses Gefühl. Die Verfasserin giebt folgende Erklärung für das Gewissen, indem sie die tiefe und entscheidende Bedeutung des Gewissens im Menschen erläutert: „Das Gewissen ist die Erwägung der Meinung, welche andere Menschen über uns und unsere Thaten haben" (considération de l'opinion des autres). Auf

diesem unsicheren und schwankenden Boden der Meinung der Leute wollen also die Gelehrten die sittlichen Grundlagen des ganzen Lebens aufbauen! Erfüllt sich nicht hier in Wahrheit das Wort: „Ihr, die ihr euch weise dünket — wurdet zu Thoren."

Zum Unglück fließen in diesen großen Strom des Wahnsinns, der sich heut zu Tage in Frankreich ergießt, auch aus unserm armen Rußland kleine Bäche der heimathlichen sogenannten Bildung; auch von den Marktschreiern dieser, ihren Journalen und Zeitungen, aus Leitartikeln und Feuilletons ist immer wieder derselbe Chorus, dieselbe Stimme des Moskauer Comteßchens zu hören. An diese Gesellschaft schließen sich nicht selten wohlmeinende, aber zu naive und unerfahrene Geister, die da glauben, daß die Journale und Zeitungen ihnen das „letzte Wort" der Civilisation bringen.

Betrübend ist es zu lesen, wenn die Zeitungspolemiker über die Schule urtheilen und sagen, daß es ohne Religion natürlich nicht gehe, daß ein Religionsunterricht nöthig sei, aber jedenfalls ohne die Kirche und ihre Diener. Warum ist man denn nicht schon deutlicher und klarer. Wir weisen den Religionsunterricht nicht zurück, wir fordern ihn sogar, wir verstehen nicht die Schule ohne ihn — wir wollen aber nicht klerikal sein; aber unter dem Schilde dieses Ausdruckes meint man die Kirche und die Kirchlichkeit. Dieser jesuitische Kunstgriff im Ausdruck, den sich die neuen Apostel der Volksschule angeeignet haben, führt viele Leser, die nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, in die Irre.

Diese guten Leute wissen nicht, daß heutzutage auch das Wort Religion, wie viele andere Worte, sich in seiner Bedeutung verändert hat, und daß viele darunter schon etwas verstehn, wovon der wirklich und wahrhaft an Gott glaubende Mensch, wenn er es recht deutlich erkennte, sich mit Schrecken

abwenden würde. Sie wissen nämlich nicht, daß in unserer Zeit eine Religion ohne Gott erfunden worden ist, und das Wort Gott selbst in seiner Anwendung bei den sogenannten Leuten der Wissenschaft einen besonderen Beigeschmack bekommen hat.

Im Jahre 1882 erschien ein bewerkenswerthes Buch, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die Verleugnung Gottes war bis dahin größtentheils von den Verächtern jeder Religion mit einem Gefühl der Bosheit, mit dem Ausdruck leichter oder spöttischer Ironie, mit der Verkündung der ausschließlichen Bedeutung der Materie im Weltall verbreitet worden. In diesem Buche gelangte zum ersten Mal in ruhigem Tone, mit Würde, mit einer idealen Auffassung des Lebens eine ganze Lehre von einer Religion ohne Gott zum Ausdruck. Dies Buch war betitelt: Naturreligion (natural religion, London 1882). Sein Verfasser, der Oxforder Professor Seeley war derselbe, dessen erste Schrift, Ecce homo, etwa 10 Jahre vorher erschienen, nicht nur die Aufmerksamkeit der Männer weltlicher Wissenschaft auf sich gelenkt hatte, sondern auch diejenige frommer Idealisten, die da glaubten in demselben ein neues Wort über Christus und über den christlichen Glauben zu finden. Auch ein Russe, der sich von diesem Buch für überzeugt hielt, übersetzte es in seine Heimatssprache. Aber kirchlichen Leuten schien schon zu jener Zeit das Buch sonderbar und zweifelhaft; man konnte sich ihm nicht vertrauungsvoll zuneigen.

Das Buch enthielt in sich die künstlerische Analyse des irdischen Lebens und Charakters Jesu Christi, ausschließlich in den Zügen seiner menschlichen Natur. Es war im Geiste tiefer Frömmigkeit mit philosophischer Sprache, die indes kirchlicher und theologischer Ausdrücke nicht entbehrte, geschrieben. Als Ziel der Analyse war offen die Absicht ausgesprochen,

das Bild Christi zur frommen Nachahmung zu zeichnen. Es schien, daß der Autor — ein Christ — von gottesfürchtigem Gefühl erfüllt sei, aber viele fromme Leser des Buches wurden doch durch dasselbe in Erregung versetzt: Mit ihren christlichen Anschauungen und Gefühlen waren anscheinend diejenigen des Verfassers nicht in Einklang zu bringen. Das Bild Christi in diesem Buch war ein Bild beherrschender Heiligkeit, Reinheit und Seligkeit, aber nicht der eigne, nicht der mit uns verwachsene, nicht der, den wir von Kindheit an als Gottmenschen zu preisen gewohnt sind, nicht der Christus, den die christliche Kirche verehrt. Etwas Unheimliches war in dem Buche zu spüren, als ob sein Verfasser schon den Glauben verloren hätte, oder nicht mehr fern davon sei. Indessen, in diesem Buch vertrat der Autor sichtlich noch den Glauben an das persönliche Sein Gottes, an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, an die Messianische Bedeutung des Eintritts Christi in die Welt, und sogar, wenn auch mit einigem Schwanken, an die Wirklichkeit der Wunder Christi.

Zehn Jahre verflossen, da erscheint er, als ob garnichts vorgefallen wäre, als begeisterter Verkünder einer Religion, aber einer neuen, nicht derjenigen Christi. Die alte Offenbarung, sagte Seeley, hat ihren Dienst gethan; an ihre Stelle trat eine neue: Die neusten Naturforscher, Historiker, Philologen brachten uns eine Offenbarung, von der sich die alten Propheten nichts träumen ließen. Von diesem Gesichtspunkt aus war die biblische Kritik der deutschen Gelehrten höher und vollkommener, als die Bibel selbst. Mit ungewöhnlicher Naivität wendet er sich an die gläubigen und kirchlichen Leute und sagt: Weshalb sollen wir streiten, weshalb einer den andern bekämpfen? Wir können uns in einem Glauben vereinen. Wir Männer der Wissenschaft glauben auch an Gott. Unser Gott — ist die Natur, die in einem bestimmten Sinne

eine Offenbarung ist. Und so, wiederholt er, sind wir keine Gottlosen, und der ganze Streit zwischen uns Männern der Wissenschaft und Euch Theologen ist nur ein Streit über Worte. Ist es nicht genau dasselbe: Für uns ist Gott die Natur, und die wissenschaftliche Theorie des Weltalls ist also auch eine Theorie des Theismus. Die Natur ist doch die außerhalb von uns stehende wahrhafte Kraft, ihr Gesetz gilt für uns unbedingt, — das also ist die Gottheit, vor der wir uns neigen.

Ist es nicht merkwürdig, daß der Autor, indem er das persönliche Sein Gottes bestreitet, zu gleicher Zeit energisch gegen die Beschuldigung des Atheismus protestirt, und selbst den Atheismus verurtheilt? Was ist denn Atheismus nach seiner Meinung? Auf diese Frage antwortet der Autor mit einer so gewundenen Erklärung, daß sie dem einfachen Sinn nur als Unsinn erscheinen kann.

„Das, was man gewöhnlich Atheismus nennt, ist eine durchaus metaphysische Form der Verneinung und hat keine ernstliche Bedeutung. Der echte, wirkliche Atheismus hat eine viel ernstlichere Bedeutung und birgt ein großes sittliches Uebel in sich. Dieser wirkliche Atheismus kann nur mit dem allgemeinen Ausdruck E i g e n w i l l e (wilfulness) bezeichnet werden.

Jede menschliche Thätigkeit ist ein Kompromiß mit der Natur, eine Uebereinkunft zwischen unseren Bedürfnissen und dem unabwendbaren Naturgesetz. Nichts anerkennen außer dem eigenen Willen, alles für erreichbar halten, was sich ein starker Wille zum Ziel setzt, außerhalb seiner selbst keine höhere Macht anerkennen, die man in Rechnung ziehen und auf seine Seite bringen muß, wenn man in seinen Unternehmungen erfolgreich sein will, das ist es, worin der r e i n e A t h e i s m u s besteht.“ Der Verfasser will nun diesen unklaren und verwickelten Gedanken erläutern, er führt als Beispiel

einen Staat an, der in seinen Schicksalen als Bild des reinen Atheismus erscheint und deutet auf Polen hin. Sedet aeternumque sedebit, — sagt er — das unglückliche Polen erleidet die Strafe für seinen verbrecherischen, atheistischen Eigenwillen, dafür, daß es an grenzenloser, persönlicher Freiheit Gefallen fand und sich mit der Natur der Dinge nicht abfinden wollte.

Indem der Verfasser seine Theorie der Religion konstruirt, beschreibt er genau, wie, nach seiner Meinung, das religiöse Gefühl aus der Wissenschaft erzeugt wird, und wie es dann, durch das Prisma der Einbildungskraft hindurchgehend, sich im sittlichen Wesen des Menschen in die Form einer dreifachen Religion zertheilt: In die Religion der Natur, der Menschenliebe und der Schönheit.

In diesem Buche, das lebendig und talentvoll geschrieben ist, kommt zum ersten Male, zum ersten Male wenigstens mit solcher Vollständigkeit, eine durchaus nicht neue Lehre zum Ausdruck; der Leser begegnet hier den bekannten Zügen des in unserer Zeit so modernen Positivismus, Zügen, die durch die Werke Kant's, George Elliot's und des bei den russischen Uebersetzern so beliebten Herbert Spencer bekannt geworden sind. In keinem der genannten Werke zeigt sich die innere Ohnmacht der modernen Theorie so augenscheinlich, als in dem Buch „natural religion“. Bis zu welchem Unsinn der Verstand gerathen kann, wenn er vom Hochmuth der Selbstvergötterung fortgerissen, das Uebernatürliche im Leben und im Weltall leugnet und es unternimmt, eine eigene Theorie des Lebens in seinen Beziehungen zum Weltall aufzustellen! Diese Theorie wird von einem bösen Geist im Kreise geführt und widerspricht sich selbst. Den persönlichen Gott aufgebend, sucht sie die Religion aufrecht zu erhalten, und bemüht sich vergebens einen Gegenstand für das religiöse Gefühl zu finden, denn außer dem lebendigen Gott giebt es keinen Gegenstand

für die Religion. Diese Theorie leugnet die unsichtbare Welt, die Unsterblichkeit der Seele und das zukünftige Leben, betrachtet aber dennoch als Ziel des Lebens das Glück und bemüht sich vergebens dasselbe in die Grenzen der Materie und des irdischen Seins zu weisen. Die Offenbarung hält sie für eine Erdichtung oder einen Wahn, jedes Dogma nennt sie eine Lüge, doch sucht sie selbst in nichts anderem ihre Stütze, als in einem neuen Dogma, indem sie den unausbleiblichen und unbegrenzten Fortschritt der Menschheit als ein Axiom, an das man glauben muß, hinstellt.

Diese Theorie spiegelt gerade jenen Eigenwillen und den hochmüthigen Starrsinn des Geistes wieder, die unser Verfasser in seinem Begriff des Atheismus zusammenfaßt. In ihr sieht man nicht die volle und klare Ueberzeugung, die das Merkmal der Wahrheit und Dauerhaftigkeit einer Lehre ist. Ihre Verkündiger straucheln in ihrer Predigt vom Glücke der Menschheit über die Wirklichkeit, die sie nicht verneinen können. Diese Wirklichkeit ist das unabwendbare Vorhandensein des Bösen und seiner Wirkung, der Gewaltthat und der Lüge im menschlichen Leben — die Argumente des Pessimismus. Diese Argumente kann man nicht verbergen; einige der Apostel des Positivismus suchen sie zu ersticken und zu übergehen oder schweigen sie heuchlerisch todt, andere, die ehrlicheren, verweilen dabei mit Trauer und Zweifel. Zur Zahl der letzteren gehört auch unser Verfasser. Indem er die neue, von ihm verkündete Religion der Natur, der Menschenliebe und der Schönheit preist, die ganze Kraft und Wirksamkeit des mit ihr verbundenen religiösen Kultus beweist, sagt er zu gleicher Zeit: „Kaum beginnen wir uns beim Gedanken zu beruhigen, daß alles Erkennbare und Natürliche für das menschliche Leben hinreichend ist, da erhebt auch der Pessimismus sein Haupt und versetzt uns in Aufruhr.“ „Wenn nicht

der Pessimismus wäre", bemerkt er an anderer Stelle, „so würde nichts unsere religiöse Andacht trüben." Und am Ende des Buches, da er sein Werk krönt, führt er folgende Reden:

„Je mehr sich unsere Gedanken erweitern und vertiefen, und das Weltall uns umfaßt, wir uns an die Unendlichkeit in Raum und Zeit gewöhnen, desto stärker ergreift uns das Gefühl der eigenen Nichtigkeit, erstarrt Schrecken unsere Glieder — wir sind gleichsam von einer moralischen Paralyse befallen. Eine Zeitlang trösten wir uns mit der Idee der Selbstaufopferung: so mag ich denn verschwinden, sagen wir, ich werde an die anderen denken. Doch bald erscheinen uns die anderen ebenso nichtig wie wir selbst; alle menschlichen Leiden zusammen erscheinen kaum werth, geheilt zu werden, das menschliche Glück, selbst das höchste, erscheint so farblos, daß es nicht der Mühe werth ist, für seine Vergrößerung zu sorgen. Die ganze sittliche Welt zielt auf einen Punkt. Die Stätte des geistigen Lebens, der Aufenthalt der Heiligen — verschwindet in der Ferne und leuchtet nur noch als kaum merkliches Sternchen. Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge erscheinen als unendlich kleine vergängliche Größen, aber Ewigkeit und Unendlichkeit liegen irgendwo außerhalb der sittlichen Welt. Das Gefühl der Liebe erstirbt und wird kraftlos in einer Welt, wo alles Gute und alles Vergängliche in seiner selbsterkannten Schwäche und Ziellosigkeit sich gefühllos erschöpft. Die übernatürliche Religion," fügt der Verfasser hier hinzu — **„füllt diese ganze Leere aus,** indem sie die Liebe und die Wahrheit mit der Ewigkeit verknüpft. Aber wenn sie erschüttert ist, wozu die Naturreligion?"

Ist es glaubhaft, daß diese Worte von einem feurigen Verkündiger der Naturreligion niedergeschrieben sind? So kann sich ein ernster Verstand in dem von ihm selbst gesponnenen Netz von Gedanken verwickeln.

Das Wesen dieses ganzen Buches ist bei aller Mäßigung des Tons, bei aller Aufrichtigkeit des Verfassers, eine unerfreuliche Paradoxe. Daß die verschiedenen Weltanschauungen — die wissenschaftliche, künstlerische und humanistische — Elemente des religiösen Gefühls in sich schließen, ist richtig. Sie enthalten aber nicht die Elemente eines neuen Glaubens und einer neuen Kirche, sondern sie sind einzelne Glieder — disjecta membra — einer und derselben christlichen Weltanschauung. Keine Religion ist möglich ohne Anerkennung grundsätzlicher Wahrheiten, die für das inductive Verfahren unerreichbar sind. Zu solchen Axiomen gehört das Dasein eines persönlichen Gottes, die Körperlosigkeit der menschlichen Seele; hieraus entsteht der Supernaturalismus, ohne welchen eine Religion undenkbar ist. Die wissenschaftlichen Wahrheiten (außer den mathematischen) sind ihrem Wesen nach bedingt, existiren bewußt nur für gelehrte Leute und können nur durch eine Täuschung in dogmatischer Form den Massen beigebracht werden. Diese Täuschung geht gegenwärtig auch vor sich . . . wir sind davon täglich Zeugen.

II.

Die Unduldsamkeit einem fremden Glauben oder einer fremden Meinung gegenüber ist nie so scharf hervorgetreten, wie in unserer Zeit bei den Verkündern der radicalen und zersetzenden Lehren: sie sind unerbittlich, hart, beißend, dabei haßerfüllt und verachtungsvoll. Betrachtet man die Stellungnahme dieser neuen Lehre zu dem von ihnen verachteten Glauben, so erweist sie sich vielleicht als noch schrecklicher, wie die alte religiöse Intoleranz, die blutige Glaubensverfolgungen hervorrief. In letzterem Falle waren die Verfolgungen auf den unbedingten Glauben an eine absolut

existierende Wahrheit gegründet. Wenn der Mensch von irgend einem Dinge, — wie der Mohammedaner von dem Koran — glaubt, es müsse für alle Wahrheit sein, es sei die absolute Grundlage des Lebens und der Wohlfahrt aller und jedes einzelnen, so ist es begreiflich, daß er es nicht nur für seine Pflicht hält, seine Lehre offen zu verkünden, sondern auch im Nothfall sie den anderen gewaltsam aufzuzwingen. Wenn es sich aber nur um eine Meinung, eine Voraussetzung handelt, die auch derjenige, welcher sie aufstellt, nur für die wahrscheinlichste hält, kann man da den Fanatismus, mit dem die Meinung verfochten wird, verstehen, kann man verstehen, daß der Verkündiger derselben für sich wie für andere nicht nur eine entgegengesetzte Ansicht bestreitet und abweist, sondern auch einen gelegentlichen gütlichen Vergleich mit dieser gegnerischen Lehre? Dieses leidenschaftliche Vertreten ihrer Ansicht oder ihres Schuldogmas ist eine Eigenthümlichkeit aller verneinenden Lehren. Während sie die ganze vorangegangene geistige Entwickelung der Menschheit, als wäre sie nie vorhanden gewesen, leugnen, während sie keinem von altersher überkommenen Glauben, keiner in den festen Besitzstand übergegangenen Lehre das Recht selbständiger Existenz zuerkennen und nie vor dem Heiligthum des persönlichen Glaubens, das in der Seele des Menschen verschlossen liegt, sich Grenzen setzen — fordern sie selbst freien Zugang zu jeder Seele und wollen überall ihre sogenannte Wahrheit einpflanzen. Das nennen sie Ueberzeugungstreue. Einer der Vertreter der Lehre Comte's und der Positivisten (John Morley, on compromise) sagt z. B. in seinem Buche, die erste Pflicht eines jeden Menschen, sich selbst und der Menschheit gegenüber, bestehe darin, daß er in seiner Seele die Frage zu beantworten suche, ob er an das Dasein Gottes glaube oder nicht? Angenommen er kommt zur Ueberzeugung, daß der Glaube an Gott nichts anderes sei, als ein blinder,

thörichter Aberglaube, so sei es seine heiligste Pflicht, mit dieser Ueberzeugung in jede Seele einzudringen, jede Gelegenheit zu benutzen, um sie weiter zu tragen — zuerst den nächststehenden, dann aber womöglich den Massen sie mitzutheilen, — sie überall auszusprechen und unbedingt jegliche Art von Erscheinungen und Formen des socialen wie des individuellen Lebens zu verwerfen, in welcher, direct oder indirect, ein Glaube zum Ausdruck kommt, der dieser Ueberzeugung entgegengesetzt ist. — Ist eine derartige Handlungsweise nicht eine furchtbare Gewaltthätigkeit an einem fremden Gewissen? Und in wessen Namen übt der Thäter sie aus? Nur im Namen seiner persönlichen Meinung!

Weder Liebe noch Glaube ist in diesem Abgrund der Eigenliebe zu finden! Ohne Liebe und Glaube aber giebt es keine Wahrheit. Welch' ein Unterschied, wenn man die Stimme jenes alten, wahren Lehrers vernimmt! Wieviel Glaube und Liebe, welche tiefe Kenntniß der menschlichen Seele liegt in dem apostolischen Brief an die Korinther über die Ehrfurcht vor dem menschlichen Gewissen. Er weiß, daß es eine Wahrheit giebt, aber wie vorsichtig heißt er auch mit dieser geistigen Erkenntniß an die Menschenseele herantreten. Die Hauptsache besteht darin: daß die Seele, ohne Zwiespalt und Uneinigkeit mit sich selbst, die neuempfangene Lehre im Geiste der Aufrichtigkeit und der Wahrheit und mit dem Vorsatze zu glauben, annehme und erfasse. Alles, was nicht vom Glauben kommt, ist Sünde. Und der Apostel fordert, daß die Starken und Wissenden das Gewissen der schwachen Brüder, selbst ihren Aberglauben schonen sollen, bis die Seele reif werde zum Empfange der Wahrheiten des ganzen Glaubens.

Ihr wisset, sagt er, daß die Speise uns nicht fördert vor Gott. Essen wir, so werden wir darum nicht besser sein,

essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein. Ihr wisset, daß der Götze ein Nichts ist, daß der falsche Gott garnicht vorhanden ist, und deshalb kauft ihr mit ruhigem Gewissen das Fleisch auf dem Markte und eßt es, das dem Götzen zum Opfer gebracht worden war. Doch nicht Alle haben diese Erkenntniß; es giebt Schwache, die vielleicht noch Glauben an den Götzen haben, für welche der Götze noch etwas Wirkliches, Schreckliches und Böses ist: für sie bedeutet dieses Fleisch zu essen — dem Götzen ein Opfer bringen, und wenn sie sehen, daß ihr davon esset, nimmt ihr schwacher Glaube Aergerniß, d. h. er geräth in Uneinigkeit und Zwiespalt mit dem Gegenstande seines Glaubens. Um also das Gewissen des schwachen Bruders nicht zu ärgern, ist es besser, niemals Opferfleisch zu essen. Der Apostel, der Verkündiger der christlichen Freiheit, die aus Ueberzeugung entspringt, opfert in diesem Falle die Freiheit der Bewahrung des Gewissens, weil ihm das Gewissen am theuersten ist.

III.

Es ist eine sonderbare Verkehrtheit, zu der kluge Leute gelangen, wenn sie in Entfremdung vom wirklichen Leben aufwachsen, und von der stolzen Ueberzeugung, von der Unfehlbarkeit des Verstandes und der Logik geblendet werden. Die Vergötterung des Verstandes entfremdet sie der wahren Religion und führt sie schließlich zum Haß gegen jeglichen Glauben an den einigen lebendigen Gott. Diejenigen, welche noch so ehrlich sind, das Bedürfniß nach Glauben, das sich in der ganzen Menschheit zeigt, nicht zu leugnen, diejenigen, deren Herz noch nicht ganz durch die Logik der Begriffe verhärtet ist — geben die gesetzmäßige Nothwendigkeit des religiösen Gefühls in der menschlichen Natur zu und bemühen

sich, es durch eine neue, von ihnen erdachte Religion zu befriedigen. Dabei hat man oft Gelegenheit, sich über abenteuerliche Kombinationen zu wundern, von Köpfen erdacht, die sich offenbar bemühen, alles, was nur an übernatürliche Wunder erinnern könnte, aus ihren Schlußfolgerungen und Erwägungen zu verbannen. Strauß spricht in seinem Werke: Der alte und der neue Glaube," obwohl er das Christenthum verwirft, mit Begeisterung von religiösem Gefühl, nur stellt er als Gegenstand und Centrum desselben nicht den lebendigen Gott, sondern die Idee des Weltalls, das sogenannte Universum hin. In London erschienen nach dem Tode Mills nachgelassene Gedankensplitter über die Religion unter dem Titel: „Drei Kapitel über Religion: die Natur, der Nutzen der Religion und der Deismus." Mill erkennt den Nutzen der Religion unbedingt an, doch verwirft er das Christenthum, obgleich er sich über die Persönlichkeit Christi mit der größten Begeisterung äußert. „Es ist unmöglich," sagt er, „die hohe Bedeutung der Religion für den einzelnen Menschen zu bestreiten: sie ist für jeden die Quelle persönlicher Befriedigung und hohen geistigen Genusses. Nun entsteht aber die Frage, ob wir zur Erreichung dieses Heils die Grenzen der von uns bewohnten Welt überschreiten müssen, oder ob allein die Idealisirung unseres irdischen Lebens, die Erweckung und die Entwickelung höherer Vorstellungen von demselben hinreichen, uns eine Poesie und sogar im höchsten Sinne des Wortes eine Religion zu schaffen, die im Stande wäre, unsere Gefühle emporzuziehen und (mit Hülfe der Erziehung), besser als der Glaube an unsichtbare Wesen, unser Dasein und unsere Thätigkeit zu adeln?"

Das ist eine Frage, die Mills, wie wir ihn aus der Geschichte seiner Erziehung kennen, würdig ist. Es ist interessant, wie er diese Frage beantwortet hat. Mill konnte nicht wie Strauß die Lösung in der Idee des Universum's suchen, und

zwar deshalb nicht, weil Mill nicht an die Natur glaubt; am Anfang desselben Buches stellt er, wie immer, dem praktischen Leben entfremdet, eine Untersuchung darüber an: inwiefern die Lehre richtig sei, welche an die Natur den Maßstab der Wahrheit und der Unwahrheit, des Guten und des Bösen legt und als leitendes Princip für den Menschen die Nachahmung der Natur feststellt. Diese Lehre erkennt Mill nicht an, weil er in der Natur nichts anderes als eine blinde Kraft erblickt. Sie erweckt Wünsche, die sie nicht befriedigt, erzeugt Talente, Kräfte und Thaten, um sie in einem Augenblick zu vernichten, kurz sie zerstört im Nu blindlings und zufällig, was sie selbst geschaffen hat. Deshalb weigert Mill sich, auf die Natur irgend ein System der Moral oder der Religion aufzubauen.

Was ersinnt nun aber Mill? Seine eigenen Worte sind folgende: „Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie stark und tief, bei günstigen Erziehungsbedingungen, das Gefühl der Vaterlandsliebe werden kann, wird es uns begreiflich, daß es möglich ist, die Liebe zum größten Vaterlande, das heißt zur ganzen Welt, zu einer gleichen Höhe der Entwickelung zu bringen, sie in eine Quelle der höchsten geistigen Regungen und zur Grundlage der Pflicht umzuwandeln. Wer die Begriffe des Alterthums über diese Dinge kennen lernen will, mag das Buch Cicero's „De officiis" lesen. Man kann nicht behaupten, daß das Maß der Sittlichkeit, welches in dieser berühmten Abhandlung gefordert wird, ein sehr hohes sei. Nach unseren Begriffen ist diese Sittlichkeit in vielen Fällen eine sehr laue und geht auch wohl in das bloße Gewissen über. Nur in Bezug auf einen Gegenstand — die Pflicht gegen das Vaterland — gestattet sie keinen Compromiß. Daß der Mensch, der auch nur den geringsten Anspruch auf Tugend hat, einen Augenblick zögern könne, dem Vaterlande sein Leben, seine Ehre, seine Familie, kurz alles, was ihm auf Erden theuer ist,

zu opfern, — das bestreitet der berühmte Verkündiger der griechischen und römischen Moralität unbedingt. Die Geschichte beweist also, daß man dem Menschen durch die Erziehung nicht nur die theoretische Ueberzeugung einflößen kann, daß das Wohl des Vaterlandes für ihn das höchste sein müsse, sondern auch die praktische Erkenntnis, daß in der Beförderung dieses Wohles die höchste Pflicht des Lebens bestehe. Wenn dieses nun möglich war, warum könnte in den Menschen nicht das Gefühl derselben unbedingten Pflicht gegenüber der Wohlfahrt der ganzen Welt geweckt werden? Eine solche Moralität würde bei einer hochbegabten Natur ihre Kraft aus dem Gefühl der Sympathie, des Wohlwollens und aus der begeisterten Belebung durch eine ideale Größe schöpfen, bei einer niedriger organisirten Natur aber aus den gleichen Gefühlen je nach ihrer natürlichen Entwickelung, ja sogar auch aus dem Gefühle der Scham. Diese hohe Sittlichkeit würde nicht von der Hoffnung auf Belohnung abhängen. Der einzige Lohn, den man erwarten könnte, der Gedanke, der uns in der Trübsal trösten, in der Stunde der Schwäche als Stütze dienen könnte, wäre nicht der an das zweifelhafte jenseitige Leben (!) sondern unser Lohn wäre die Billigung aller von uns verehrten Menschen in diesem Leben und im idealen Sinn, — der Beifall aller Lebenden und Todten, die wir ehren und preisen. In der That ist der Gedanke, daß unser Thun von unseren verstorbenen Freunden und Verwandten gebilligt worden wäre, wenn sie noch lebten, im Stande, uns ebenso zu ermuthigen, wie der Gedanke an den Beifall der Zeitgenossen . . . Wie oft sind Menschen von hohem Geist zur That beseelt worden durch den Gedanken, daß Sokrates, Howard, Washington oder Antonin mit ihnen empfinden würden. Wenn wir eine solche Stimmung nur sittlich nennen wollten, würde dieses Wort unzureichend sein. Sie ist in

Wirklichkeit — die Religion: die guten Werke sind nur ein Theil der Religion, ihre Früchte, nicht aber die Religion selbst. Das Wesen der Religion besteht in dem festen und ernsten Streben der Gefühle und Wünsche nach einem idealen Ziel, das alle persönlichen Ziele und Wünsche überragt. Diese Bedingung wird in der Religion der Humanität ebenso, wie in allen übernatürlichen Religionen erfüllt: ich bin sogar überzeugt, daß sie in jener noch besser und vollkommener erfüllt wird." . . .

Die angeführten Worte sprechen für sich selbst. Sie zeigen uns alle Kurzsichtigkeit, besser gesagt — alle Thorheit der menschlichen Weisheit, wenn sie eine abstrakte Construction des Lebens und des Menschen vornehmen will, ungeachtet daß sie mit den Leben nicht fertig werden kann und die menschliche Seele nicht kennt. Eine solche Religion, wie sie Mill sich denkt, genügt vielleicht ähnlichen Denkern, wie er einer ist, die sich von der ganzen Welt abschließen, um sich in abstraktes Denken zu vertiefen. Kann aber ein Volk sie verstehen und annehmen, das Volk als lebendiger Organismus, das nur durch das lebendige Gefühl und die Erkenntniß, nicht aber durch ein totes abstraktes Princip zusammengehalten wird? Für das Volk würde eine solche Religion, wenn sie irgend wann einmal eingeführt würde, die Rückkehr zum Heidenthum bedeuten. Das Volk, das man sich nicht von der Natur losgelöst denken kann, würde, wenn es den Glauben seiner Väter vergessen könnte, das lebendige Weltall sich wieder zur Idee umkonstruiren und es in einzelne Kräfte zerlegen, oder die Menschheit, die ihm als verbindendes geistiges Princip gegeben wird, in einzelne Vertreter einer geistigen Kraft spalten — und auf diese Weise viele falsche Götter an Stelle des einen, wahren Gottes setzen. . . . Ist es möglich, daß so etwas sich ereignen könnte?!



Das Geschworenengericht.

Folgendermaßen äußert sich ein berühmter englischer Schriftsteller und tiefer Geschichtskenner, C. Mayne über das Geschworenengericht in seiner Heimath:

„Die Volksregierung war anfänglich identisch mit dem Volksgericht. Die alten Democratien beschäftigten sich mehr mit dem Gerichtsverfahren in Civil- und Criminalprocessen, als mit den Geschäften der politischen Staatsverwaltung, und in der That ist die historische Entwicklung der Volksgerichtsbarkeit unvergleichlich continuirlicher und folgerichtiger, als diejenige der Formen der Volksregierung . . . Wir haben bei uns in England ein lebendes Denkmal, ein Ueberbleibsel des Volksgerichts, in der Betheiligung der Geschworenen am Gericht. Das Geschwornengericht ist nichts anders, als die alte Gericht abhaltende Democratie, nur sind ihm gewisse Grenzen gezogen, sind die Formen gemäß den Principien, wie sie sich durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte entwickelten, verändert, verbessert und mit der neuen Idee des gerichtlichen Processes in Einklang gebracht. Auch diese Veränderungen, denen das Institut des Volksgerichts unterworfen wurde, sind im höchsten Grade lehrreich. Anstatt der Volksversammlung — zwölf

Geschworne. Ihre ganze Thätigkeit besteht darin, „ja" oder „nein" auf Fragen zu antworten, die natürlich sehr wichtig sind, aber doch nur eine Beziehung zu den Dingen des täglichen Lebens haben. Dazu, daß diese Leute zu einem Beschluß kommen können, ist ein ganzes System von Anordnungen und Regeln in Wirksamkeit, das mit Feinheit und künstlerischer Vollendung durchgearbeitet ist. Bei der Untersuchung des Falles sind sie sich nicht selbst überlassen, sondern sie befinden sich dabei unter dem Vorsitz einer kenntnißreichen Persönlichkeit — des Richters, des Vertreters der königlichen Gerichtsbarkeit; es hat sich eine äußerst umfangreiche Litteratur über die leitenden Regeln gebildet, unter deren Beobachtung ihnen Beweise über strittige Dinge unterbreitet werden. Mit unbeugsamer Strenge werden von ihnen jegliche Zeugenaussagen, die die Absicht erkennen lassen, sie nach einer oder der andern Seite zu beeinflussen, ferngehalten. Es wenden sich auch jetzt an sie, wie in alter Zeit auf dem Volksgericht, die Partheien oder die Vertreter der Partheien, aber zur Wahrung ihrer Unpartheilichkeit ist eine neue Function eingerichtet, die dem früheren Volksgericht völlig unbekannt war, nämlich — die ganze Untersuchung wird beschlossen durch eine überaus gründliche Auseinandersetzung der Thatsachen, die ein geschickter und erfahrner Richter, durch sein Amt zur strengsten Unpartheilichkeit verpflichtet, vornimmt. Wenn er aber selbst in einen Irrthum verfällt, oder im Spruch der Geschwornen ein solcher zum Vorschein kommt, — kann die ganze Procedur durch eine höhere gerichtliche Versammlung gelehrter Männer umgestoßen werden. So ist das gegenwärtige Aussehen des Volksgerichts, wie es sich in den Jahrhunderten fortschreitender Cultur herausgebildet hat.

Blicken wir nun auf das Volksgericht in seiner ursprünglichen Entstehung, wie es uns einer der ältesten griechischen

Dichter nach der Natur beschreibt. Die Sitzung wird eröffnet; man legt die Frage vor: schuldig oder nichtschuldig? die Aeltesten sprechen, einer nach dem Anderen, ihre Meinung aus; und ringsum klatscht die versammelte und richtende democratische Versammlung, dieser oder jener Meinung ihren Beifall. — Unter allgemeinem Händeklatschen wird endlich der Beschluß gefaßt. Das war der Charakter, den die Volksgerichtsbarkeit in den alten Republiken zeigte. Die das Gericht haltende Democratie nahm so zu sagen mit Sturm diejenige Meinung, welche in der Rede des Klägers, des Beklagten, der Advocaten stärker auf sie wirkte, an. Und es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die englischen Geschwornen unserer Zeit, wenn nicht die streng regulirende und mäßigende Gewalt in der Person des Gerichtsvorsitzenden da wäre, mit ihrem Verdict blindlings auf die Seite dieses oder jenes Advocaten schwenken würden, der es verstanden hätte, sie zu beeinflussen."

Das ist's was der Engländer, ein Kenner seiner Landes-Geschichte und ein tiefer Denker sagt. Unwillkürlich schweift der Gedanke zu der unglücklichen Institution des Geschwornengerichts in den Ländern, wo es nicht die historischen und culturellen Bedingungen giebt, unter denen es sich in England ausbildete. Augenscheinlich haben Viele, die diese Institution einführten, nicht die richtige Vorstellung gehabt, worum es sich eigentlich handelte. Es war unverständig und leichtsinnig, den Spruch über die Schuld des Angeklagten einem Volksgericht anzuvertrauen, ohne vorher an praktische Maßregeln und Erfordernisse zu denken, wie man diesem Gericht die nothwendige Disciplin beibringen müsse, ohne vorher dafür Sorge zu tragen, die fremdländische Einrichtung in der Geschichte ihres Heimathlandes mit ihrem ganzen verwickelten Apparat gründlich zu studieren.

Und siehe da, nach Verlauf vieljähriger Erfahrung tauchen jetzt überall, wo das Geschwornengericht nach dem Beispiel Englands eingerichtet ist, Fragen darüber auf, wie man es zur Vermeidung jener Zufälligkeit der Urtheilssprüche, die von Jahr zu Jahr stärker wird, ersetzen könne. Diese Fragen erstehen und verschärfen sich selbst in Ländern, wo ein tüchtiges, richterliches Element, ein seit langer Zeit durchgebildetes, das eine strenge Schulung der Wissenschaft und praktische Disziplin hinter sich hat, besteht.

Man kann sich vorstellen, was aus dieser Volksgerichtsbarkeit in einem noch jungen Staatswesen wird, wo es dieses feste, leitende Element noch nicht giebt, dafür aber eine schnell sich vergrößernde Schaar von Advokaten, denen Ehrsucht und Eigennutz wie von selbst hilft, recht schnell eine bedeutende Entwickelung in der Kunst der Sophistik und des Wortstreits zu erlangen, um auf die Masse kräftig zu wirken: wo eine bunt gemischte Gesellschaft von Geschworenen, entweder zufällig oder mit künstlicher Auswahl aus der Masse entnommen, in Aktion tritt, der weder das Bewußtsein von der Pflicht des Richters verständlich, noch die Fähigkeit eigenthümlich ist, eine Menge von Thatsachen, die eine Analyse und logische Beurtheilung erfordern, zu beherrschen, endlich — der wirre Haufen von Publikum, der in den Gerichtssaal, inmitten eines müßigen und inhaltsarmen Lebens wie zu einer Schaustellung strömt, dies Publikum soll nach der Meinung der Idealisten das Volk darstellen. Ist es zu verwundern, daß bei einem derartigen Zustande dasselbe traurige Resultat sich erweist, auf welches die oben angeführten Worte von Charles Mayne hindeuten: „Die Geschwornen schwenken mit ihrem Verdict blind auf die Seite dieses oder jenes Advokaten, der sie zu beeinflussen versteht.“



Der Glaube.

I.

Hier auf Erden wandeln wir in Wirklichkeit nur durch den Glauben und nicht durch das, was wir mit unseren Augen sehen; schwer irrt der, welcher annimmt, daß er in sich den Glauben auslöschte und von nun an nur mit seiner Augen Sehvermögen zu leben vermag. Wie hoch sich auch immer der menschliche Verstand über die Welt stellen mag, er ist unzertrennlich von der Seele, die Seele aber strebt nach Glauben und zwar nach bedingungslosem Glauben: Ohne Glaube kein Leben für den Menschen. Ist es nun nicht eine traurige Täuschung, daß der Mensch unter Abkehr vom Glauben an das Wirkliche, an das Lebendige, an das, was sich seiner Seele als echte Wahrheit verkündet, zum Gegenstand seines Glaubens eine Theorie, der eine Formel entsprossen ist, macht, die er preist, die er wie ein Götzenbild anbetet, der er sich selbst und die ganze Welt, seine Seele, seine Freiheit und seine Nächsten zum Opfer zu bringen bereit ist? Eine Theorie und Formel, welcher Art sie auch sein mögen, können nichts Bedingungsloses in sich darstellen, und jede von ihnen, von Menschenverstand ersonnen, ist unumgänglich etwas Unvollständiges, Zweifel-

haftes, Bedingtes und Lügnerisches. Was unermeßlich höher ist, als ich selbst, was von Urewigkeit an war und ist, was unveränderlich und unendlich ist, was ich nicht fassen kann, aber was mich umfaßt und hält — das ist's, woran ich glauben will, als an die unbedingte Wahrheit — aber nicht an das Werk meiner Hände, nicht an eine Schöpfung meines Verstandes, nicht an logische Folge von Gedanken. Die Unermeßlichkeit des Weltalls, den Urbeginn des Lebens kann man nicht in eine Formel der Logik zwängen. Armseliger Mensch, der da, nachdem er sich eine solche Formel geschaffen hat — mit ihr durch die Irrwege des Lebens gehen will: das Labyrinth wird ihn mitsammt seiner traurigen Formel verschlingen. Das Bewußtsein seines unsterblichen „Ich", der Glaube an einen einigen Gott, die Empfindung der Sünde, das Streben nach Vollkommenheit, das Opfer der Liebe, das Gefühl für Pflicht — das sind die Wahrheiten, an die die Seele glaubt, ohne sich zu täuschen, ohne Götzendienst mit Theorien und Formelwesen zu treiben.

II.

Welches Mysterium — das religiöse Leben eines Volks wie das unsere, sich selbst, seiner Unwissenheit überlassen. Du fragst Dich wohl, woher stammt dieses Leben? — und wenn Du seine Quelle suchst — findest Du Nichts.

Unsere Geistlichkeit lehrt wenig und selten — sie amtirt in der Kirche und verrichtet den Cultus. Für solche, die nicht lesen können, ist keine Bibel da. Bleibt nur der Gottesdienst in der Kirche und einige Gebete, die von Eltern auf Kinder übergehend, als einziges Bindeglied zwischen dem Individuum und der Kirche dienen. Und dabei kommt es noch nicht selten in ganz abgelegenen Gegenden vor, daß das Volk überhaupt

nichts von den Worten des Gottesdienstes, ja nicht einmal vom „Vaterunser" versteht, das häufig mit Auslassungen und Zusätzen wiederholt wird, die den Worten des Gebetes jeden Sinn nehmen.

Und dennoch ist in allen diesen einfältigen Köpfen — gerade wie im alten Athen — unbekannt von wem, ein Altar dem „unbekannten Gott" errichtet. Für Alle ist die wirkliche Gegenwart des Willens der Vorsehung bei allen Vorgängen des Lebens — eine unbestreitbare Thatsache, die so fest im Bewußtsein eingewurzelt ist, daß, wenn der Tod kommt, diese Menschen, denen Niemand je von Gott sprach, ihm weit das Thor öffnen, wie einem bekannten längst erwarteten Gaste. Im buchstäblichen Sinne geben diese da ihre Seele Gott zurück.

III.

„Am Anfang war das Wort" — so spricht der Evangelist. Der große deutsche Dichter wollte diesen Gedanken des Gottesmannes mit eigner philosophischer Analyse verbessern, indem er Faust darüber nachdenken läßt. „Nein" — sagt Faust, „Im Anfang war die That". Wenn Göthe seinen Faust in unserer Zeit schriebe, würde er letzteren wahrscheinlich sagen lassen: „Im Anfange war die Thatsache." Die Thatsache, das ist der Lieblingsbegriff der neuesten materiellen Philosophie, die Urzelle, aus welcher sie das Weltall aufbaut, der Grundpfeiler und der Ursprung alles dessen, was sie Wahrheit nennt.

Welche Unwahrheit! Die Wahrheit ist etwas Absolutes, und nur das Absolute kann die Grundlage des menschlichen Lebens sein. Alles übrige steht nicht fest, alles übrige verflüchtigt sich in schwankenden Bildern und Umrissen, kann also nicht als festes Fundament dienen. Die Thatsache ist etwas im wesentlichen Wirkliches, unauflöslich mit den Be-

dingungen der materiellen Natur Verknüpftes und in ihr allein denkbar. Kaum versuchen wir es, diese Thatsache aus ihrer materiellen Umgebung zu lösen, ihren geistigen Ausgangspunkt zu bestimmen, ihren wirklichen Sinn zu erfassen, — so verlieren wir uns schon in Irrgärten von Vermuthungen, Hypothesen, Mißverständnissen, die in dem Geist eines jeden besondern Forschers entstanden sind, — und fühlen unsre Ohnmacht, ihre *Wahrheit* zu erkennen. Deshalb liefert uns auch die Geschichte ein solch buntes Gemisch über jedes Ereigniß, über jede historische Persönlichkeit, sobald wir es versuchen, die geistige Bedeutung derselben zu analysiren. Die höchste Gewissenhaftigkeit der historischen Forschung kann nur nach dem Entwurf eines getreuen Bildes der Ereignisse und Handlungen in ihrer Verbindung mit zeitgenössischen Lebens- und Thätigkeitsbedingungen streben, nach der Feststellung einer Thatsache in ihrer möglichst vollständigen, materiellen Umgebung mit Ergründung der Ursachen, Folgen und treibenden Momente der geschichtlichen Thätigkeit. Es ist klar, daß die Wissenschaft hier künstlerisch sein muß, und jeder echte Historiker muß bei seiner Arbeit zum Künstler werden. Für die Kunst ist ein Ideal nothwendig; folglich hat der Historiker bei Würdigung der Ereignisse und handelnden Personen jedenfalls sein Ideal vor Augen, dessen Züge nicht bei jedem dieselben sind. Jeder ist geneigt, sich von seinem Ideal, d. h. seiner Vorstellung der Triebe, Thaten und menschlichen Einrichtungen fortreißen zu lassen. Zu den Ereignissen in ihrer Verbindung unter einander verhält sich der Historiker „kritisch" und der Charakter der Kritik bestimmt sich nach der Ausbildung der Weltanschauung eines Jeden. Das ist's weswegen die Beurtheilungen und Urtheile der historischen Kritik über die berühmtesten Persönlichkeiten und wichtigsten Ereignisse häufig so verschieden und sich widersprechend sind. Wen der eine gestern zum Himmel hob,

den entthront heute der andere, und umgekehrt, wen die historische Wissenschaft als ein Ungeheuer darstellte, in dem findet sie später Züge sittlicher Vortrefflichkeit. Schwerlich werden diese Schwankungen der historischen Kritik jemals enden; — denn ihr Ideal selbst zeigt schwankende Züge, und ändert sich mit jeder Generation der Gelehrten und Künstler.

Unendlich früher als die pragmatische Geschichte enstand aus der Tiefe des Volksbewußtseins und schöpferischer Kraft des Volks die *Legende*, die fortfährt, sich neben der Geschichte fortzubilden. Sie dient selbst als Quelle für die Geschichte und als Gegenstand der historischen Kritik, aber ungeachtet aller Kritik bleibt sie ein köstliches Eigenthum des Volkes, indem sie in sich die ganze Frische der unvermittelten Vorstellung bewahrt. Das Volk versteht sie, liebt sie und, wie wir hinzufügen wollen, fährt fort, sie zu schaffen, nicht nur deswegen, weil es dem Wunderbaren geneigt ist, sondern auch deshalb, weil es in ihr tiefe Wahrheit verspürt, absolute Wahrheit der Idee und des Gefühls, — eine Wahrheit, die ihm auch nicht die feinste und künstlerische kritische Analyse der Thatsachen liefern kann. Jene Helden des Volksgedichts, die die Geschichte zertrümmert, fährt das Volk zu ehren fort; in ihnen sind ihm köstlich die Züge des Ideals — eines Ideals an Kraft, Tugend, Reinheit, denn in diesen Idealen und nicht in den Menschen, nicht in den Ereignissen, nicht in den vergänglichen Lebenserscheinungen spürt das Volk die *absolute Wahrheit*. Die Gelehrten wollen das nicht verstehen, aber das Volk fühlt es mit der Seele, daß man diese absolute Wahrheit nicht materiell greifen, nicht sichtbarlich hinstellen, nicht nach Zahl und Maß bestimmen kann, — sondern daß man an sie *glauben* kann und muß, denn die absolute Wahrheit ist nur dem *Glauben* erreichbar. Es giebt nichts Vollkommenes, nichts Ganzes, nichts Einheitliches in den menschlichen Thaten,

Gefühlen und Trieben, denn jeder Mensch ist in sich gespalten und strebt nur zur Einheit, da er auf jedem Schritt strauchelt und fällt. Und wenn wir an jede Heldenthat, an jedes Ereigniß mit der historischen Analyse herangehen, — wird nichts stichhalten, wird es auch nicht einen einzigen Helden geben. Jeder großen That geht eine solche Kette sittlicher Schwankungen voraus, es schließt sie ein solches Gewebe verschiedengestalteter Empfindungen, Triebe, zufälliger Ereignisse, die den menschlichen Willen lenkten, änderten und durchkreuzten, ein, — daß für den prüfenden Verstand die Großthat, als einige und freie Bekundung des auf das Ideal gerichteten Willens, keinen Platz mehr behält. Aber in der Vorstellung des Volks erscheint die Heldenthat gerade als eine volle und lebendige Aeußerung der Kraft: So glaubt das Volk und ohne diesen Glauben kann es nicht leben, denn auf ihm ruht das ganze Leben des Menschen inmitten der Thränen, der Trauer, des Wehs und der Lüge, womit es materiell erfüllt ist.

Daher irren die, welche diesen Glauben im Volk zersetzen wollen, und ihn ihm unter dem Vorwand der Sorge für die vermeintliche historische Wahrheit nehmen wollen. Dem Menschen ist der Glaube an das Ideal der Wahrheit und des Guten nothwendig; — aber wie kann man diesen Glauben bewahren, wie ihn unterstützen, wenn er sich nicht in einem lebendigen Bilde verkörpert? Dieses Bild den Menschen nehmen, heißt ihnen den Glauben selbst nehmen, der sich in ihm ausdrückt, den Glauben an die absolute Wahrheit, an die lückenlose Vollkommenheit. Das ist's weshalb unter anderem die Lieblingslectüre des russischen Volks — das Leben der Heiligen, die Legenden der Märtyrer, die ganz aus lebendigen Bildern von Heldenthaten, Tugenden und sittlicher Vollkommenheit bestehen, ist. Jeder dieser heiligen Heroen war — ein Mensch mit allen Schwächen der menschlichen Natur, mit allem

Schwanken der Gedanken und des Willens, mit aller Niedrigkeit des menschlichen Falls, und wenn wir seine Seele enträthseln könnten, würden wir in ihr das ganze Geheimniß der ursprünglichen Sünde und die ganze Ohnmacht des Menschen im Kampfe mit sich selbst finden. Aber aus diesem Kampf ging der Heros als Sieger hervor; dieser Kampf vollzog sich im Namen der höchsten Ideale der Vollkommenheit, dessen Maß nicht auf der Erde, sondern im Himmel, im Gebiet des Absoluten ist, und die Heldenthat dieses Kampfes beschrieb mit lebendigen Zügen die ähnliche, mitfühlende Seele eines frommen Erzählers, die in die Beschreibung die lebendige Liebe zu derselben Wahrheit, den lebendigen Drang nach demselben Ideal hineintrug. Hierin verspürt das Volk Wahrheit und zweifelt nicht und glaubt zur selben Zeit, während die spürende Philosophie des gelehrten Forschers die Thatsachen prüft, und, indem sie in ihnen die materielle Wahrheit zu erkennen glaubt, bezüglich der geistigen Wahrheit, jener, die in der gläubigen Seele von selbst wiederklingt, — spöttisch fragt: „Wo ist Wahrheit?"

IV.

Im Mythos des Prometheus, der von Zeus gefesselt und an den kaukasischen Felsen angeschmiedet ward, muß man den Gedanken des neuesten Skepticismus in seinem Verhalten zur Idee des Allmächtigen Gottes, des Schöpfers des Weltalls erkennen. Das ist der Protest des stolzen Geistes gegen den allgemeinen Glauben an das Sein Gottes, die Verneinung des dem Stolze unerträglichen Gefühls der Ehrfurcht (reverentia) vor der Gottheit, der der Gottheit gewidmeten Ergebung und Anbetung. Was thut's, daß dies heilige Feuer von der Gottheit genommen, daß es der Gottheit entwandt wurde, daß die Menschheit durch dasselbe lebt, sich

erwärmt, fortpflanzt, — der Mensch mag nichts davon wissen und will, da er nun dasselbe sein eigen nennt, in Entfremdung von der Gottheit nach eigenem Willen leben.

Die Sphinx der alten Sage hielt am Scheidewege, und stellte jedem Wanderer ihr Räthsel. Wer es nicht errathen konnte, wurde ihr Opfer und stürzte in den Abgrund: Das Wunderthier bezwingen konnte nur der Weise, der die Lösung fand.

Was ist die Sphinx in unsrem Leben? Unser ganzes Leben ist eine unendliche, dem Anschein nach mechanische Kette von Erscheinungen und Ereignissen — (Thatsachen).

In schnellem Wechsel sich mit einander vereinend, bringen sie alle vorübereilend auf ihren Flügeln dem menschlichen Geist ihre Fragen, und jede Minute stellt im Kreislauf der Zeit die zu ihr gehörige Frage. Da ist die Weisheit des Geistes erforderlich, um auf sie zu antworten, sie zu lösen: Wer sie nicht besitzt, der wird Sklave der Thatsachen und Erscheinungen, — Sklave seiner Zeit — wenn er sich auch rühmt, ein Mann seiner Zeit zu sein. Die Thatsachen bedrängen ihn von allen Seiten, gewinnen die Herrschaft über ihn, — und es entsteht ein Mensch gewöhnlichen Gepräges (routineur), — er kommt soweit in der blinden Anerkennung der Thatsachen, daß in ihm endlich der letzte Funke des Lichts, das jedes Geschöpf, würdig des menschlichen Namens, durchleuchtet, erlischt. Wenn aber der Mensch den besten geistigen Trieben seiner Natur treu bleibt, wenn er es versteht, die Grundgedanken des geistigen Lebens herauszuerkennen und fest im Geist steht, ohne sich den Thatsachen zu unterwerfen, sondern über sie zu herrschen, dann passen sie sich gleichmäßig seinem Leben an, jede an ihrer Stelle: Nicht sie bezwangen ihn, sondern er sie . . .

Die Sphinx des alten Egypten ist nicht dieselbe, wie diejenige des alten Griechenland, trotzdem die eine wie die andere das Mysterium in der Menschenseele ausdrückt.

Die Sphinx der Egypter ist ein friedliches Wesen, halb Mensch, halb Thier. Vor dem Tempel, vor dem königlichen Grabmal empfindet der Mensch, wenn er an der langen Reihe der Sphinxe vorüberschreitet, die Nähe der Gottheit — und das Mysterium des Todes. Die Sphinx erscheint als ein Bild geheimnißvoller Betrachtung, die in sich selbst und in die Idee der Gottheit versenkt ist: die alten Egypter personificirten in ihr die Gottheit des Sonnenlichts.

Anders erscheint die Sphinx einer späteren Welt, die Schöpfung der Phantasie Griechenlands. Das ist ein Wesen dämonischen Ursprungs, eine Zeugung des Ungeheuers Typhon und der Echidna, eine Verkörperung der dunklen Macht des Tartarus und nicht der hellen Gottheit, ein wildes, grausames, zerstörendes Geschöpf. Auch in ihm drückt sich ein Mysterium aus, aber nicht dasjenige der in sich versenkten Beschauung, — sondern leidenschaftlicher, negirender, gewaltsamer und zerstörender Gedanken.

Auch diese Sphinx hört bis heut nicht auf, der Menschheit fürchterliche, geheimnißvolle Räthsel, — unlösbare Räthsel aufzugeben. Tausende von Köpfen bemühen sich die Lösung zu finden, das Räthsel des Lebens und der Religion zu beantworten, — und können es nicht. Aber jeder erfolglose Versuch der Lösung stürzt Verstand und Gefühl in neue Abgründe, und jedes Räthsel gebiert hunderte und tausende neue unlösliche Räthsel, — und vor der armen Menschheit klafft angesichts des Ungeheuers der Abgrund des Verderbens — sie stürzt in den Abgrund, wenn sie nicht auf dem Fels einfachen, festen Glaubens und klaren Denkens Halt macht . . .

V.

Die führenden Männer, die Stifter der Religionen, erkannten auf den Höhen ihrer Anschauung im System der Glaubenslehre die Idee der Gottheit und ihrer Beziehungen zum Menschen und schufen bei ihrer Einführung die äußeren Formen eines Cultus, die wiederum von derselben Idee durchgeistigt waren. Aber die Masse des Volkes wohnt in den Thälern, und das Licht der reinen Anschauung, das die Bergesgipfel bestrahlt, dringt nicht leicht bis zu ihr. In der Masse drückt sich die religiöse Vorstellung, das religiöse Gefühl in einer Menge von Riten und Ueberlieferungen aus, die von einem hohen Gesichtspunkt aus als Aberglaube und Götzencultus erscheinen könnten. Der strenge Glaubenseiferer empört sich und verlangt, mit gewaltsamer Hand dies äußere Gewand des Volksglaubens zu zerstören, ähnlich wie einst Moses das Kalb zerschlug, das von Aron auf die Bitte des Volkes zu der Zeit gegossen war, als der Prophet in hoher Anbetung auf dem Gipfel des Sinai weilte. So ist der bis zum Fanatismus gehende puritanische Eifer der Glaubenslehrer erklärlich.

Aber in diesem Gewand, in diesem nicht selten groben Gewand des Volksglaubens verbirgt sich der Kern des Glaubens selbst, fähig zur Entwickelung und Vergeistigung, verbirgt sich auch die ewige Wahrheit. In den Culten, den Ueberlieferungen, Symbolen und Riten — sieht die Volksmasse, die wirkliche und thatsächliche Verkörperung dessen, was ihr in abstrakter Idee nicht wirklich und nicht thatsächlich wäre. Wie dann, wenn wir mit der Zerstörung des Gewandes auch den Kern der Wahrheit vernichteten. Wie, wenn wir mit dem Unkraut zugleich auch die Aehre herausrissen? Wie dann, wenn wir mit dem Streben, den Volksglauben vom Aberglauben zu reinigen den ganzen Glauben zerstörten? Wenn die Formen, in denen der einfache Mann seinen Glauben an den lebendigen Gott

ausdrückt, uns verletzten, — so mögen wir bedenken, ob nicht auf uns das Gebot des göttlichen Lehrers sich bezieht: Sehet zu, daß Ihr nicht Jemand von diesen Kleinen, die an mich glauben, verachtet. In einem arabischen Gedicht finden wir folgende lehrreiche Erzählung des berühmten Lehrers Djelâleddîn: Als Moses einst eine Wüste durchwanderte, begegnete er einem Hirten, der eifrig zu Gott betete. Und er betete folgendermaßen: „O Herr, mein Gott, wenn ich nur wüßte, wo ich Dich finden könnte, um Dein Sklave zu werden. Wie gern wollte ich Dir Deine Sandalen anziehen, Deine Haare kämmen, Dein Kleid waschen, Deine Füße küssen, Deine Wohnung aufräumen, Dir Milch von meiner Heerde darreichen — so sehr verlangt mein Herz nach Dir!“ Moses erglühte in Zorn über diese Worte und sagte dem Hirten: „Du lästerst Gott. Der höchste Gott ist unkörperlich, er bedarf keines Kleides, keiner Wohnung, keines Dieners. Was faselst Du, Du Ungläubiger?“

Da verdüsterte sich das Herz des Hirten, weil er sich kein Wesen ohne Körper und ohne körperliche Bedürfnisse vorstellen konnte. Er ergab sich der Verzweiflung und hörte auf, Gott zu dienen.

Gott aber redete zu Moses und sprach: „Warum hast Du meinen Diener von mir getrieben? Jeder Mensch hat sich nach seiner Art, nach seiner Sprache, ein Bild von mir gemacht. Was dem einen gut ist, ist dem andern böse, dem einen ist es Gift, was für den anderen süßer Honig ist. Worte bedeuten nichts, ich blicke auf das Herz des Menschen.

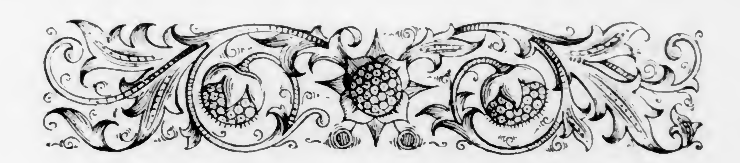
VI.

Der alte persische Dichter Muhamed Rûmi (13. Jahrhundert), ist der Verfasser des berühmten Gedichtes Masnava. Darin

finden sich bemerkenswerthe Verse über das Gebet, würdig einer gläubigen Seele.

„Jemand rief einst in der Stille der Nacht laut: O Allah! Satan aber sagte ihm: Schweige du Thor, hast du nicht genug leere Worte geschwatzt? Nie wirst du von der Höhe des Thrones eine Antwort erhalten, so oft du auch Allah rufen und eine betrübte Geberde zeigen magst."

Der Mensch ward traurig, Bitterkeit beschlich ihn und er ließ den Kopf hängen. Da erschien ihm der Prophet Kisr in einer Vision und sagte: „Warum hast du aufgehört, Gott anzurufen und bereust dein Gebet? Und der Mensch antwortete: „Ich hörte keine Antwort, keine Stimme sagte: Hier bin ich; nun fürchte ich, von der gnadenreichen Thür verstoßen zu sein." Und Kisr sagte ihm: „Dieses hat mir Gott befohlen: Geh' zu ihm hin und sage ihm: O du oft in Versuchung geführter Mensch! habe ich dich nicht zu meinem Dienst bestellt, gab ich dir nicht das Gebot mich anzurufen? Und mein Ruf „hier bin ich" ist dasselbe, was dein Ruf „Allah!" ist. Und deine Betrübniß, dein Streben und dein Eifer — das sind alles meine Boten an dich; als du mit dir selber rangst, als du um Hülfe riefest — zog ich dich durch deinen Kampf und durch dein Jammern zu mir, und erweckte dein Gebet. Deine Furcht und deine Liebe sind die Stützen meiner Gnade und in deinem einen Wort „O Herr!" hallt tausendfältig wieder: „Ich bin bei Dir!"



Macht und Obrigkeit.

Es giebt in den menschlichen Seelen eine im Gemüthe begründete Anziehungskraft, die eine Seele der anderen zu nähern strebt, ein tiefes Bedürfniß nach der Wechselwirkung zwischen zwei Seelen. Ohne diese Kraft wären die Menschen wie ein Haufen Sandkörner, die durch nichts untereinander verbunden, vom Winde in alle Weltgegenden zerstreut werden. Diese Kraft verbindet die Menschen unwillkürlich, ohne besonderes Einverständniß zu einer Gemeinschaft. Sie zwingt sie, aus ihrer Mitte irgend einen herauszusuchen, mit dem man zusammengehen, dem man gehorchen und von dem man sich leiten lassen könnte. Da diese Kraft von einem sittlichen Princip durchdrungen ist, bekommt sie die Bedeutung des Schöpferischen, wodurch sie die Massen zu großen Thaten vereinigt und erhebt.

Für die bürgerliche Gesellschaft aber ist diese freie und zufällige Wechselwirkung ungenügend. Das natürliche, das sozusagen instinktive Streben danach sucht, indem es sich verdichtet und concentrirt, einen Machthaber von unterbrochener Wirksamkeit, mit dem es sich vereinigen könnte, dem sich die Masse mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften unterordnen, durch den sie die An-

regung zu Thätigkeit und die Grundlage der Ordnung erhalten könnte, und in welchem sie inmitten aller Verkehrtheiten der Willkür einen Maßstab der Wahrheit fände.

So ist denn jede Macht ihrer Idee nach auf Wahrheit gegründet, und weil die Quelle und Grundlage der Wahrheit der höchste Gott und sein Gesetz ist, das in jeder Seele und in jedem Gewissen eingegraben ist — so erfüllt sich in seinem tiefen Sinn das Wort: „es giebt keine Macht, die nicht von Gott wäre."

Dieses Wort ist den unter ihr Stehenden gesagt, aber es wendet sich ebenso eindringlich an die Macht selbst. Daß doch jede Macht die ganze Bedeutung des Wortes erkennen möchte! Macht ist etwas Großes, Furchtbares, weil sie etwas Geheiligtes ist. Das Wort geheiligt bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung etwas Abgesondertes, dem Dienste Gottes Geweihtes. So ist denn die Macht nicht um ihrer selbst willen da, sondern um Gottes willen, sie ist ein Dienst, welchem der Mensch geweiht ist. Hieraus stammt die große, furchtbare Kraft der Macht und ihre grenzenlose, furchtbare Bürde.

Ihre Kraft ist nicht im materiellen Sinn, sondern im geistigen grenzenlos, weil es die Kraft der Ueberlegung und des Schaffens ist. Der erste Moment der Weltschöpfung war das Erscheinen des Lichts und seine Trennung von der Finsterniß. Ebenso ist die erste Verrichtung der Macht die Feststellung der Wahrheit und ihre Unterscheidung von der Unwahrheit; hierauf ist der Glaube an die Macht und das unaufhaltsame Streben der ganzen Menschheit nach derselben, gegründet. Wie häufig ist dieser Glaube betrogen worden und dennoch bleibt diese Quelle unangerührt und versiegt nicht, weil der Mensch ohne Wahrheit nicht leben kann. Hieraus entspringt auch die schöpferische Kraft der Macht, die Kraft, gute, wahre und verständige Menschen heranzuziehen, sie zu beleben und zu Thaten anzuregen. Der Macht gehört das erste und das letzte Wort, sie ist das A und O in den Werken des menschlichen Thuns.

Solange die Menschheit existiert, wird sie nicht aufhören, durch Macht oder durch Machtlosigkeit zu leiden. Die Gewaltthätigkeit, der Mißbrauch der Macht, ihre Unvernunft und ihr Eigennutz rufen Empörungen hervor. Immer, wenn die Menschen an dem Ideale der Macht irre werden, träumen sie davon, die Macht entbehren zu können und an ihre Stelle das Wort des Gesetzes treten zu lassen. Das ist aber ein leerer Wahn: auf den Namen des Gesetzes hin ersteht eine Menge eigenmächtiger Gruppen, die den Kampf um die Macht wieder aufnehmen, und die Zersplitterung der Macht führt zu noch schlimmeren Gewaltthätigkeiten, als es die früheren waren. So treibt die arme Menschheit in ihrem Suchen nach besseren Einrichtungen auf den Wellen eines uferlosen Meeres, wo ein Verderben das andere nach sich zieht, — steuerlos, ohne Land zu erblicken . . . .

Und dennoch — ohne Macht kann sie nicht leben. In der seelischen Natur des Menschen ist in dem Bedürfniß nach Gemeinschaft das Bedürfniß nach Macht tief verborgen. In jenem Augenblick, wo der Zwiespalt in seiner Natur, der Unterschied zwischen gut und böse hervortrat, begann in seiner Seele der ununterbrochene Kampf zwischen dem Hang zum Guten und Wahren, und dem Zug zum Bösen und zur Unwahrheit — da blieb keine andere Rettung als in einem höchsten Richter für diesen Kampf, in der Personifizierung des Machtprinzips der Ordnung und Wahrheit, eine Aussöhnung und Stütze zu suchen. Wie groß auch die Enttäuschungen, die Verführungen und Qualen durch diese Macht sein mögen, die Menschheit wird, so lange der Zug zum Guten und

Wahren und die Erkenntniß des eignen Zwiespaltes und der Machtlosigkeit noch lebendig ist, doch nicht aufhören an die Macht als Ideal zu glauben und Versuche zur Verwirklichung dieses Ideales anzustellen. Von den ältesten Zeiten an, bis auf unsere Tage, sprechen die Thörichten in ihrem Herzen: es giebt keinen Gott, keine Wahrheit, weder Gutes noch Böses, — ziehen andere Thoren zu sich herüber und predigen die Gottlosigkeit und die Anarchie. Die größere Masse der Menschheit aber bewahrt in sich den Glauben an ein höheres Lebensprincip, sucht inmitten von Thränen und Blut die Macht, wie ein Blinder einen Führer sucht, ruft sie in unerschütterlicher Rührung an, — und diese Hoffnung lebt, trotz ewigen Enttäuschungen und Irrungen.

So ist also die Macht ein ununterbrochenes Dienen und darum eigentlich eine That der *Selbstaufopferung*. Wie sonderbar aber klingen diese Worte bei den gangbaren Begriffen von der Macht. Es scheint, als müsse der natürliche Mensch Opfer fliehen und sie zu vermeiden suchen. Alle suchen aber im Gegentheil die Macht, streben nach ihr, kämpfen um sie, vernichten sich gegenseitig, und wenn sie die Macht erlangt haben, so freuen sie sich und triumphieren. Die Macht strebt nach *Entfaltung* und indem sie sich entfaltet, verfällt sie dem merkwürdigen Wahn — als sei sie um ihrer selbst willen vorhanden und nicht um des Dienstes willen. Und dennoch ist das unumstößliche, einzig wahre Ideal der Macht in Christi Wort enthalten: „wer unter euch der erste sein will, wird der Diener Aller sein." Dieses Wort gleitet an unseren Ohren vorüber, als ob es uns nicht anginge, sondern an eine bestimmte Gemeinde in Palästina gerichtet worden wäre — welche Macht aber, wie hoch sie auch sein möge, würde sich in Wirklichkeit, in der Tiefe ihres Gewissens nicht eingestehen, daß, je höher sie steht, je größer

der Kreis ihrer Wirksamkeit ist, desto schwerer auch ihre Fesseln werden, das große Register des öffentlichen Elendes, das mit Thränen, Weh und Kummer erfüllt ist, um so breiter sich aufthut, und von ihm aus das Wehgeschrei und Jammern über erlittenes Unrecht um so herzzerreißender erschallt. Die erste Bedingung der Macht ist der Glaube an sich selbst, d. h. an den eigenen Beruf. Heil der Macht, wenn sich dieser Glaube mit dem Bewußtsein der Pflicht und der sittlichen Verantwortlichkeit verbindet. Wehe der Macht, wenn sie sich von diesem Bewußtsein loslöst, sich auch ohne dasselbe als Macht fühlt und an sich selbst glaubt. Dann beginnt der Verfall der Macht, der bis zum Verlust dieses Glaubens an sich selbst, d. h., bis zur Erniedrigung und Zersetzung führt.

Die Macht, als Trägerin der Wahrheit, bedarf vor allen Dingen der Männer der Wahrheit, des energischen Verstandes, klarer Ueberlegung und des rechten Wortes, Männer, bei denen ja und *nein* nicht verschwimmen, sondern getrennt und selbstständig im Geiste entstehen und sich im Worte ausdrücken. Nur solche Männer können eine feste Stütze der Macht und ihre treuen Lenker sein. Glücklich die Macht, die diese Menschen zu erkennen, sie nach ihrem Werth zu schätzen und sie unbeugsam festzuhalten vermag. Wehe der Macht, der solche Männer zur Last sind, und die solche von biegsamem Charakter, schwankender Meinung und schmeichlerischer Zunge vorzieht.

Ein wahrer Mensch ist ein ganzer Mensch und duldet keinen Zwiespalt. Er blickt einem gerade in die Augen und in seinen Augen spiegelt sich *ein* Bild, *ein* Gedanke und *ein* Gefühl. Sein Aeußeres ist ruhig und unerschrocken und seine Rede schwankt nicht nach rechts und links. Sein Denken ist mit sich selbst übereinstimmend und kleidet sich in Worte, ohne erst zu erforschen, mit wessen Meinung es übereinstimmt, wem

es genehm ist, wessen Wunsche oder wessen Begehren es entspricht. Seine Rede ist einfach, sucht nicht krumme Wege und falsche Mittel, um überzeugend auszusprechen, was der Gedanke, der das Wort gebiert, doch als unwahr erkannt hat.

Anders ist der in seinem Denken unaufrichtige, doppelzüngige und schmeichlerische Mensch. Dieser sieht euch zwar in die Augen, doch in den seinen erblickt ihr nicht ihn allein, sondern noch ein anderer scheint aus denselben herauszuschauen und man ist unschlüssig, welchem von beiden man glauben soll. Wenn er spricht, so ist zwar seine Rede schön und feurig, aber in seinem Sinne heißt es: welchen Eindruck machte diese Rede auf euch, entspricht sie euren Wünschen und Begehren, und wenn ihr euren Beifall äußert, so dreht er sie geschickt und sagt, daß ihr sie eigentlich hervorbrachtet und daß er sie von euch entlehnt habe. Ein von euch hingeworfenes Wort ergreift er im Fluge, giebt ihm eine gewisse Form und stellt es als einen festen Gedanken oder als eine entschiedene Meinung hin. Je begabter solch ein Mensch ist, desto besser gelingt es ihm, euch zu benutzen und euch zu lenken. Tragt ihr ein Bedenken und seid unschlüssig, so hat er schon eine fertige Entscheidung bereit, die euch aus der Verlegenheit hilft und die Unruhe in die Ruhe der Selbstzufriedenheit verwandelt. Ihr zögert zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit liegt, er aber hat gleich Argumente und Formeln in Bereitschaft, die wohl imstande sind, euch zu überzeugen, daß das, was euch zweifelhaft schien, gerade die Wahrheit ist.

Das Papier ist geduldig — ist ein altes Sprichwort, das in jener Zeit entstand, als die Bekundungen fast ausschließlich zu Papier gebracht wurden und dieses nicht selten das einzige Material und Werkzeug der Rechtsverdrehung war. Es kam eine andere Zeit — das Papier blieb zwar im Gebrauch, doch die

mündliche Rede begann die Oberhand zu gewinnen, und man wird nun durch die Rechtsverdrehung in den Reden zahlloser Redner in Staunen gesetzt. Es entstand eine neue Schule, in der die Unwissenden ebenso wie die Klugen und Gelehrten die Redekunst erlernten, um die Wahrheit jedes beliebigen Gegenstandes zu beweisen und ein künstliches Spiel zu treiben, das auf die Eindrucksfähigkeit der Zuhörer berechnet war. Es entstand eine neue Gattung Menschen, aus deren Mitte nicht selten die Reihen der Staatsmänner, Richter und Pädagogen ergänzt werden. Glücklich der, dem es gelungen ist, in dieser Schule die Klarheit der Gedanken, die Gewissenhaftigkeit des Urtheils und die Fähigkeit zu bewahren, die Wahrheit in dem Nebel der allgemeinen Anschauungen und Formeln der neusten Sophistik zu erkennen; kurz — der in der Schule der Doppelzüngigkeit redlich und rechtlich geblieben ist.

Dem Träger der Macht muß das Bewußtsein der Würde der Macht gegenwärtig sein. Wenn er sie vergißt und nicht bewahrt, leidet die Macht und verändert ihre Beziehungen zu den Untergebenen. Mit der Würde ist die Einfachheit des Umganges mit den Menschen verbunden und muß von ihr untrennbar sein; sie ist nothwendig, um dieselben anzuregen, ihr Interesse zu beleben und die Aufrichtigkeit der Beziehungen zu erhalten. Das Bewußtsein der Würde bildet auch die Freiheit im Umgang mit den Menschen heraus. Die Macht muß in ihren gesetzlichen Grenzen frei sein, denn im Bewußtsein ihrer Würde kann es ihr nicht darum zu thun sein, wie sie wohl den anderen erscheinen, welchen Eindruck sie wohl hervorbringen mag und wie sie den Menschen begegnen soll. Das Bewußtsein der Würde muß aber von dem Bewußtsein

der Pflicht unzertrennlich sein: in demselben Maße als das Bewußtsein der Pflicht verblaßt, erzeugt das Bewußtsein der Würde, das übermäßig wächst und sich ausbreitet, eine Krankheit, die man Hypertrophie der Macht nennen könnte. Je weiter diese Krankheit um sich greift, um so mehr kann die Macht in einen Zustand sittlicher Umnachtung verfallen, in welchem sie sich selbst als durch sich selbst und für sich selbst bestehend erscheint. Das ist bereits der Beginn des Zerfalles der Macht.

Wenn der Vorgesetzte sich der Würde der Macht bewußt ist, darf er nicht vergessen, daß er als Spiegel und als Beispiel für alle Untergebenen dient. Wie er sich benimmt, so benehmen sich auch die anderen, sowohl in Betreff der Handlungen, als auch in der Art und Weise, mit dem Menschen zu verkehren, in der Arbeit, im Wirken, im Geschmack und in den Formen des Anstandes. Es wäre verkehrt zu glauben, daß die Macht, in dem Augenblicke, wo sie die Toga ablegt, sich gefahrlos unter das Alltagsleben der Menge mischen könnte.

Allein, indem der Vorgesetzte seine Würde wahrt, muß er auch die Würde seiner Untergebenen ebenso sicher bewahren. Ihre Beziehungen zu ihm müssen auf Vertrauen gegründet sein, da ohne Vertrauen kein sittliches Band zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen möglich ist. Wehe dem Vorgesetzten, der alles zu wissen und unmittelbar beurtheilen zu können wähnt, unabhängig von den Kenntnissen und der Erfahrung der Untergebenen; wenn er alle Fragen allein durch sein Machtwort und seine Befehle lösen will, ohne sich an die Gedanken und Meinungen der Untergebenen zu kehren, die in unmittelbarer Beziehung zu ihm stehen. In diesem

Fall wird er bald seine Machtlosigkeit gegenüber dem Wissen und der Erfahrung seiner Untergebenen fühlen müssen und das Ende vom Liede ist, daß er in vollständige Abhängigkeit von ihnen geräth. Das größte Unglück aber ist, wenn er der verderblichen Gewohnheit verfällt, keinen Widerspruch zu dulden: diese Eigenschaft findet sich nicht nur bei beschränkten Geistern, sondern oft auch bei den klügsten und energischsten, nur unverhältnißmäßig eingebildeten und selbstbewußten Persönlichkeiten. Der Gewissenhafte wird die Willkür und die Eigenmacht in den Entschlüssen scheuen: durch sie wird die Gleichgiltigkeit erzeugt, der Verderb der Bureaukratie. Die Macht darf nicht vergessen, daß hinter jedem Schriftstück ein lebendiger Mensch oder eine lebendige That steht und daß das Leben eine ihm zustehende Entscheidung energisch fordert und erwartet. In der geraden, rechtschaffenen und klaren Auffassung der Dinge muß sich die Wahrhaftigkeit der Persönlichkeit zeigen, dann aber auch Wahrheit in der Uebereinstimmung mit den sozialen, sittlichen und ökonomischen Bedingungen des Volkslebens und der Geschichte. Diese Wahrheit ist aber nicht vorhanden, wenn abstrakte Theorie und Doktrinen, die dem Leben mit seinen besonderen, mannigfaltigen Bedingungen und Erfordernissen fernstehen, der Macht als leitendes Princip dienen.

Je größer der Wirkungskreis eines Trägers der Macht, je complicirter der Mechanismus der Regierung ist, desto unentbehrlicher sind ihr subordinierte Beamte, die fähig sind, sich mit einer allgemeinen Richtung der Wirksamkeit nach einem gemeinsamen Ziele hin zu verschmelzen. Männer sind zu allen Zeiten und jeder Regierung nöthig, in unserer Zeit aber fast mehr denn je: heutzutage muß die Regierung mit einer

Menge neu entstandener und gefestigter Kräfte rechnen — sowohl in der Wissenschaft und Literatur, als auch in der Kritik der öffentlichen Meinung und in den öffentlichen Einrichtungen mit den ihnen eigenen Interessen. Die richtigen Männer ausfindig zu machen, ist die wichtigste Kunst der Regierung, die nächstwichtige ist — dieselben zu leiten und in die nöthige Disciplin der Thätigkeit einzuführen.

Die Auswahl der Männer erfordert Arbeit und die erst in der Arbeit erworbene Kunst die Eigenschaften der Menschen zu erkennen. Die Obrigkeit ist aber nicht selten dazu geneigt, diese Arbeit von sich abzuschütteln und sich mit äußeren und formalen Merkmalen der Eigenschaften zu begnügen. Die gewöhnlichsten Merkmale dieser Art sind Zeugnisse über die Absolvierung höherer Bildungsanstalten, die durch Examina erworben werden. Dieser Maßstab ist bekanntlich durchaus unrichtig und hängt von einer Menge Zufälligkeiten ab, beweist folglich an sich weder Kenntnisse, noch die Befähigung des Kandidaten zu dem Amt, für welches er verlangt wird. Er enthebt aber die Obrigkeit der Mühe, sich die Leute näher anzusehen und sie zu prüfen. Indem sich die Regierung nur dieses Maßes bedient, begeht sie Fehler, die der Sache schaden. Weder die Begabung und die Kenntnisse, noch die Bildung des Menschen hängt davon ab, ob man den Anforderungen des Lehrprogramms in einer Menge von Fächern der Lehranstalten genügt hat. Es giebt unzählige Beispiele, daß die besten Schüler zu nichts tauglich sind und die schlechtesten bedeutende Männer geworden sind. Sehr oft geschieht es, daß sich die Begabung eines Menschen erst in dem Augenblick offenbart, wo er mit der lebendigen Wirklichkeit der Geschäfte in Berührung tritt: bis dahin hat ihn die Wissenschaft, wie sie ihm im Unterricht und in den Vorlesungen geboten wurde, kalt gelassen, weil er in ihr kein reales Interesse spürte; das

ist die Geschichte der Entwickelung vieler großer Männer der Oeffentlichkeit.

Der Chef einer großen Verwaltung mit einem weiten Arbeitskreis kann nicht mit Erfolg wirken, wenn er seine Macht über das gebührende Maß hinaus unmittelbar auf die einzelnen Theile der Verwaltung ausdehnen will, indem er in die Einzelheiten der Geschäftsführung eindringt. Der energischste und erfahrenste Mann wird seine Kräfte unnütz zersplittern, und den Geschäftsgang an untergeordneten Instanzen hemmen, wenn er sich mit dem gleichen Eifer mit den wesentlichen Fragen, in welchen es ihm obliegt, die allgemeine Richtung anzugeben, und mit den minderwerthigen Dingen des laufenden Betriebes beschäftigt. Sein Platz ist an der Spitze der Geschäfte, von wo aus er den ganzen Kreis der untergeordneten Thätigkeit übersehen kann. Wenn er unmittelbar in alle Winkel und Ecken der Verwaltung eindringt, verliert er den Maßstab für seine Arbeit und seine Kraft, das Vermögen des weiten Gesichtskreises, vereitelt die in allen praktischen Unternehmungen nothwendige Arbeitstheilung und schwächt in den Untergebenen das sittliche Interesse der Wirksamkeit und das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit eines jeden für die ihm anvertrauten Angelegenheiten. Andererseits irrt der Chef, wenn er sich selbst die Wahl nicht nur der unmittelbar von ihm abhängigen Beamten vorbehält, sondern auch derjenigen, welche den Chefs der einzelnen Abtheilungen der Verwaltung untergeben sind: in diesem Falle übernimmt er etwas, was seine Kräfte übersteigt, und zwar nicht zum Heile des Ganzen, sondern nur zur Befriedigung seiner persönlichen Willkür und Eigenmacht. Der Leiter einer jeden einzelnen Abtheilung trägt die Verantwortung für das

Gedeihen der ihm anvertrauten Arbeit, und ihm das Recht entziehen, seine Mitarbeiter und Gehülfen nach eigenem Ermessen zu wählen, — heißt, ihm die Verantwortung für den erfolgreichen Gang des Geschäftes nehmen, seine Autorität untergraben und seine Freiheit im gesetzlichen Kreis seiner Wirksamkeit einengen.

Zum Unglück bemächtigt sich des Vorgesetzten, im selben Maße als das sittliche Princip der Macht in ihm schwindet, die Leidenschaft des Patronats, die Leidenschaft, den Gönner zu spielen und höhere und niedere Stellen und Aemter zu vertheilen. Diese Leidenschaft verursacht viel Unglück, das aber heuchlerisch mit dem Scheine der Gutmüthigkeit und des Wohlthuns nothleidenden Menschen gegenüber verhüllt wird. Der Trieb dieser Wohlthätigkeit verbindet sich häufig mit dem Wunsche, den Großen der Welt, die ihren Klienten Wohlthaten zukommen lassen wollen, vor anderen etwas zu Gefallen zu thun. Die Wohlthaten dieser Art werden oft auf Kosten des Gemeinwohles, der guten Einrichtung der dienstlichen Verwaltung, endlich auf Kosten der Staats- oder der öffentlichen Kasse vertheilt. Der Machthaber braucht sich nur zu vergessen, — so löst er sich auch vom Gedanken los, daß er berufen ist, der Wahrheit und dem Gemeinwohl zu dienen.

Die köstlichste Fähigkeit für einen leitenden Mann ist die organisatorische. Dieses Talent findet man selten, und es wird nicht durch Schulung erworben, sondern ist angeboren. Von Leuten dieser Art kann man dasselbe, wie von den Dichtern sagen, daß sie geboren und nicht gemacht werden (nascuntur, non fiunt). Man braucht nur zu bedenken, wie viele verschiedene Eigenschaften zusammenkommen müssen, um das organisatorische Talent zu bilden. In einem solchen Menschen verbindet sich

die Einbildungskraft mit der Fähigkeit, schnell die Mittel praktischer Wirksamkeit zu wählen. Er muß äußerst auffassungsfähig, einsichtsvoll und zugleich im Handeln entschlossen sein, den richtigen Augenblick zu fassen wissen, schnell in die Details einzudringen verstehen, ohne die leitenden Principien aus dem Auge zu verlieren; muß ein feiner Beobachter von Menschen und Charakteren sein, Menschen vertrauen können und zugleich nie vergessen, daß auch die besten Menschen nicht frei sind von niederen Instinkten und eigennützigen Trieben.

Glücklich ist der Lenker eines Staates, wenn es ihm gelingt, solch ein Talent zu erkennen und nicht in der Wahl zu irren. Ein Versehen ist möglich, und die Fälle sind nicht selten, in denen man in einem Menschen von hohem Geist und hoher Beredtsamkeit ein solches organisatorisches Talent zu besitzen wähnt. Doch diese beiden Talente sind nicht nur verschieden, sondern auch völlig entgegengesetzt. Logische Entwickelung der Gedanken, die Fähigkeit dialectischer Argumentation paaren sich fast niemals mit organisatorischer Begabung. Im Gegentheil erweist sich ein Mensch, der fähig ist, die Art und Weise des Handelns zu bestimmen und ihren Plan zu entwerfen, sehr oft als ganz unfähig, das beweiskräftig darzulegen, was in seinem Geiste die Handlung hervorrief. Dieses Talent offenbart sich nur in der Thätigkeit, während die Beredsamkeit, die durch die Logik ihrer Beweise und durch die Kritik fremder Meinungen auf die Geister wirkt, die Menschen schnell hinreißt und Entzücken und Staunen zugleich hervorruft.

Hoch und heilig ist die Bedeutung der Macht. Die ihres Berufes würdige Macht begeistert die Menschen und beflügelt ihre Thätigkeit: sie dient allen als Spiegel der Wahrheit, der

Würde und der Energie. Eine solche Macht zu sehen, ihre begeisternde Wirkung zu fühlen — ist für jeden Menschen, der die Wahrheit liebt, das Licht und das Gute sucht, ein großes Glück. Ein großes Unglück ist es, die Macht zu suchen und nicht zu finden, oder an ihrer Stelle die scheinbare Macht der Mehrzahl, des Haufens, die Willkür als das Trugbild der Freiheit zu erblicken. Fast noch betrübender ist es, eine Macht zu sehen, die des Bewußtseins ihrer Pflicht, des eigentlichen Sinnes ihres Berufes verlustig gegangen ist, eine Macht, die unter dem Schilde der obrigkeitlichen Majestät ihre Arbeit mechanisch und formell verrichtet. Sie braucht sich nur zu vergessen, damit ihre Zersetzung beginnt. Die Formen des Betriebes bleiben bestehen, nach wie vor drehen sich die Räder des Mechanismus, doch der Geist des Lebens ist aus ihnen entschwunden. Allmählich erlahmt auch das Bestreben, die wohlvorbereiteten und fähigen Menschen zu jeder Arbeit auszusuchen, sie werden nicht mehr auserlesen, sondern durch zufällige Impulse und Interessen, die mit der Sache in keinem Zusammenhang stehen, in ihr Amt eingesetzt. Dann schwindet aus dem Betriebe die Ueberlieferung, die von erfahrenen und der Sache ergebenen Personen bewahrt wurde, es wird die Schule durchbrochen, die neue Arbeiter durch die Erfahrung der alten heranzieht, und die Menschen, die der Sache um ihres eigenen Interesses, und um ihrer Carrière willen dienen, hinterlassen nirgends dauernde Spuren ihrer Arbeit, weil sie in der Jagd nach Höherem einander fortwährend ablösen.

Zu jeder praktischen Thätigkeit ist Kunstfertigkeit erforderlich, die diese Thätigkeit belebt; die Kunstfertigkeit erwirbt man aber durch verständige und gewissenhafte Arbeit, wobei eine Anleitung durchaus nothwendig ist. Jede Einrichtung, die zu praktischer Wirksamkeit bestimmt ist, ist also zugleich eine Schule, in welcher Generationen neuer Arbeiter unter der Anleitung der alten die Kunst des Handwerks erlernen. Darauf stützt sich das innere Interesse eines jeden Betriebes und die sittliche Kraft, die es beleben muß. Unter solchen Bedingungen kann die Einrichtung wachsen und sich vervollkommnen, da ihr eine weite Perspective eröffnet ist: hier ist Spielraum für Erwartungen und Hoffnungen, hier ist ein Weg, auf dem man vorwärts schreiten kann. Wenn aber die Institution erstarrt und abstirbt, sich auf gewöhnliche Formalitäten beschränkt, hört sie auf, eine Schule der Kunstfertigkeit zu sein und verwandelt sich in eine Maschine, bei welcher gemietete Arbeiter sich ablösen. Die Perspective verengt sich, man hat keinen Ausblick mehr, und das Vorwärtsstreben hört auf. Das kann das Schicksal neuer Einrichtungen sein, die mit der Vielgestaltigkeit des öffentlichen und bürgerlichen Lebens zunehmen. Solch ein Aussehen bekommt die Schule, trotz der großen Zahl der Schüler, Lehrer und Lehrgegenstände, wenn man gezwungen ist, die Lehrstühle mit schlecht vorbereiteten, unfähigen Lehrern zu besetzen, die handwerksmäßig um des lieben Brotes willen unterrichten: der Geist des Lebens schwindet in ihr, und sie ist nicht mehr im Stande, die jugendliche Generation zu bilden und zu erziehen. In solch' einen Zustand geräth auch die Justiz, wie auch die Formen der Verhandlungen eingerichtet und vervollkommnet sein mögen, wenn sie aufhört, eine Schule fester Kenntnisse der Erfahrung und der Kunst des Richterstandes zu sein: die Formen verblassen und erstarren, der Geist des Lebens flieht aus ihnen und das Gericht selbst wird auch zu einer Maschine, bei der sich gemietete Arbeiter ablösen.

Die Vorstellung von der Macht ist bei den Menschen, die sie wünschen und suchen, ebenso verschieden wie die menschlichen Wünsche und Leidenschaften. In der breiten Masse, deren Denken sich auf das tägliche Leben concentrirt, wiegt das Streben nach *Verbesserung ihrer Lage* ohne weitere Erwägung vor. Ferner dient der *Ehrgeiz* als hauptsächlichster Ansporn Macht zu gewinnen. In jedem Menschen ist das Ich, wie klein und nichtig es auch sein möge, eines schnellen und grenzenlosen Wachsthums fähig, das bei einigen riesige Dimensionen annimmt: jeder, wie gering er auch sein mag, sieht, wenn er sich umschaut, noch kleinere Größen um sich her, denen es unter günstigen Umständen gelungen ist, auf den Giebel irgend eines Gebäudes zu gelangen, und die nun von dort aus wohlgefällig auf die unten wandelnde Menschheit herabblicken. Die Zugehörigkeit zu einer Menge, obgleich „deorum minorum gentium", ist für den kleinen Mann verführerisch; dann erscheinen am Horizont Gebäude von allen Größen, vom Dach des eignen kleinen sieht man lüstern auf dasjenige eines höheren, um da hinaufzuklettern — und nach dem Horizont zu spähen, wo noch höhere „dii majorum gentium" thronen . . . Es hat ja Beispiele eines solchen Aufstieges gegeben!

Derart sind die ausgetretenen Wege und Strömungen, in welchen sich die Einbildungskraft der geringen und mittleren Leute bewegt. Unter ihnen fragt sich selten einer: wer bin ich und bin ich auch der Arbeit gewachsen, die mir bei meiner Erhöhung zufällt? Kann ich sie bewältigen und wie werde ich für sie verantworten? Und wer sich diese Fragen stellt, bei dem erlöschen sie bald in der Glorie des eingebildeten Ruhmes, und der Fragende braucht sich nur mit den Vielen auf den Giebeln umher Sitzenden zu vergleichen, um sich zu beruhigen.

Doch wenn wir diese vielbenutzten Wege bei Seite lassen — wie mannigfaltig sind auch die reinen, hochgesinnten, leider ebenso trügerischen Bestrebungen nach Macht. Zwei Dinge sind hauptsächlich nöthig, um dem Menschen Weihe zur Macht zu geben. Das eine ist die urewige Regel: „*erkenne dich selbst*", das andere: „*erkenne deine Umgebung*". Sowohl das eine als das andere ist unumgänglich nothwendig, damit der Mensch seinen Willen bewußt bestimmen und wirken kann — wirken auf den Willen der anderen Menschen und die Ereignisse bewegen — sei es nun in einer weiten oder engen Sphäre. Die Wirksamkeit vollzieht sich in der Welt der *Wirklichkeiten*; die Gesetze des Verstandes sind zugleich die Gesetze der Natur und des Lebens. Wer diese Gesetze nicht kennt, ihnen keine Aufmerksamkeit schenkt, sich ihnen nicht anpaßt, der ist unfähig zu wirken.

Aber die Einbildungskraft des Menschen, wenn sie nur im abstrakten, ja im höchsten Streben der Seele erzogen ist und nicht in Wirklichkeiten, verführt den Menschen, wenn sie seinen Geist auf die Höhe erhoben hat, zu glauben, daß er zur Wirksamkeit fähig sei, indem sie ihm die verlockenden Bilder von Wahrheit und öffentlichem Wohl vorgaukelt. So erwächst im Menschen das trügerische Selbstvertrauen und kann allmählich sich zur Ueberzeugung an seine *Berufung* ausdehnen. Wenn sich aber damit der Glaube an einige allgemeine Ordnungen und Axiome verbindet, die, indem sie scheinbar von selbst wirken, nur noch eine Anpassung an die menschlichen Verhältnisse erfordern und dann an und für sich im Stande sind, Ordnung und Wahrheit aufzurichten — dann nimmt diese Zuversicht den Charakter eines Dogmas an, das die Seele aufregt und in ihr das leidenschaftliche Streben nach Macht — im Namen des höheren Princips der Wahrheit und der Wohlfahrt, in Wirklichkeit aber nur im Namen ihres Ich's erzeugt.

Ich werde befehlen — träumt so mancher Streber nach Macht — und mein Wort wird Wunder verrichten — er träumt es und wähnt, daß ein Machtwort wie ein Zauberstab durch sich selbst wirkt. Aber, beklagenswerther Mann! bevor du befiehlst, lerntest du zu gehorchen? Verstehst du auch ein Wort des Befehls oder des Widerspruches zu vernehmen, bevor du dein Machtwort von dir giebst? Hast du auch die Schule der Dienstpflicht durchgemacht, wo jeder Mensch an einem bestimmten Ort, zur festgesetzten Zeit gut und pünktlich eine gewisse Arbeit leisten muß, in Verbindung mit einer Menge Arbeiten, die anderen aufgetragen sind. Verstehst du auch, daß ein Befehl keine Minerva ist, die fertig dem Haupte Jupiters entstieg, für den du dich hältst, sondern das letzte Glied einer logischen Kette von Ursache und Wirkung?

Es giebt nun auch wohlgesinnte Menschen, denen ihre Phantasie Bilder guter Thaten ausmalt: man möchte doch so gerne Gutes wirken und ein Werkzeug des Guten sein. Aber ach, es genügt nicht ein guter Mensch zu sein, um das Verständniß zu haben, Gutes zu thun. Auch der Wohlthäter aus eigenem Besitz muß nach dem Evangelium schließlich die Erfahrung machen, daß es eine äußerst schwierige Aufgabe ist, einem Menschen Gutes zu erweisen — Gutes im wahren Sinne dieses Wortes. Wie sehr viel schwieriger ist es nun, Gutes zu thun aus dem Besitz von Macht, mit welchem ein Mensch nur belehnt ist. Es ist gut, wenn der Mensch, während er an sich und seine Macht denkt, keinen Augenblick vergißt, daß ihm die Macht zum Wohle der Gesammtheit und zum Nutzen des Staates übertragen worden ist; daß in der Sphäre seiner Wirksamkeit der Vorrath an Macht sich nicht in ein Füllhorn verwandeln kann und soll, aus welchem sich nach allen Seiten freigebige Gaben, verschiedenartige Belohnungen ergießen, und daß das ihm vom Staate über-

tragene Recht, über die Würdigkeit der Persönlichkeiten, über die Gerechtigkeit der Dinge und über die Fälle zu entscheiden, wo Hülfe und Mitwirkung erforderlich sind, sich in seinen Händen nicht zu einem System der Protection umwandeln kann und darf.

Die Versuchung ist aber groß, sowohl für den guten, als auch für den ehrgeizigen Menschen — und diese beiden Eigenschaften sind oft vereinigt: wie angenehm ist es, den Gönner zu spielen, von allen Seiten freundlichen und dankbaren Blicken zu begegnen! Läßt sich die Macht von dieser Lockung fortreißen, so kann sie das zur äußersten Schwächung führen, zum Verlust der Würde, zur Stumpfheit und — Niedrigkeit, zur Demoralisation der Untergebenen durch eine allgemeine Jagd nach Aemtern, nach Ehren, Orden und selbst Geldbelohnungen.

Das vornehmste Gesetz der Macht heißt: „ein richtiger Maßstab." Dieser giebt die Kraft, jeden nach seinem Werth zu beurtheilen und jedem nicht mehr und nicht weniger als sein Maß zu geben. Er lehrt die Menschenwürde in sich und anderen zu erfüllen und das Laster, das man nicht dulden darf, von menschlicher Schwäche, die Nachsicht und Stütze erheischt, zu unterscheiden. Er erhält die Macht auf der Höhe ihres Berufes, indem er dazu anregt, sich in die Menschen und die ihnen übertragene Arbeit hineinzudenken. Er verleiht dem von der Macht ausgehenden Befehl Festigkeit und giebt dem Machtwort schöpferische Kraft. Wer aber diesen Maßstab durch seine Gleichgültigkeit oder Trägheit verlor, der vergaß, daß er am Werk Gottes schafft, daß er sein Werk nachlässig verrichtet.



Die Kirche.

I.

Je deutlicher die specifischen Hauptzüge jedes Glaubensbekenntnisses dem Verstande werden, desto mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Einigung aller Glaubensbekenntnisse in einer künstlichen, erdachten Verständigung über Dogmen auf Grundlage gegenseitiger Nachgiebigkeit in unwesentlichen Dingen ein zweckloses und phantastisches Unternehmen sei. Das Wesentliche eines jeden Glaubensbekenntnisses kann man kaum ausdrücken, zu Papier bringen oder in eine bestimmte Formel fassen. Das Wesentliche, Beharrende und Kostbarste im kirchlichen Glauben ist ebenso ungreifbar und einer Definition unzugänglich, wie die Mannigfaltigkeit von Licht und Schatten, wie das Gefühl, das aus einer unendlichen Reihe auf einander folgender Empfindungen, Vorstellungen und Eindrücken zusammengesetzt ist. Das Wesentliche ist durch eine solche Menge feiner Wurzeln mit der psychischen Natur jedes Volksstammes und mit den in ihm enstandenen Principien der sittlichen Weltanschauung verwachsen und verflochten, daß man das eine vom anderen nicht lostrennen kann. Verschiedenen Volksstämmen und verschiedenen Confessionen angehörige Menschen

können sich in vielen Beziehungen bei einer Begegnung als Brüder fühlen und sich gegenseitig die Hände reichen; damit sie sich aber in derselben Kirche als Brüder fühlen und sich in der religiösen Gemeinschaft des Geistes vereinigen können — dazu müssen sie lange miteinander gelebt haben, sich gegenseitig in ihrer ganzen Lebensauffassung verstehen und untereinander mit den innersten Wurzeln der seelischen Tiefe verwachsen sein. So fängt zuweilen ein Deutscher, der lange in Rußland gelebt hat, unbewußt an, russisch zu glauben und sich in der russischen Kirche zu Hause zu fühlen. Dann tritt er zu uns über, wird einer der Unsrigen, seine Gemeinschaft mit uns ist eine vollständige, geistige. Daß aber diese oder jene protestantische Gemeinde, die uns ganz fern steht, uns nach dem Hörensagen beurtheilt, durch Bücher oder durch abstrakte Uebereinstimmung in den Dogmen und Gebräuchen in organischer Verbindung zu einer Kirche sich mit uns vereinigen und mit uns im Geiste einig werden könnte — das kann man sich nicht einmal vorstellen. Bis jetzt ist noch keine kirchliche Union gelungen, die auf Uebereinkunft gegründet wurde: früher oder später hat sich die falsche Grundlage dieses Bündnisses gezeigt, und seine Folge war überall nicht das Wachsthum der Liebe, sondern gegenseitige Entfremdung oder gar Haß.

Gott verhüte, daß einer den anderen um seines Glaubens willen tadelte: mag jeder so glauben, wie es ihm angeboren ist. Aber jeder hat eben seinen Glauben, in dem er sich heimisch fühlt, der ihm nach dem Herzen ist, und welchen er liebt; und man kann nicht umhin, wenn man zu einem anderen, gefühlsfremden Glauben herantritt, zu empfinden, daß man hier nicht zu Hause ist; hier ist es kalt und ungemüthlich, hier möchte ich nicht leben. Mag der Verstand uns auch durch abstrakte Reflexionen sagen: sie beten ja zu demselben Gott. Das Gefühl kann nicht immer mit solchen Erwägungen übereinstimmen;

zuweilen scheint es dem Gefühl, daß man in der fremden Kirche nicht zu demselben Gotte bete.

Vielleicht werden viele über derartige Empfindungen lachen, sie abergläubisch und fanatisch nennen. Doch das wäre sehr verkehrt. Das Empfinden täuscht nicht immer, in ihm verbirgt sich oft mehr Wahrheit als in der Ueberlegung.

Die protestantische Kirche und die protestantische Gläubigkeit erscheint dem Russen kalt und ungemüthlich. Da er den Glauben so liebt wie das Leben, so fühlt er, daß diese Kirche die seinige zu nennen, für ihn den Tod bedeute. Das ist ein unmittelbares Gefühl. Doch dieses Gefühl hat viele, gewichtige Gründe. Hier mag einer von ihnen folgen, der durch seine Augenscheinlichkeit überrascht.

In einer theologischen Polemik, in religiösen Streitigkeiten, ist für das Gewissen eines jeden Menschen und jedes Stammes eine der Grundfragen die Frage nach den Werken. Was ist wichtiger, der Glaube oder die Werke? Es ist bekannt, daß die römischen und protestantischen Theologen bis jetzt über diese Frage disputieren. Der verstorbene Homjakow hat in seinen theologischen Schriften ausgezeichnet dargethan, bis zu welchem Grade diese scholastisch-absolute Fragestellung trügerisch ist. Die Vereinigung von Glauben und Werken ist ebenso wie die Identifizierung des Wortes mit dem Gedanken, der That mit dem Wort, ein der menschlichen Natur unerreichbares Ideal, wie alles Absolute unerreichbar ist . . . ein Ideal, das die gläubige Seele ewig reizt und anzieht. Der Glaube ohne Werke ist tot; ein Glaube wider die Werke quält den Menschen im Bewußtsein innerer Lüge, doch vor der unumfaßbaren Welt des Aeußerlichen, die den Menschen umgiebt, und vor dem Antlitz der Ewigkeit — was bedeutet das Werk, oder allerhand Werke — was bedeuten sie — ohne Glauben?

Zeige mir Deinen Glauben in Deinen Werken — ist eine erschreckende Frage. Wie soll sie der Gläubige beantworten, wenn man ihn prüfend fragt in der Absicht, zwischen Wahrheit und Werken zu unterscheiden? Nehmen wir an, daß diese Frage einem Rechtgläubigen*) von einem Protestanten gestellt wird. Was wird ihm der Rechtgläubige antworten? Er wird wohl den Kopf hängen lassen müssen. Er fühlt, daß er nichts zu zeigen hat, daß nichts in Ordnung, nichts recht begonnen ist, kurz, daß alles nur Bruchstück ist. Nach einigen Augenblicken kann er aber den Kopf erheben und sagen: wir sind sündige Menschen, und haben nichts zu zeigen, aber auch du bist kein Gerechter. Komm aber selbst zu uns, lebe mit uns, dann wirst du unseren Glauben kennen lernen, unser Gefühl verstehen und uns vielleicht lieb gewinnen. Unsere Werke aber, die wir gethan, kannst du dir selbst ansehen. Nach einer solchen Antwort werden neunundneunzig von hundert mit verächtlichem Lächeln sich von uns wenden. Im Grunde liegt die ganze Sache nur darin, daß wir dem Glauben gegenüber unsere Werke nicht zu zeigen verstehen und es auch nicht wagen.

Sie aber zeigen dieselben. Sie verstehen es, sie zu zeigen, und die Wahrheit zu gestehen, haben sie auch etwas zu zeigen, Werke und Einrichtungen, von Jahrhunderten geschaffen, bewahrt und gefestigt in vollkommener Ordnung. Sehet, — sagt die katholische Kirche, sehet, was ich bedeutete und im Leben jener Gemeinschaft noch bedeute, die auf mich hört und mir dient; was ich geschaffen habe und was durch mich besteht. Hier sind Werke der Liebe, des Glaubens, des Apostolats, hier Thaten des Märtyrerthums, hier die getreuen Schaaren, einer für alle, die ich aussende nach allen Enden

*) Rechtgläubig = orthodox, Bezeichnung für die zur russischen Staatsreligion Gehörigen. Anm. d. Uebers.

der Welt. Ist es nicht offenbar, daß der Segen von Anbeginn bis zu dieser Stunde auf mir ruht?

Sehet, sagt die protestantische Kirche, ich dulde keine Lüge, keinen Betrug, keinen Aberglauben. Ich bringe die Handlungen in Harmonie und den Verstand in Uebereinstimmung mit dem Glauben. Ich habe durch den Glauben die Arbeit, die Lebensbeziehungen und die Familie geheiligt, durch den Glauben rotte ich Müßiggang und Aberglauben aus und führe Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und öffentliche Ordnung ein. Ich lehre täglich, und meine Lehre, die dem Leben nahe steht, erzieht Generationen zur Gewöhnung an ehrliche Arbeit und zu guten Sitten. Die Menschheit ist berufen, durch meine Lehre sich zu erneuern in der Tugend und der Wahrheit. Ich bin berufen, Irrlehre und Heuchelei mit dem Schwerte des Wortes und der That zu vertilgen. Ist es nicht offenbar, daß Gottes Gnade mit mir ist, weil ich die wahre Erkenntniß der Religion habe?

Die Protestanten streiten bis heute mit den Katholiken über die dogmatische Bedeutung der Werke in Bezug auf den Glauben. Aber bei vollständigem Gegensatz der theologischen Fassung dieser Frage stellen doch beide die Werke an die Spitze ihrer Religion. Nur bei den Katholiken dienen die Werke zur Rechtfertigung, zur Sühne, zum Beweis des Segens. Die Lutheraner hingegen betrachten die Werke, und in Verbindung damit die Religion selbst, vom praktischen Gesichtspunkt. Die Werke werden so zu sagen bei ihnen zum Zweck, um dessentwillen die Religion existirt, zum Probierstein, an welchem die religiöse und kirchliche Wahrheit geprüft wird, und das ist der Punkt, in welchem unser religiöser Gedanke mehr als in allen anderen mit dem protestantischen auseinandergeht. Zweifelsohne bildet die eben ausgesprochene Anschauung in der lutherischen Kirche keine dogmatische These,

doch ist ihre ganze Lehre damit durchtränkt. Unstreitig hat sie eine sehr wichtige praktische Seite für das diesseitige Leben, für diese Welt; und deshalb sind viele, sogar von den Unsrigen, bereit, zuweilen unserer Kirche die protestantische als Muster und Ideal hinzustellen. Der Russe aber mit seiner tief gläubigen Seele wird sich eine solche Anschauung nie zu eigen machen. Heiliges Leben ist immer nützlich, heißt es auch in einem apostolischen Wort, doch das ist nur eine der natürlichen Eigenschaften der Frömmigkeit. Der Russe weiß vor allen Dingen, daß man im Glauben leben muß und fühlt, wie wenig der Glaube mit seinem Leben in Einklang steht. Das Wesen und das Ziel des Glaubens verlegt er aber nicht in's praktische Leben, sondern in die Errettung der Seele und sucht mit der Liebe des kirchlichen Bundes alle zu umfassen — vom im Glauben Gerechten bis zum Missethäter, dem ungeachtet seiner Thaten in einem Augenblick vergeben ward.

Dieser praktische Grundzug des Protestantismus prägt sich nirgends deutlicher aus als in der anglikanischen Kirche und im Geist der religiösen Anschauung der englischen Nation. Es stimmt auch mit dem Charakter dieses Volkes, wie er sich in seiner Geschichte herausgearbeitet hat, überall die Gedanken und die Thätigkeit auf praktische Ziele zu richten, standhaft und beharrlich nach Erfolg zu streben und immer die Mittel und Wege ausfindig zu machen, welche am nächsten und sichersten zum Ziele führen. Dieses natürliche Streben muß sich nothwendigerweise eine sittliche Grundlage suchen und sich eine sittliche Theorie schaffen; es ist nicht zu verwundern, daß die sittlichen Principien in der dem Charakter entsprechenden, religiösen Anschauung ihre Weihe fanden. Diese Religion heiligt zweifellos die sittliche Grundlage der Thätigkeit, lehrt, wie man auf Erden zu leben und zu handeln habe und fordert

Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und Wahrheit. Man kann nicht umhin, mit diesen Sätzen übereinzustimmen. Aber von diesem Grundsatz aus geht die praktische Anschauung der Religion direct zur Frage über: was hat denn derjenige für eine Religion, welcher in Müßiggang lebt, unehrlich und verlogen, ausschweifend und sittenlos ist und sich selbst nicht zu erhalten weiß? Solch' ein Mensch ist ein Heide und kein Christ; nur derjenige ist Christ, der nach dem Gesetze lebt und die Kraft des christlichen Gesetzes bezeugt.

Diese Betrachtung ist anscheinend logisch correct. In wessen Seele aber entsteht nicht die Frage: Wo bleiben denn nun in der Welt und in der Kirche Zöllner und Sünder, die nach dem Worte Christi nicht selten die Gerechten im Reiche Gottes übertreffen?

Natürlich wäre es sonderbar anzunehmen, daß solch eine Ansicht über die Religion eine positive Formel des Kirchenglaubens in England sei. Diese Formel wäre ja eine deutliche Verneinung der evangelischen Lehre. Doch gerade dies ist der Geist der religiösen Anschauung vieler gewissenhafter und eifriger Vertreter der sogenannten „nationalen, kirchlichen Einrichtung," welche die anglikanische Kirche als vorzügliches Bollwerk des Staates — bulwark of State — und als tiefsten Ausdruck des nationalen Geistes vertheidigen und preisen. In der englischen Litteratur, sowohl in der geistlichen, als auch in der weltlichen spricht sich diese Anschauung zuweilen in so schroffen Formen und Worten aus, daß der russische Leser mit einem Unwillen, der bis zum Grauen geht, davor Halt macht.

Es giebt ein Werk, welches seiner Tiefe und seiner verständigen Gedanken wegen bemerkenswerth ist, und von einem augenscheinlich gläubigen Manne, der innerlich und voll Eifer seiner Kirche ergeben ist, verfaßt ist. Folgendes ist hier über die Religion gesagt:

„Einige Religionen sind offenbar dem Gefühl der Pflicht gegen die Oeffentlichkeit nicht günstig. Andere stehen zu ihm in gar keiner Beziehung; von den Religionen aber, welche diesem Gefühle geneigt sind, (und das sind mehr oder weniger alle Formen des christlichen Glaubens) wirken die einen mit besonderer, andere mit geringerer Kraft darauf. Man kann sagen, daß in diesem Sinne diejenigen Religionen am mächtigsten wirken, in welchen die Gestalt eines unendlich weisen und mächtigen Gesetzgebers alles beherrscht. Sein persönliches Dasein ist für den menschlichen Geist unerforschlich; er erschuf aber die Welt so, wie sie ist, erschuf sie für ein Geschlecht verständiger, beständiger und geistesstarker Menschen; für solche, die selbst nicht thöricht und nicht feige sind, auch die Thörichten und Feigen nicht achten, die genau wissen, was ihnen noth thut, und mit Entschlossenheit alle gesetzlichen Mittel anwenden, um es zu erreichen. Das ist die Religion, die zwar unausgesprochen, aber doch tief festgewurzelt die Ueberzeugung der englischen Nation in ihren besten und ehrbarsten Vertretern ist. Sie sind der Amboß, auf dem schon eine Anzahl von Hämmern zersplittert sind und noch viel mehr zersplittern werden, ungeachtet der Enthusiasten und humanistischen Träumer." (Stephen, Liberty, equality, fraternity.) Bis zu solchem Begriff von Religion kann sich das Denken eines überzeugten, englischen Protestanten versteigen! Die angeführten Worte enthalten im Grunde die direkte Verdrehung der Worte des Evangeliums; sie scheinen auszudrücken: selig sind, die mächtig und stark in Werken sind, denn das Reich ist ihr. Jawohl, sagen wir, das irdische Reich, nicht aber das Himmelreich. Der Verfasser macht hier keinen Unterschied, er scheidet nicht das Irdische vom Himmlischen. Was für eine furchtbare, entsetzliche Lehre!

Eine solche Stimmung des religiösen Denkens war unstreitig in den protestantischen Ländern, besonders in England, von höchster praktischer Bedeutung, und man muß in diesem Sinne zugeben, daß der Protestantismus bei den Völkern, deren Natur er entsprach, und die ihn annahmen, ein mächtiger Hebel zur allgemeinen Entwickelung geworden ist. Ist es aber nicht zugleich auch klar, daß manche Völker ihrer Natur nach ihn durchaus nicht annehmen und sich ihm nicht unterordnen können, weil sie gerade in dieser Anschauung des Protestantismus nicht eine lebensvolle, religiöse Grundlage finden, in ihr nicht eine Einheit, sondern eine Spaltung des religiösen Bewußtseins, nicht eine lebendige Wahrheit, sondern ein Verstandesprodukt und eine listige Täuschung sehen.

„Wehe den Schwachen! Wehe den Besiegten!" Gewiß, in diesem Leben ist es eine unabänderliche Wahrheit, und die Regel der Lebensweisheit lautet: Kämpfe, suche mächtig zu werden und dich mächtig zu erhalten, wenn du leben willst; für den Schwachen ist auf Erden kein Platz. Aber dieser Lebensregel eine absolute, sozusagen dogmatische Kraft im religiösen Sinn zu verleihen, — das ist es, was unsere Seele nicht begreifen kann, wie sie auch die dem Protestantismus verwandte, schreckliche calvinische Lehre nicht fassen kann, daß einige von Ewigkeit her zur Tugend, zum Ruhme, zur Erlösung, zur Glückseligkeit berufen, andere aber verdammt sind, was sie auch im Leben thun mögen, in die Tiefe der Verzweiflung und ewiger Qualen zu sinken.

Es ist furchtbar, diejenigen englischen Schriftsteller zu lesen, bei denen diese Saite des anglikanischen Protestantismus besonders mächtig klingt. Bei Carlyle z. B. steigert sich die Verehrung der Kraft und des Talents des Siegers und die Verachtung des Besiegten bis zum begeisterten Pathos. Wenn

er seine Helden, die starken Menschen betrachtet, sieht er in ihnen die Fleischwerdung des Göttlichen und spricht mit feinem, verächtlichem Spotte von jenen Schwachen, Unglücklichen und Gefallenen, die vom Siegeswagen zermalmt wurden. Sein Held verkörpert in sich die Idee des Lichts und der Ordnung in der Finsterniß und Unordnung des kosmischen Chaos; sein Held baut sein Universum, und alles, was ihm in den Weg kommt, sich ihm nicht unterwirft und ihm dient, oder Kraft genug besitzt, ihn zu bekämpfen, geht nach Verdienst und Gerechtigkeit unter. Das grandiose Talent Carlyle's bezaubert den Leser, doch wird es uns schwer, seine historischen Gedichte zu lesen, und zu sehen, wie oft der Name Gottes unnützerweise im Kampf des Starken mit dem Schwachen von ihm angewendet wird.

Bei den Heiden der klassischen Zeit, sogar bei diesen ging zuweilen ein Narr neben dem Siegeswagen her, welcher als Vertreter des sittlichen Princips nicht den Besiegten, sondern den Sieger mit seinen Scherzen verfolgen mußte.

Am allerschwersten wird es uns aber, Froude zu lesen, den berühmten Historiker der englischen Reformation, den hervorragendsten unter den Historikern, und den Vertreter der englischen nationalen Principien in der Kirche und Politik. Carlyle ist wenigstens Dichter, Froude aber spricht im ruhigen Tone des Historikers, liebt die Dialektik und es giebt keine Gesetzwidrigkeit, die er nicht mittels seiner Dialektik zu Gunsten seiner Lieblingsidee, rechtfertigt; es giebt keine Heuchelei, die er nicht zu Wahrheit umwandelte, indem er die Zweckmäßigkeit der Reformen und die Aufrichtigkeit ihrer hauptsächlichsten Urheber nachweist. Er steht unerschütterlich und fanatisch auf den Grundsätzen der anglikanischen Glaubenslehre und betrachtet als hauptsächliches Fundament derselben das Bewußtsein der Pflicht gegenüber der Gesellschaft, die Ergeben-

heit gegen die Staatsidee und das Gesetz und die unerbittliche Verfolgung des Lasters, des Verbrechens, des Müßiggangs und alles dessen, was Pflichtvergessenheit ist. Das ist alles im Bereich des Menschlichen ausgezeichnet; wie sollte man aber einen solchen Grundsatz als Basis und Ziel der religiösen Anschauung annehmen, wenn man bedenkt, daß jedem dieser bedeutungsvollen Worte, wie Pflicht, Gesetz, Laster und Verbrechen, jede Partei in jedem Augenblick eine besondere Bedeutung verleiht und daß man unter den Menschen heute das wahr und heldenhaft nennt, was man morgen als Lüge und Verbrechen ahndet. Für Barmherzigkeit und Mitleid ist in der Glaubenslehre Froude's kein Raum: wie kann man Mitleid mit dem Unwillen über das, was man zum Laster, Verbrechen und zur Gesetzesübertretung rechnet, vereinbaren? Bei Erwähnung der schrecklichen Strafen, die damals so oft Unschuldige gleich den Schuldigen erleiden mußten, sagt der strenge Richter der menschlichen Handlungen folgendes über sein Volk: „die Engländer sind ein strenges und hartes Volk, sie kennen kein Mitleid, wenn kein gesetzmäßiger Grund vorliegt; dagegen sind sie von heiligem Grauen vor Frevelthaten erfüllt, — einem Gefühl, das je nach seiner Entwickelung in der Seele dieselbe härtet und einen eisernen Charakter schmiedet. Ein sittenstrenger Mensch ist nur dann zur Nachsicht geneigt, wenn das Gute noch inmitten des Bösen Raum hat und noch mit dem Bösen kämpft; in Anbetracht aber völliger Verderbniß ist gar kein Mitgefühl denkbar; es ist nur dann möglich, wenn wir in unserem Herzen Verbrechen und Unglück verwechseln."

Welche Verachtung muß jener Verfasser für den russischen Mann hegen, in dessen Herzen in der That solch eine Verwechselung stattfindet, und der seit undenklichen Zeiten den Verbrecher einen Unglücklichen nennt.

Wie jeder persönliche Charakter und jeder Volkscharakter, so hat auch der Charakter jeder Kirche, im Zusammenhang mit dem Volk, das sich zu ihr bekennt, seine Vorzüge und Nachtheile. Die Verdienste des Protestantismus haben sich in der Geschichte des deutschen und angelsächsischen Volkes zur Genüge erwiesen. Der puritanische Geist hat das heutige Britannien geschaffen. Das protestantische Princip führte Deutschland zu Macht, zu Disciplin und Einheit. Andererseits aber hat es solche Mängel, enthält solche Bestrebungen religiösen Selbstgefühls, daß es uns unmöglich sympathisch sein kann. Der Protestantismus ist, wie jede geistige Macht, gerade dort am meisten zum Verfall geneigt, wo er seine eigensten geistigen Wurzeln vermuthet. Indem er nach absoluter Wahrheit, nach Reinigung der Glaubenslehre und der Verwirklichung des Glaubens im Leben strebt, — ist er zu sehr geneigt, an seine eigene Wahrheit zu glauben und sich zu ihrer stolzen Verehrung und zur Verachtung jeder anderen Glaubenslehre, die er der Lüge gleichstellt, hinreißen zu lassen. Hier liegt einerseits die Gefahr vor, der Heuchelei und dem pharisäischen Hochmuth zu verfallen. Und in der That vernimmt man in der protestantischen Welt nicht wenig Stimmen, welche mit Bitterkeit bekennen, daß die Scheinheiligkeit der wunde Punkt des strengen Lutherthums ist. Andererseits hat der Protestantismus in seiner weiteren Entwickelung, trotz der Verkündigung der Duldsamkeit der Gedanken- und Glaubensfreiheit, die Neigung zu einer besonderen Art des Fanatismus gezeitigt, — den Fanatismus des stolzen Verstandes und des selbstbewußten Gerechtigkeitsdünkels allen übrigen Arten des Glaubens gegenüber. Der strenge Protestant verachtet jede Glaubenslehre, die ihm als nicht geläutert, ungeistig, voller Aberglaube und äußerlicher Ceremonien erscheint, die er alle schon abgeworfen hat wie Sklavenfesseln, wie ein Kinderkleid, wie ein Merkmal der Be-

schränktheit. Nachdem er sich selbst einen Codex von Glaubenssätzen und Gebräuchen zusammengestellt hat, hält er sein Bekenntniß für das Bekenntniß der Auserwählten, Erleuchteten und Verständigen und alle diejenigen, welche sich noch zur alten Kirche bekennen, ist er geneigt, für niedriger stehende Menschen zu halten, die nicht im Stande sind, sich zu wahrhafter Erkenntniß zu erheben. Diese verächtliche Stellung gegenüber anderen Glaubenslehren äußert sich vielleicht unbewußt im Protestantismus, doch ist sie für Andersgläubige zu sehr fühlbar. Keine Religion ist frei von einer kleineren oder größeren Neigung zum Fanatismus; doch ist es lächerlich, wenn Lutheraner uns des Fanatismus beschuldigen. Bei aller Toleranz gegenüber anderen Religionen, die unserem nationalen Charakter eigen ist, kommen natürlich einzelne Ausnahmefälle von engherzigen kirchlichen Anschauungen vor, doch nie hat sich eine derartige Verachtung geäußert, wie sie der strenge Lutheraner den für ihn unverständlichen, für uns aber mit tiefer geistiger Bedeutung erfüllten Gebräuchen unserer Kirche und den Eigenthümlichkeiten unseres Glaubens entgegenbringt.

II.

In nichts zeigt sich der Unterschied zwischen dem Geist und Charakter des anglo-sächsischen Volkes und z. B. des russischen so deutlich, wie in der Kirche. In der englischen Kirche kommt wohl dem Russen eher als sonst irgendwo der Gedanke: wie gut hier vieles ist, und dennoch — wie freue ich mich, daß ich in Rußland geboren bin und dort lebe. In unserer Kirche kann man alle Standes- und gesellschaftlichen Unterschiede vergessen, sich vom Irdischen loslösen und sich vor Gottes Angesicht mit der Volksmenge verschmelzen. Unsere Kirche ist meistentheils aus Mitteln des Volkes ge-

gründet, so daß man den Rubel vom Groschen nicht unterscheiden kann; jedenfalls ist unsere Kirche das Werk des ganzen Volkes und Allgemeingut. Sie ist uns deshalb doppelt theuer, weil der letzte Bettler, wenn er eintritt, genau so wie der Hochgeborne fühlt, daß dieses seine Kirche sei. Die Kirche ist der einzige Ort (und was ist das für ein Glück, daß wir solch einen Ort besitzen!) wo niemand den letzten armen Schelm in Lumpen fragen kann: warum bist du hergekommen, wer bist du? und wo der Reiche dem Armen nicht sagen darf: dein Platz ist nicht neben, sondern hinter mir.

Man trete aber dort in die Kirche und sehe sich die kirchliche Versammlung an. Sie ist vielleicht sehr andächtig, sehr feierlich, doch besteht sie aus ladies und gentlemen, von denen jeder seinen Platz hat, der ihm eigenthümlich zugehört, die reichen Leute aber, diejenigen, die in der Gemeinde angesehen sind, haben ganz besonders abgetheilte und verzierte Plätze, fast möchte man sagen: Logen. Kann man sich da des Gedankens erwehren, daß die kirchliche Versammlung nur eine Art gesellschaftlicher Vereinigung ist, in der nur für die in der Gesellschaft so genannten „anständigen Leute" Platz ist? Alle beten aus ihrem Buch, und da jeder sein Buch in Händen hat, so ist es klar, daß jeder auch vor Gott allein, als Individualität erscheinen will. Man sagt, daß in dieser Beziehung in den letzten 20—30 Jahren eine merkliche Aenderung vor sich gegangen sei; die Plätze in den Kirchen sind größtentheils freigegeben, d. h. nicht fest verschlossen, und der Zugang zu ihnen ist leichter geworden, als er früher war. In früheren Zeiten waren die Plätze, besonders in der Provinz, derartig gebaut, daß ihr Besitzer ruhig, allein, ungestört von der Nachbarschaft beten konnte. Wie klar spiegelt sich in dieser kirchlichen Anordnung die Geschichte der feudalen Gesellschaft und selbst die Geschichte der englischen Kirchenreformen

wieder! Nobility und gentry sind alles und führen alles an, weil sie alles besitzen und alles an sich reißen. Alles muß durch Kampf erkauft oder gewonnen werden — selbst das Recht, einen Platz in der Kirche zu besitzen. Selbst die Verrichtung des Gottesdienstes, das Recht eines bestimmten Geschlechtes, hat ihren Preis. Die Pastorenstellen mit Anspruch auf feste Einnahmen oder auf etatsmäßigen Gehalt sind in England erbbesitzlich, d. h. gehören dem Patronat an, und das Recht, die Inhaber zu wählen, bildet einen Besitz — entweder privater Grundbesitzer oder der Krone, aber weniger kraft eines staatlichen als vielmehr eines feudalen Herrenrechts. Deshalb erscheint auch der Pastor, der nicht vom Volke erwählt wurde und in seinem Unterhalt vom Volke unabhängig ist, inmitten dieses Volkes als ein über dasselbe gestellter Gebieter. Das Predigeramt erscheint vor allen Dingen als ein Privilegium (preferment) und ein Besitz, und man sollte sich schämen, es zu sagen, daß dieser Besitz ein Gegenstand des Handels ist. Die Aemter der Hauptprediger (incumbents) sind für einen gewissen Preis, der nach der Kapitalisirung der Einkünfte festgestellt ist, käuflich, genau so, wie man es mit den Posten von Sachwaltern, Notaren, Maklern u. s. w. macht. In jeder beliebigen englischen Zeitung kann man in einem für Anzeigen sogenannter preferments bestimmten Theil eine Reihe Angebote von Predigerstellen, mit Angabe der Einkünfte, finden: die Stelle wird gerühmt in Anbetracht der Bequemlichkeiten für das Leben, es wird das Haus, die Ortslage beschrieben, die Einnahmen angegeben und ein Preis gefordert mit der beiläufigen Bemerkung, daß der gegewärtige incumbent zur Zeit in hohem Alter stehe, so und so alt sei und sich wahrscheinlich nicht mehr lange seiner Stellung erfreuen werde. Zu näherer Auskunft wird man da und dahin verwiesen. In London erscheint sogar eine besondere Zeitung („The Church

preferment registrar“) mit der genauen Beschreibung aller Zugehörigkeiten, Einkünfte u. s. w. einer jeden Stelle, um es denjenigen, die dieselbe für eine gewisse Summe zu erhalten wünschen, bekannt zu geben.

Man sagt, daß es im politischen Sinn nützlich sei, wenn jedes Recht, sei es ein persönliches oder ein allgemeines, nicht anders als durch Kampf erlangt werden könne. Vielleicht jedes andere, nur nicht das Recht des gemeinschaftlichen Gebetes in der Kirche. Es ist nicht zu verwundern, daß das öffentliche Gewissen durch derartige kirchliche Einrichtungen nicht befriedigt werden kann, und daß England — das Land der staatlich eingeführten Kirche, das klassische Land der gelehrten Theologie und der Glaubenskämpfe — seit den Zeiten der Reformen das Land der Dissidenten jeglicher Art geworden ist. Das religiöse und Betbedürfniß des Volkes, das in der staatlich verordneten Kirche keine Befriedigung fand und für dessen Gebet dort kein Raum war, suchte in freien, selbstgegründeten religiösen Versammlungen und in verschiedenen Secten einen Ersatz. Die Theilung des Gottesdienstes wird unter den Bewohnern des unbedeutendsten Fleckens eine ganz maßlose. Die staatlich verordnete Kirche scheidet sich in drei Parteien und die Anhänger einer jeden (der sogenannten High-, Low- und Broad Church) haben gewöhnlich ihre eigene Kirche und besuchen keine andere. In einem kleinen Dorf von nicht mehr als 500 Einwohnern giebt es oft drei anglikanische Kirchen, außerdem drei Methodistenkirchen von drei verschiedenen Secten, welche sich durch sehr geringe Unterschiede, auf denen sie aber halsstarrig bestehen, unterscheiden und auf die hin sie jegliche Gemeinschaft mit anderen ausschließen. Es giebt eine besondere Kirche für die ursprünglichen oder Wesley'schen Methodisten, dann für die Congregationisten, ferner für die sogenannten biblischen Christen; letzteres sind

auch Methodisten, die sich aber vor wenigen Jahren abgelöst haben, weil sie entgegen den Uebrigen bestimmen, daß kein Verheiratheter den Beruf eines kirchlichen Evangelisten verwalten dürfe. Solch eine Anzahl von Kirchen — und zwar großen, schönen und geräumigen Kirchen giebt es in einem Dorfe! Alle diese Secten unterscheiden sich zuweilen durch sehr feine und capriciöse, dann aber auch durch ganz sonderbare Eigenthümlichkeiten der Glaubenslehre, doch abgesehen von allen dogmatischen Differenzen, drückt sich in allen dasselbe Streben aus nach einer freien, allgemeinen Kirche und viele sind gegen die staatliche Kirche und ihre Diener mit bitterem Haß erfüllt. Außer den einzelnen Secten hat sich inmitten der staatlichen Kirche schon längst eine zahlreiche Partei für eine frei-kirchliche Gemeinschaft — free church movement — gebildet. Privatleute und einzelne Gemeinden verschaffen dem einfachen Volk die Möglichkeit, am Gottesdienst theilzunehmen: zu diesem Zweck müssen sie besondere Kirchen bauen oder Räumlichkeiten wie Theater, Scheunen oder Säle miethen. Diese ganze Bewegung hat schon eine fühlbare Reaction in den Gebräuchen der Staatskirche hervorgerufen, indem sie sie veranlaßte, ihre Pforten weiter zu öffnen. Ist es aber nicht merkwürdig, daß man hier das durch Kampf erobern muß, was bei uns von Anfang an Gemeingut ist wie die Luft, die wir athmen?

Wie oft hören wir in Rußland sonderbare Reden über unsere Kirche von Leuten, die im Auslande gewesen sind, fremländische Bücher lesen, beredt fremde Urtheile nachsprechen, oder von naiven Menschen, die sich von idealen Vorstellungen fortreißen lassen, ohne die Wirklichkeit in Rechnung zu ziehen. Solche Leute kennen in ihren Lobeserhebungen der anglikanischen oder deutschen Kirche oder der anglikanischen Geistlichkeit keine Grenzen und kein Maß in der Verurtheilung unserer Kirche

und unserer Geistlichkeit. Wenn man ihnen glauben wollte, so wäre dort lebendige Thätigkeit, bei uns aber nur Verwesung, Unwissenheit und Todesschlaf. Dort seien Thaten, bei uns aber nur nackte Förmlichkeit und Thatenlosigkeit. Kein Wunder, daß viele so reden. Die Menschen urtheilen nach dem Schein. Sie dringen nicht näher in die Sache ein, um aber den Geist zu erfassen, muß man vieles überlegen und mit dem Kopf arbeiten; nach dem Aeußeren zu urtheilen, ist nicht schwer. Man faßt eine Meinung und bleibt dabei. Außerdem giebt es viele Menschen, für welche der entscheidende Factor die äußere Wohlgestalt, die Formen, die Geschicklichkeit, die Reinheit und die Wohlanständigkeit ist. In dieser Beziehung findet man in der englischen Kirche Gelegenheit genug zu bewundern, bei uns genug zu beklagen. Wer wäre nicht weltlichen, zuweilen leider auch geistlichen Persönlichkeiten begegnet, die im Auslande gewesen waren und nun mit Wärme die dortige Einfachheit in der Kirche loben und unsere Kirche unreif nennen. Wie traurig ist es, solche Reden hören zu müssen und wie betrübend, wenn der Sohn, der einige Zeit im fashionablen Kreise, inmitten aller Finessen des großstädtischen Lebens gelebt hat, in das Dorf zurückkehrt, wo er seine Kindheit zugebracht hat, und dann voll Verachtung auf die unwirthliche Umgebung und auf die vielleicht ungeschliffenen Sitten seiner Familie blickt.

Wir sind unserer Natur nach merkwürdig stark dazu geneigt, uns durch schöne Formen, durch die Organisation oder die äußere Construktion einer Sache, blenden zu lassen. Hieraus entspringt unser Hang zur Nachahmung, zur Uebertragung mancher Einrichtungen und Formen auf unseren Heimathsboden, die uns im Auslande durch ihre äußere Schönheit in Erstaunen setzen. Aber wir vergessen dabei, oder bedenken zu spät, daß jede historisch-entwickelte Form in

der Geschichte aus historischen Bedingungen erwachsen, und eine durch die Nothwendigkeit bedingte, logische Wirkung ist. Seine Geschichte kann niemand ändern noch umgehen; und die Geschichte selbst, sammt ihren Ereignissen, wirkenden Faktoren und den Formen des öffentlichen Lebens, ist die Schöpfung des Volksgeistes, ebenso wie die Geschichte des einzelnen Menschen im Grunde das Werk des Geistes ist, der in ihm wohnt. Dasselbe muß man auch von den Formen der kirchlichen Einrichtungen sagen. Jede Form hat ihren geistigen Boden, aus welchem sie erwachsen ist; oft sind wir von einer Form sehr eingenommen, ohne ihre Grundlage zu beachten; wenn wir sie aber sehen könnten, würden wir uns ein anderes mal nicht besinnen, die farbige Form in ihrem ganzen Ebenmaß zu verwerfen und blieben mit Freude bei unserer alten groben Form oder Formlosigkeit — bis unser eigenes geistiges Leben seine uns eigenthümliche Form bei uns ausbilden wird. Das Wesentliche bei jeder Einrichtung ist der Geist, und er ist es, den man vor allen Dingen vor Entstellung und Verwirrung schützen muß.

Unsere Kirche hat von jeher die Bedeutung einer allgemeinen Volkskirche und den Geist der Liebe und der unterschiedslosen Gemeinschaft besessen und bewahrt. Durch den Glauben erhält sich unser Volk mitten in allem Mißgeschick und aller Noth, und wenn es durch etwas in der ferneren Geschichte erhalten, gefestigt und erneuert werden kann, so kann es nur durch den Glauben und nur durch den Kirchenglauben geschehen. Man sagt uns, daß unser Volk in seinem Glauben unwissend, voller Aberglauben sei, und an schlechten, lasterhaften Gewohnheiten leide; daß unsere Geistlichkeit roh, beschränkt, unfähig sei und auf das Volk wenig Einfluß habe. Dies alles ist in vielem richtig, doch sind es unwesentliche, zufällige und vorübergehende Erscheinungen. Sie hängen von

vielen Bedingungen ab, vor allen Dingen von wirthschaftlichen und politischen, mit deren Veränderung sich auch diese Erscheinungen später oder früher verändern. Was ist denn wesentlich? Was gehört denn zum Geist? — Die Liebe des Volkes zur Kirche, das freie Bewußtsein voller Gemeinschaft in der Kirche, die Auffassung, daß die Kirche Gemeingut und öffentlicher Sammelpunkt sei, die völlige Aufhebung der Standesunterschiede in der Kirche, die Gemeinschaft des Volkes mit den Dienern der Kirche, die aus dem Volke hervorgegangen sind und sich von ihm weder in der Lebensweise, noch in den Tugenden, ja selbst nicht in den Mängeln unterscheiden und mit dem Volke stehen und fallen. Das ist ein Feld, von dem man viele gute Früchte ernten kann, wenn man in die Tiefe gräbt, weniger für die Verbesserung der Lebensart, als für die Besserung des Geistes sorgt, weniger dafür, daß die Zahl der Kirchen das Bedürfniß übersteige, als vielmehr dafür, daß die Bedürfnisse in der Kirche nicht unbefriedigt bleiben. Soll es uns etwa im entferntesten nach der protestantischen Kirche und ihren Pastoren gelüsten? Gott verhüte, daß eine Zeit käme, wo unsere Pastoren sich in der Stellung von Beamten, die über das Volk gestellt sind, befänden und unter ihrer Gemeinde wie weltliche Persönlichkeiten, mit erhöhten Bedürfnissen und Wünschen, inmitten der Dürftigkeit und Einfachheit des Volkes wie die „Herren" leben könnten.

Wenn man sich in das Leben hinein denkt, kommt man zu dem Schluß, daß für jeden Menschen im Laufe seiner geistigen Entwickelung am werthvollsten und nothwendigsten ist, in sich das einfache, natürliche Gefühl der menschlichen Beziehungen zu den Menschen, die Wahrhaftigkeit und Freiheit seiner geistigen Vorstellungen und Bewegungen unversehrt zu erhalten. Dieses unantastbare Kapital der geistigen Natur

ist es, kraft dessen sich die Seele vor den Wirkungen aller Standesformen und künstlicher Theorien, die unversehens das einfache, sittliche Gefühl zu Grunde richten, bewahrt und sichert. Wie kostbar diese Formen und Theorien in vieler Beziehung auch sein mögen, können sie doch, wenn sie sich mit der Seele verweben, in ihr alle einfachen und gesunden Vorstellungen und Empfindungen verdrehen und vernichten, die Begriffe von Wahrheit und Unwahrheit verwirren und selbst die Wurzel untergraben, aus welcher der gesunde Mensch in seinen geistigen Beziehungen zur Welt und zu den Menschen erwächst. Das ist das Wesentlichste und das ist es gerade, was wir so häufig ganz unwesentlicher Formen wegen ertöten, die uns verblenden. Wie viele Menschen und Einrichtungen, die durch falsche Entwickelung verdorben wurden, gehen deswegen zu Grunde und doch ist uns in unserer kirchlichen Einrichtung diese Wurzel das Kostbarste. Gott verhüte, daß auch sie einst durch schlecht angewandte Kirchenformen untergraben werden könnte.

III.

Die Protestanten werfen uns die Förmlichkeit und das Ceremonielle unseres Gottesdienstes vor; wenn man aber ihren Ritus sieht, giebt man unwillkürlich dem unsrigen den Vorzug; man fühlt, wie unsere Gebräuche in ihrer tiefen, geheimnißvollen Bedeutung einfach und erhaben sind. Der Priester spielt in unseren Ceremonien nur eine einfache Rolle; man verlangt von ihm nur andächtige Aufmerksamkeit bei der Verkündigung der Worte und der Vollziehung der Handlungen; durch seinen Mund sprechen die heiligen Worte und Gebräuche für sich selbst — und wie tief und geheimnißvoll sprechen sie zu der Seele eines jeden und vereinigen die ganze Versammlung in einem Gedanken und einem Gefühl! Deshalb kann der einfachste und einfältigste Mann, ohne künstliche Anstrengung die Handlung des Gebetes verrichten und sich im Gebet mit der ganzen Kirche eins fühlen. Der protestantische Gottesdienst fordert bei seiner äußerlichen Einfachheit, daß der Prediger die Betverrichtungen in einem bestimmten Tone ausführe. Deshalb können nur tief durchgeistigte oder sehr begabte Menschen dabei natürlich bleiben, die übrigen aber, d. h. die große Mehrzahl, sind gezwungen, sich künstlich heraufzustimmen, ihre Zuflucht zur Affektation zu nehmen, die gerade in den protestantischen Kirchen am häufigsten zu finden ist und auf Menschen, die nicht daran gewöhnt sind, einen unangenehmen Eindruck macht. Wenn man den Prediger sieht, wie er mitten in der Kirche stehend, mit dem Gesicht zu der auf Bänken wohlanständig sitzenden Versammlung gewandt, die Gebete spricht, indem er die Augen gen Himmel richtet, die Hände in einer bestimmten Weise, wie sie allen gebräuchlich ist, faltet und seiner Rede eine unnatürliche Intonation verleiht, so wird man peinlich berührt und denkt: wie unbehaglich muß es ihm sein! Noch peinlicher ist es, wenn er sein Gebet verrichtet hat, auf die Kanzel steigt, seine lange Predigt beginnt, sich von Zeit zu Zeit umkehrt, um ein Glas Wasser zu trinken und sich zu sammeln. Und in dieser Predigt hört man selten ein wahrhaft lebendiges Wort, nur dann, wenn der Prediger ein wahrer Geistlicher oder ein Talent ist. Gewöhnlich aber sprechen die Arbeiter am Werke der Kirche, mit erhobener Stimme, äußerster Affektation, mit vielen Gesten, indem sie sich von einer Seite zur anderen wenden und allgemeine von allen angewandte Phrasen in allen Tonarten wiederholen. Sogar wenn sie aus einem Buche ablesen, was nicht selten geschieht, machen sie gewisse Körperbewegungen und nehmen einen bestimmten Tonfall an. Nicht selten

geschieht es, daß der Prediger, wenn er einige Worte und Phrasen ausspricht, schreit und mit der Faust auf die Kanzel schlägt, um seiner Rede mehr Nachdruck zu verleihen . . . Hierbei fühlt man, wie richtig sich unsere Kirche der menschlichen Natur angepaßt hat, indem sie keine Predigt in das Ritual des kirchlichen Ceremoniels aufnahm. Unsere ganze Ceremonie ist an sich die beste Predigt und eine um so wirksamere, weil jeder sie nicht als Menschen-, sondern als Gotteswort hinnimmt. Und das kirchliche Ideal unserer Predigt als eines lebendigen Wortes ist die Lehre des Glaubens und der Liebe aus der heiligen Schrift, aber nicht die Erregung des Gefühls, als nothwendige Wirkung eines jeden Predigers auf die in der Kirche zum Gebet Versammelten.

IV.

Man sagt, daß die kirchliche Ceremonie etwas Unwichtiges, Nebensächliches sei. Es giebt aber Ceremonien und Gebräuche, denen zu entsagen, sich von seinem eigenen Selbst loslösen hieße, weil sich in ihnen das ganze geistige Leben des Menschen oder des Volkes spiegelt, die ganze Seele sich in ihnen ausprägt. In der Verschiedenheit der Gebräuche spricht sich am allerdeutlichsten die radicale, tiefe Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen aus, die sich in den unbewußten Sphären des geistigen Lebens verbirgt — ein Unterschied, der die Verschmelzung oder das volle gegenseitige Verständniß zwischen Völkern verschiedenen Stammes verhindert und die Hauptursache der Vielheit der Kirchen und Glaubenslehren ist. Vom abstrakten, kosmopolitischen Standpunkt aus die Thätigkeit dieser anziehenden und abstoßenden Kraft leugnen, indem man sie einem Vorurtheile gleichstellt, hieße die Kraft der Verwandtschaft unter den Menschen leugnen, die auf ihre persönlichen Beziehungen zu einander doch jedenfalls wirkt.

Wie bezeichnend ist z. B. der Unterschied in den Begräbnißceremonien und der Art und Weise, wie man mit der Leiche umgeht, bei den verschiedenen Völkern! Der Südländer, der Italiener, flieht vor seinen Todten, beeilt sich, so schnell als möglich sein Haus von ihnen zu säubern und überläßt anderen die Sorge um das Begräbniß. Ganz entgegengesetzt sind bei uns in Rußland, ein charakteristischer Volkszug, die religiösen Beziehungen zu der Leiche, die von Liebe, Zärtlichkeit und Ehrfurcht erfüllt sind. Aus der Tiefe der Jahrhunderte klingt bis auf den heutigen Tag die von poetischen Bildern erfüllte Totenklage in dem feierlichen kirchlichen Gebet durch, in welches jene Klage durch Annahme neuer religiöser Gebräuche verwandelt wurde. In keinem Lande der Welt sind die Begräbnißgebräuche so tiefsinnig als bei uns und es ist zweifellos, daß sich in ihnen unser Volkscharakter mit der ihm eigenen Weltanschauung wiederspiegelt. Schrecklich und häßlich sind die Züge des Todes überall, wir verhüllen sie aber mit einer prächtigen Decke, umgeben sie mit der feierlichsten Stille des Gebetes, singen dabei Lieder, in denen das Grauen der trauernden Natur mit der Liebe, der Hoffnung und dem andachtsvollen Glauben in eins verschmilzt. Wir fliehen nicht vor unseren Todten, wir schmücken ihn in seinem Sarge und es zieht uns zu diesem hin, um uns in jenen Geist zu versenken, der seine Wohnung verlassen hat; wir erweisen der Leiche Ehrfurchtsbezeugungen, versagen ihr nicht den letzten Kuß und verharren drei Tage und drei Nächte lang bei ihr lesend, singend und im Gebet. Unsere Todtengebete sind schön und erhaben, sie sind nicht kurz und verrathen keine Hast, die schon in Verwesung übergehende Leiche der Erde zu übergeben, und hört man sie, so scheint es, als würde nicht über dem Sarge der letzte Segen ausgesprochen, sondern um ihn her eine große kirchliche Feier im feierlichsten Moment des menschlichen Lebens ab-

gehalten! Wie begreiflich und wie theuer ist diese Feierlichkeit der russischen Seele! Aber der Ausländer hat dafür selten Verständniß, weil sie ihm ganz fremd ist. Bei uns dehnt sich das Gefühl der Liebe, das durch den Tod getroffen wurde, über die Begräbnißfeierlichkeiten aus, bei jenem aber zieht es sich krankhaft zusammen und ist nur von Grauen erfüllt.

Ein deutscher Lutheraner, der in Berlin lebte, verlor in Rußland seine heiß geliebte, rechtgläubige Schwester. Als er am Vorabend des Begräbnißtages bei uns eintraf und die geliebte Schwester im Sarge sah, ergriff ihn Entsetzen, das Herz zog sich ihm zusammen, und man sah deutlich, wie das Gefühl der Liebe und Verehrung dem Grauen wich, als er dem Abschied von der Leiche beiwohnte und selbst daran theilnehmen mußte . . . Darin kann uns der Deutsche, wie auch in vielem anderen, nicht verstehen, es sei denn, daß er lange unter uns gelebt habe und in die Tiefe unseres Seelenlebens eingedrungen wäre. Es scheint mir, daß gerade aus diesem Grunde einen Lutheraner in unserer Kirche nichts so sehr in Erstaunen versetzt, als die Verehrung der heiligen Ueberreste [Reliquien], was uns, unserer Natur nach, so einfach und natürlich erscheint, ebenso wie die Verehrung unserer Todten, die wir küssen und denen wir bei ihrer Beerdigung unsere Ehrfurcht bezeugen. Er, der unser Leben nicht mitlebt, sieht in dieser Verehrung nichts weiter als rohen Aberglauben — uns aber ist diese Bewegung und That der Liebe natürlich und selbstverständlich.

Für ihn ist es ebenso schwer, uns zu verstehen, wie es uns seltsam vorkommt und unverständlich ist, wenn wir von der kürzlich in der deutschen und englischen Gesellschaft entstandenen Agitation hören, die eine neue Beerdigungsform verlangt. Sie wollen, daß man die Toten nicht mehr der Erde übergebe, sondern in eigens zu diesem Zweck erbauten

Oefen verbrenne — und sie verlangen es vom utilitarischen und hygienischen Gesichtspunkt aus. Die Propaganda dafür verstärkt sich immer mehr, es werden Zusammenkünfte anberaumt, Gesellschaften gegründet, aus Mitteln von Privatpersonen vervollkommnete Oefen gebaut, chemische Versuche angestellt, Trauermärsche componirt, von denen die Verbrennung begleitet werden soll . . . Es wachsen die Stimmen und ein Geschrei ertönt im Namen der Wissenschaft, der Aufklärung und des Gemeinwohles. Wie aus einer fernen Welt schallen diese Töne zu uns herüber! Und diese Welt erscheint uns fremd, unheimlich und kalt! Nein, Gott verhüte, in solchem Lande, in der Fremde zu sterben, fern von der feuchten Muttererde Rußlands!

V.

Wer in Seele und Gebräuchen ein Russe ist — der versteht, was das Gotteshaus, was die Kirche für einen Russen bedeutet. Es genügt nicht, rechtschaffen zu sein, die Nothwendigkeit der religiösen Empfindung zu fühlen und zu achten, um die Bedeutung der Kirche für einen Russen verstehen zu können und um diese Kirche wie seine eigene lieb zu gewinnen. Man muß dazu das Volksleben mitleben, mit dem Volk gleichsam in einer kirchlichen Versammlung leben, den Herzschlag des Volkes mitfühlen, von der Feierlichkeit, von Wort und Gesang gemeinsam durchdrungen sein. Deshalb haben viele, die die Kirche nur aus Hauskapellen kennen, wo sich ein auserlesenes, geputztes Publikum versammelt, keinen wahren Begriff von ihrer Kirche und dem kirchlichen Geschmack, blicken zuweilen gleichgültig oder verkehrt auf das, was in den kirchlichen Gebräuchen und Gottesdiensten dem Volke besonders theuer ist und was nach seinem Begriff die Schönheit der Kirche ausmacht.

Die rechtgläubige Kirche erscheint dem Volke schön. Wenn man in sie hereintritt, fühlt man, daß hier alles einheitlich vom Volke erdacht ist und sich durch das Volk erhält. Betritt man eine katholische Kirche, wie erscheint uns doch alles leer, kalt und gekünstelt. Der Prister celebrirt und liest seine Gebete für sich allein, als stände er über dem Volke, von ihm getrennt. Er betet nach seinem Buch, das Volk nach dem seinigen; es kommt und geht, nachdem es seine Gebete verrichtet und diese oder jene kirchliche Handlung abgewartet hat. An dem Altar wird der Gottesdienst abgehalten; das Volk wohnt ihm bei, doch ist es nicht mit dem allgemeinen Gebet daran betheiligt. Die Ceremonie spricht nicht zu unserem Gefühl und wir empfinden, daß die Schönheit, die möglicherweise darin enthalten ist, nicht unsere Schönheit, sondern eine fremde ist. Alle Funktionen des Gottesdienstes, auf mechanische Weise angeordnet, erscheinen uns sonderbar, kalt und ausdruckslos, die Bilder und Trachten unschön, die Töne des kirchlichen Recitatives unharmonisch und seelenlos; der Gesang in fremder Sprache, von der man kein Wort versteht, ist nicht ein Hymnus der Volksmasse, nicht ein aus der Seele dringendes Wehklagen, — sondern ein kunstvoll veranstaltetes Concert, das den Gottesdienst umhüllt, nicht aber mit ihm verschmilzt. Unsere Seele sehnt sich hier nach der eignen Kirche, wie man sich unter Fremden nach der Heimath sehnt. Wie anders bei uns! hier finden wir unbeschreibliche Schönheit, eine Schönheit, die dem Russen verständlich ist und die er so liebt, daß er bereit wäre, seine Seele für sie hinzugeben. Der russische Kirchengesang ergießt sich, wie das Volkslied, in einem breiten, freien Strome aus des Volkes Brust und je freier er sich ergießt, um so mehr spricht er zu Herzen. Wir haben dieselben Melodien wie die Griechen, doch werden sie vom russischen Volk anders gesungen, weil es seine russische Seele in sie hineingelegt hat.

Wer hören will, wie sich diese Seele äußert, muß nicht dahin gehen, wo berühmte Chöre und Kapellen mitwirken, wo die Musik moderner Componisten aufgeführt und je nach Bedarf durch neue offizielle Uebertragungen arrangirt wird. Er muß den Gesang in einem wohlorganisirten Kloster hören, oder in einer von jenen Pfarrkirchen, wo durch gute Leitung guter Gesang eingeführt ist; dort wird er hören, in einem wie breiten, freien Strom sich aus der russischen Brust die Melodie des Kirchenliedes ergießt, mit einer wie feierlichen Poesie die Glaubenslehre gesungen wird, wie sich der Kanonarch dem Lobgesange anpaßt und von welcher beseelten Freude der Kanon des Oster- oder Weihnachtsfestes durchdrungen ist. Wenn wir uns hier umblicken, so sehen wir, wie jedes Wort des Liedes im Volke ein Echo findet, wie es in den erhobenen Augen leuchtet, über den gesenkten Häuptern schwebt, in den Melodien wiederhallt, die von überallher ertönen, weil diese Worte und Melodien jedem Menschen von Kindheit an vertraut sind und in jedwedem, wenn er sie hört, die Seele mit zu singen beginnt. Der schöne, *wahre* Gottesdienst ist für den Russen ein wirklicher Feiertag und auch außerhalb der Kirche bewahrt die Seele diese tiefe Empfindung, die in ihr bei der Erinnerung an diesen oder jenen Moment wieder auflebt: die russische Seele, die an die Kirche gewöhnt ist, ist jederzeit bereit, mit dem Gedanken an die heilige Frühmesse oder an die Melodie des festlichen Lobgesanges zu erwachen, wenn sie in ihrem Innern den Kanon des Oster- oder Weihnachtsliedes hört. Das sind solche Töne, wie die, von denen unser Dichter singt:

Stets muß ich sie hören
In tiefster Bewegung,
Im lautesten Drängen
Des Lebens, des niedern,

Wer konnte den Klängen,
Den heißen — erwidern?
Doch wenn sie mich riefen
Im Beten, im Streiten,
Da rührten im Tiefen
Sie bebendste Saiten.

Bei dem aber, der von Kindheit an diese Worte und Töne gewöhnt ist, erheben sich wohl immer unzählige Erinnerungen und Bilder aus jenem großen Gedichte der Vergangenheit, das doch ein jeder durchlebte und mit sich trägt . . . Glücklich, wer von Kindesbeinen an mit diesen Worten und Tönen vertraut ist, wer in ihnen die Schönheit fand, nach der er strebt, ohne die er nicht leben kann, dem alles darin verständlich und heimisch ist, der dadurch seine Seele aus Staub und Schmutz des irdischen Elends aufrichtet, der in ihnen sein in verschiedenen Richtungen zersplittertes Dasein sein an den Wegscheiden des Lebens zerstobenes Glück sucht und findet. Glücklich der, den gute und rechtschaffene Eltern von Kindheit an die Kirche gewöhnt, ihn mitten unter das Volk stellten, um mit dem Volk gemeinsam zu beten und mit ihm vereint die Feste zu begehen. Sie haben ihm für das ganze Leben einen Schatz hinterlassen, und ihn in der That in das Verständniß des Volksgeistes und in die Liebe des Volksherzens eingeführt, indem sie ihm die Kirche zum Vaterhaus, zu einem Orte der völligen, reinen, wahren Einigung mit dem Volke machten.

Was soll man aber nun von den zahlreichen in den Tiefen der Wälder und in den weiten Ebenen der Felder zerstreuten Kirchen sagen, wo das Volk stumpf und verständnislos den meckernden Gesang des Küsters oder das Gemurmel des Klerikers anhört?

An dieser Stumpfheit ist weder die Kirche, noch das arme Volk schuld, sondern der träge, gedankenlose Diener der Kirche, die kirchliche Obergewalt, die ihren Dienern unaufmerksam und gleichgültig ihre Aemter anweist, stellenweise aber auch die Armseligkeit und Hülflosigkeit des Volkes. Heil dem Menschen, in welchem sich dann der Funken der Liebe entzündet, in welchem der Eifer im Dienste der Kirche erwacht und dem es dann gelingt, die vernachlässigte Kirche in die Welt der Schönheit und des Gesanges zurückzuführen. Er wird alsdann in der That Licht über das Land ergießen, die Schatten des Todes verscheuchen, die Todten auferwecken, die Niedergeworfenen aufrichten, die Seelen vom Tode erretten und unzählige Sünden zudecken . . . Deshalb giebt der Russe so viel und gern zur Errichtung und Verschönerung der Kirchen. Wie falsch urtheilen diejenigen, die ihn um dieses Eifers willen tadeln, und doch erheben sich heut zu Tage viele solcher Stimmen. Dieser freigebige Eifer wird entweder der Rohheit und der Beschränktheit, oder der Scheinheiligkeit und Heuchelei zugeschrieben. Man pflegt zu sagen: wäre es nicht besser, dieses Geld für „die Bildung des Volkes", für Schulen und wohlthätige Anstalten anzuwenden? Auch dafür werden Opfer gebracht, doch ist dieses ganz etwas anderes, und der fromme Russe mit seinem gesunden russischen Sinn wird sich nicht besinnen, auch für bildende und wohlthätige Anstalten in seinen Beutel zu greifen.

Und nun gar die Kirche Gottes! Sie spricht für sich selbst; sie ist eine lebendige, volksthümliche Einrichtung. In ihr ist dem Lebenden und dem Todten wohl. In ihr allein fühlen sich alle leicht und frei, in ihr freut sich und jauchzt jede Seele, von der geringsten bis zur höchsten, und erquickt sich von drückendem Leid; in ihr sind alle, der Reiche und der Arme, der Reinliche und der Schmutzige gleich. Das Gotteshaus ist prächtiger als das Schloß des Kaisers, und doch fühlt sich jeder Arme darin wie in seinem eigenen

Haus; jeder hat das Recht, es als das seinige zu bezeichnen, weil die Kirche aus den Mitteln des Volkes errichtet und aus diesen auch unterhalten wird. Alle finden in ihr ein Asyl, Trost im Gebet und jene Lehre, die dem Russen das Liebste ist. Das ist es, was in der Seele des Russen bewußt und unbewußt zugleich zum Ausdruck kommt und was ihn veranlaßt, ohne sich umzuschauen und ohne Besinnen für die Kirche zu spenden. Der Russe fühlt, daß er in solchem Thun nicht irrt und gläubig opfert zu einem wahren und heiligen Werk.



Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW., Ritterstr. 50.

